

0366

# BESEITIGUNG DER KOLONIALMACHT

●  
VON ERNST SUCHER

EIN KULTURPROBLEM

Stadt- u. Univ.-Bibl.  
Frankfurt/Main

●  
VERLAG FRIEDE DURCH RECHT • WIESBADEN



**Beseitigung —  
der  
Kolonialmacht  
ein  
Kulturproblem**

VON ERNST SUCHER.



1 9 2 7

---

VERLAG FRIEDE DURCH RECHT, G. M. B. H., WIESBADEN.

Stadt- u. Univ.-Bibl.  
Frankfurt/Main



Den Unterdrückten gewidmet.



Nachdruck verboten. — Alle Rechte, auch das der Uebersetzung, vorbehalten. — Copyright by „Friede durch Recht“, G. m. b. H.,  
Wiesbaden, Gartenstr. 18.

Druck: Westdruckerei Wiesbaden G. m. b. H.

## Vorwort.

Kein Unglück ist zu gross, kein Elend zu tief, um nicht in ihm ein erstes Lächeln der Wahrheit erkennen zu können, ein erstes Aufblitzen der Strahlen aufgehender Morgensonne.

Die furchtbarste Katastrophe, die je über das Menschengeschlecht hereinbrach, der grosse Krieg, der Millionen blühender Menschenleben auf dem Schlachtfelde dahinstreckte und weitere Millionen an seinen Nachwehen zugrunde gehen liess: sie lässt schon jetzt erkennen, dass aus ihren Opfern der Menschheit ein Glück ersteigt.

Die Menschheit hat erkannt, dass ihre kulturfeindlichen Leidenschaften ihren völligen Untergang herbeiführen; hat erkannt, dass diese Leidenschaften bekämpft werden; dass Gottes Gesetze auf Erden wieder eingesetzt werden müssen: Liebe, Eintracht, Friede, Recht, Gesittung, Menschenwürde.

Sie hat es erkannt und sucht Wege, die nach dem Ziel führen.

Es klingt paradox, wenn gesagt wird, dass die Menschheit Wege nach diesem Ziel sucht; paradox, weil die Wege vor uns liegen, offen und eben, sodass es fast als Selbstverständlichkeit erscheint, sie zu beschreiten.

Und doch ist das Betreten dieser Wege von Hindernissen verlegt; zwischen der sehnennden Menschheit und diesen geraden, ebenen Wegen liegt ein Unrat von Leidenschaften, der erst beseitigt werden muss; der umso schwerer beseitigt werden kann, als diese Leidenschaften den Völkern als Ganzes anhaften; und als diese das Recht für sich in Anspruch nehmen, den höllischen Leidenschaften frönen zu dürfen, unangefochten frönen zu dürfen: dem Neid, der Habsucht, dem Raub.

Seit Jahrhunderten rauben die Mächtigen der Erde in fremden Erdteilen ihren Mitmenschen Heimat, Gut und Leben; feiern sie wahre Orgien in Würdelosigkeit, Ehrlosigkeit, Schändung und Blutbad; und das alles unangefochten, eben weil sie die Macht dazu in Händen haben.

Die furchtbarsten Verbrechen, die wie Ketten an Ketten sich reihen, wurden und werden von den Kolonialmächten verübt. Ungezählte Millionen von Menschen, die Menschen sind so gut wie wir, ja vielfach besser wohl, weil sie solcher Verbrechen nicht fähig sind; weil sie noch unberührt sind von jener vermeintlich hochstehenden Kultur, die Völkern gestattet, sie grauenhaft zu unterdrücken, aus ihrem Schweiss und ihrer Armut die Mittel für Wohlleben, Luxus, Reichtum zu erpressen, schmachten noch unter dem



Joch grausamer Machthaber, sehnen sich brünstig nach Befreiung von den Fesseln der Schmach und des Elends.

Die völlige Befreiung dieser Millionen Unterdrückter muss erreicht werden; sie ist das grosse Problem der anbrechenden neuen Kulturepoche!

Alle die furchtbaren Verbrechen, die Staaten an ihren Untertanen mit Strenge verfolgen und mit schwersten Strafen sühnen, begehen sie als Gesamtheit ohne Gewissensbisse und Skrupel; ja sie bilden sich oft genug ein, damit herrliche Kulturtaten zu vollbringen.

Solange für das Individuum und die Gesamtheit der Individuen zweierlei Moral solcher Art Geltung hat und Geltung haben darf, wird und muss die Kultur dem Untergang entgegen wanken, weil die der Gesamtheit zur Verfügung stehenden Vernichtungsmittel ins ungeheuerliche gewachsen sind.

Die Weltkatastrophe aber hat die Erkenntnis gebracht — und in dieser Erkenntnis erschauen wir das erste Aufblitzen einer herrlichen Sonne —, dass die Sondermoral für die Völker, als Gesamtheit von Individuen, die jedes Verbrechen deckt, wenn es dem Vorteil des betreffenden Volkes dient, beseitigt werden muss; dass die Völker als solche der gleichen Moral unterstellt werden müssen, wie der Einzelmensch.

Die Beseitigung der Sondermoral aber ist schwer, unsagbar schwer, weil die Völker als solche in die Preisgabe ihrer verbrecherischen Leidenschaften nicht willigen wollen; umsoweniger, je mächtiger sie sind. Jedes Volk verlangt vom anderen die Preisgabe, hält aber an den eigenen Leidenschaften mit Zähigkeit fest; und es ist ein Feilschen unter ihnen, wie es unter Einzelmenschen nicht möglich ist, ohne sich der blödesten Lächerlichkeit auszusetzen.

Aus diesem Grunde erscheint es als eine Unmöglichkeit, durch Verhandlungen der Staatsmänner und Staatenlenker das hohe Ziel, die Stellung der Völker unter die Individualethik, zu erreichen.

Jenes Ziel kann nur erreicht werden, wenn der Wille zur Erreichung als machtvolle Bewegung die Völker durchflutet, der die Staatenlenker sich beugen müssen. In weiten Kreisen aller Völker hat sich diese Erkenntnis Bahn gebrochen; und es gilt nunmehr, diese Erkenntnis zur Bewegung werden zu lassen, die lawinenartig sich entwickeln muss und wird.

Ich stelle mich mit diesem Buch in den Dienst dieser Bewegung; in ihm will ich den Beweis erbringen, dass das schwerste Hindernis zu dem Kulturaufstieg, nach dem die gesamte Menschheit drängt und verlangt, die Kolonialmacht ist; dass diese der Ausgangspunkt ist aller gegenwärtigen Konflikte unter den Völkern; und dass sie die schwersten Gefahren für die Existenz der Menschheit überhaupt in sich birgt.

Ich betrachte in diesem Buche das Kolonialwesen entgegen der allgemeinen Literatur über dasselbe nicht von historischen, politischen, wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus, sondern ausschliesslich von kulturellen, ethischen, menschlichen; und bin mir deshalb bewusst, den Widerspruch mancher Politiker und Volkswirtschaftler zu erregen. Ich bin mir aber gleichzeitig bewusst, dass kulturelle, ethische, menschliche Gesichtspunkte höher zu werten sind, als politische und wirtschaftliche; dass diese sich jenen anpassen müssen, und dass sie bei Anpassungsfähigkeit ihre Rech-

nung dereinst besser finden werden auf dem Boden eines in diesem Buche erstrebten Kulturstandes, als unter den gegenwärtigen wirren Verhältnissen.

«J'accuse» setze ich über einen Teil dieses Buches, das Wort, welches vor einem Menschenalter Emile Zola in die Welt schleuderte, um das Weltgewissen aufzurütteln; um zu zeigen, wie Neid, Habsucht, niedrige Gesinnung einen unschuldigen Menschen ins Verderben stürzten. Die ganze Welt horchte damals auf, und jeder einzelne verfolgte mit fieberhaftem Interesse jede Phase, jedes Wort des Riesenprozesses, den Zola's Wort heraufbeschworen hatte, und der die Befreiung des unschuldig Verurteilten bewirkte.

Es handelte sich damals um die Befreiung eines einzelnen Menschen, für die sich Zola mit Aufwendung seiner ganzen Kraft einsetzte. Sein zündendes Wort weckte damals die ganze Welt für diesen Einen.

Ich setze mich ein für Millionen solcher unschuldig in Gefangenschaft und Unterdrückung Schmachender, deren Ungezählte weit schwerer leiden müssen, als jener Eine jemals litt; ich wähle das Wort Zola's als Fahne in meinem Streit gegen die Kolonialmacht, beseelt von dem heissen Wunsche, dass mein «J'accuse» für jene Millionen Elender auch nur annähernd so zünden, das Weltgewissen so aufrütteln möge, wie es damals Zola's «J'accuse» für jenen Einzelnen vermochte.

Für geschichtliche Quellenstudien benutzte ich Werke von Dr. A. Zimmermann, Dr. H. v. Lenk, V. Valentin, Dr. M. J. Bonn, Dr. Ernst Schultze, H. R. Fox-Bourne, Edmond D. Morel.

*Ernst Sucher.*

Berlin, 1927.



## J'accuse!

Ich klage an vor dem Forum der gesamten Menschheit, des würdigen, des unbestechlichen, des gerechten Richters, alle neuzeitlichen europäischen Kolonialmächte von den Portugiesen bis zu den Belgiern; ich klage sie an aller grausigen Verbrechen, die je an Individuen verübt wurden, der entsetzlichsten Grausamkeiten gegen unschuldige, hilflose Völker, und verweise dabei auf die im ersten Teil dieses Buches gekennzeichneten Einzelheiten, die nur wenige von tausendfach mehr erwiesenen Fällen finsterner Schreckens-taten ans Licht ziehen.

Ich klage die Portugiesen, die Väter der modernen, ach, so grausamen Kolonialpolitik, an, die Freundlichkeit, mit der ihnen die Eingeborenen in Indien und Brasilien entgegenkamen, mit offenkundiger Feindseligkeit erwidert zu haben.

Als Vasco de Gama von seiner Entdeckungsfahrt heimgekommen war und Bericht von den unermesslichen Schätzen des Märchenlandes erstattet hatte, erblickten die Portugiesen die nächste Aufgabe in der Ausrüstung von Kriegsschiffen, um sich des Märchenlandes mit Gewalt bemächtigen zu können, anstatt, wie bisher seit Jahrhunderten die Araber getan, die Schätze Indiens in friedlichem Handelsverkehr zu holen.

Die Araber hatten in Indien auch Kolonialpolitik getrieben, aber friedliche Kolonialpolitik, von der die Europäer nichts wissen wollten, weil sie von vornherein die Absicht hatten, alle vorhandenen Schätze zu erraffen, nichts anderen zu belassen; alle diese Schätze zu nehmen, nicht auf redlichem Wege, sondern mit Gewalt, durch Raub.

Die Araber, die von den Westeuropäern mehr oder weniger als mindestens unkultiviert dahingestellt und dafür gehalten wurden, obgleich diesen nicht unbekannt sein konnte, dass die arabische Kultur eine sehr alte und eine höherstehende als die westeuropäische war — für die hohe Auffassung der Araber von Sittlichkeit und Menschenwürde hatten die Portugiesen so wenig Verständnis wie die anderen europäischen Kolonialmächte —; sie lebten in Frieden mit den Eingeborenen und erlangten von diesen alles, was sie haben wollten, gaben aber andererseits ihnen auch, was ihnen gebührte, erfüllten also die einfachsten und natürlichsten Menschensatzungen.

Die Portugiesen aber kamen und rissen das Höllentor auf und liessen die vernichtenden Feuer über friedliche, unschuldige Völker dahinrasen. Mit Sengen und Brennen, mit Plündern und Morden bemächtigten sie sich der Hauptplätze Indiens; und jeden Widerstand rächten sie mit furchtbaren Grausamkeiten. Einer beispiellosen Sittenlosigkeit liessen sie die Zügel



schiessen; Frauen und Mädchen wurden mit Gewalt ins Verderben gerissen; und entsetzliche Seuchen verbreiteten sie unter den naiven Völkern, die sich mit Ekel und Abscheu von diesen Trägern europäischer Kultur abwendeten.

Die Portugiesen, vom Gouverneur bis zum niedrigsten Beamten, zum niedrigsten Soldaten, hatten jedes Maß für Recht verloren und verübten die grauenvollsten Verbrechen an Menschen, die Engel waren gegenüber diesem barbarischen und sittenlosen Gesindel des Europäertums. Ich weise nur auf den Vizekönig Azevedo hin, der gefangene Frauen enthaupten liess, nachdem er sie gezwungen hatte, vorher ihre Kinder zwischen Mühlsteine zu werfen und zermalmen zu sehen.

Kann man Grausameres als solche Entsetzenstat auch nur denken? Das älteste, von der Natur begründete gesellschaftliche Band der Menschheit, das der Mutterliebe, das edelste und heiligste Gefühl, das die Gottheit in den Menschen legte, mit solchem Zynismus zu verletzen und zu martern!

Seid Menschen ihr, so fühlet diese Not!

Man wende demgegenüber nicht ein, dass das alles vor mehreren Jahrhunderten geschah, und dass die Kultur der Portugiesen gegen die unsere gering gewesen sei! Eine solche Einstellung diesen unmenschlichen Grausamkeiten gegenüber wäre eine Selbstblendung; eine Feigheit, die Dinge sehen zu wollen, wie sie sind. Die Portugiesen standen damals auf einer ebenso hohen Kulturstufe wie wir heute; nichts hat sich seitdem verändert am allgemeinen Kulturstand. Es war die Zeit der Renaissance, des Erwachens der europäischen Menschheit, die Zeit der höchsten Kulturblüte.

Ich klage die Portugiesen an, mit der gleichen Grausamkeit wie in Indien auch in Brasilien gewütet zu haben; ja, wenn eine mögliche Steigerung der Grausamkeiten denkbar ist, mit aufs äusserste gesteigerter Grausamkeit.

Zur Zeit der Besitzergreifung Brasiliens durch die Portugiesen war dieses von Millionen von Indianern bewohnt. Planmässig wurden die Eingeborenen niedergemacht; förmliche Menschenjagden wurden veranstaltet, und die völlige Ausrottung der Indianer erreicht. Was von ihnen übrig geblieben ist, sind vereinzelte Stämme in den für Europäer noch heute unerreichbaren Gebieten des Amazonasstromes; wären diese Gebiete erreichbar gewesen, die Portugiesen würden auch diese Reste der Eingeborenen niedergemetzelt haben.

Wahrhaftig! Wenn für jeden von den Portugiesen getöteten; jeden von ihnen zu Tode gequälten und gemarterten; jeden in grausamster Sklaverei, die meist schlimmer als Tötung war, gestossenen Eingeborenen das Haupt eines Portugiesen gefordert worden wäre, wie es Menschensatzungen entsprechen würde; wahrhaftig, nicht ein Portugiese würde heute noch am Leben sein; Portugal würde der Vergangenheit angehören; und der Name „Portugiese“ uns nur noch wie ein böser Traum in der Erinnerung leben!

Ich klage die Spanier an der gleichen Grausamkeiten wie die Portugiesen. Auch sie fielen über die unermesslichen neuentdeckten Gebiete her wie ihre portugiesischen Brüder: getrieben von Habgier, nichts als Habgier. Sie hatten weder die Kraft, noch die Fähigkeit, noch die Absicht, diese ungeheueren Gebiete in ordentlichen Besitz zu nehmen und sie zu erschliessen, zu kolonisieren und so dem Mutterlande dauernd zu verbinden. Die pyrenäischen Brüder fielen in die entdeckten Länder ein wie Diebe und Räuber,

die nicht die Möglichkeit haben, alle vorgefundenen Schätze in Sicherheit zu bringen, und deshalb nur nehmen, was leicht greifbar ist, was den grössten Wert repräsentiert. Sie stahlen nur die Edelmetalle, die in gewaltigen Mengen vorhanden waren, und beuteten die Minen aus. An eine vorsichtige und sachgemässe Ausbeutung der Minen war natürlich nicht zu denken, es kam ja nur darauf an, schnell, schnell, schnell die Reichtümer zusammenzuraffen.

Die bedauernswerten Eingeborenen mussten diesen Zwecken dienen und untragbare Frondienste leisten. Wir wissen, dass auf Haiti jeder Eingeborene von über 14 Jahren gezwungen wurde, regelmässig bestimmte Mengen Goldes abzuliefern, dass die ganze Bewohnerschaft der Insel unter ständiger Kontrolle stand und zu ununterbrochener schwerster Arbeit für die Eroberer gezwungen war.

Das Herz krampft sich zusammen, wenn man bedenkt, wie die spanischen Barbaren die Millionen unschuldiger Eingeborenen, die bis dahin wie Kinder in einer verschwenderischen Natur gelebt hatten, hinhordeten.

Man vergegenwärtige sich doch, was das besagt! Man mache sich ein Bild von dem Zustand der eingeborenen Völker, bevor die Kulturträger zu ihnen kamen!

Sorgenlos lebten sie; in einem Paradiese. Die Männer gingen gemächlich dem Fischfang oder der Jagd nach und brachten heim, soviel die Familie brauchte, eines Mehr bedurften sie nicht, um glücklich zu sein. Die Frauen besorgten die Häuslichkeit, und die Kinder tummelten sich unter Jauchzen und Johlen. Seit undenklichen Zeiten lebten sie so; und undenkliche weitere Zeiten glaubten sie, so leben zu können.

Da kamen die weissen Europäer und vernichteten ihr ganzes Dasein; aus dem Paradiese wurde eine Hölle, von deren Furchtbarkeit sie nichts geahnt hatten; alles wurde ihnen geraubt, was ihnen Freude bereitet, was ihnen das Leben so lebens- und liebenswert gemacht hatte. Die Sonne hatte sich ihnen plötzlich verfinstert; und sie blieb ihnen verfinstert bis zum heissersehnten Tod.

Geschlagen, gepeitscht, gequält wurden diese naiven, diese kindlichen, diese gutmütigen Wilden, zu Tode gehetzt, in die Verzweiflung getrieben.

Wie roh muss die Habgier aus dem Spanier gesprochen haben, wenn die Eingeborenen der Meinung waren, dass der Gott der Spanier das Gold sei; wie furchtbar müssen sie unter dieser Habsucht, unter dieser Gier nach Gold gelitten haben, wenn sie alles in ihrem Besitz befindliche Gold in die Flüsse warfen, nur um nicht seinetwegen den grausamen Verfolgungen ausgesetzt zu sein!

Wie mörderisch müssen die Spanier gehaust haben, wenn schon nach kurzer Zeit auf Haiti die Eingeborenen infolge der unmenschlichen Grausamkeiten und der furchtbaren Unsittlichkeit der Weissen ausstarben und demzufolge Mangel an Arbeitern entstand! Noch furchtbarer ist es, wie die Spanier dem Mangel an Arbeitern abhalfen.

Es ist erwiesen, dass mit Einwilligung des Königs Ferdinand die Minenausbeuter sich Leute von den Bahamainseln holten; es ist erwiesen, dass diese durch den ärgsten Betrug ins Verderben gelockt wurden.

Die Spanier, die auf jedem Schiff Priester und Missionare mitbrachten, die das Kreuz emporhielten, die der alleinseligmachenden Kirche dienten; die Spanier, die sich die eifrigsten Verteidiger der Religion dünkten, ver-



mochten es leichten Herzens, den wahnsinnigsten Frevel an dem religiösen Gefühl anderer zu begehen: Die armen Bahamainsulaner, die meist niemals Weisse gesehen hatten, strömten in Scharen auf die Schiffe, als ihnen die Weissen erzählten, sie kämen aus dem Himmel ihrer Väter und wollten sie nach dort abholen, wo es herrlich sei, tausendfach herrlicher, als auf ihren Inseln, wo es nur Freude gäbe, und wo ihre Vorväter sie sehnsüchtig erwarteten, um mit ihnen zusammen all des Glückes und all der Seligkeit zu geniessen.

Wenn ein Schiff voll geladen war, wurden die Segel gespannt; und fort ging es direkt in die Goldwäschereien, in ein furchtbares Sklavenjoch, aus dem keine Kunde von den Ärmsten bis zu ihren Inseln drang. Die Unglücklichen gerieten in Verzweiflung; viele flohen in die Berge oder aufs Meer, oder töteten sich, um den unbeschreiblichen Qualen zu entweichen.

Man muss sich nur vergegenwärtigen, dass die armen Menschen in froher Erwartung des herrlichsten Paradieses waren!

Du stellst, oh Gott, auf eine harte Probe uns, an Dich zu glauben noch!

Die widerwärtigste Erscheinung in der Kolonialpolitik der Portugiesen sowohl, als auch der Spanier, war die Verquickung mit dem Christentum, in dessen Namen die grässlichsten Verbrechen begangen wurden. Nicht genug, dass man den bedauernswerten Eingeborenen alles nahm, was ihr idyllisches Glück ausmachte; nicht genug, dass man sie aller Freiheit beraubte; nicht genug, dass man sie zu schwerster Zwangsarbeit trieb und dabei die furchtbarsten Grausamkeiten an ihnen beging: man zwang sie auch, sich zum Christentum zu bekehren; man wollte ihnen ihre Religion aus der Seele reissen; ihre Religion, deren Ethik unendlich viel höher stand, als die des von den Spaniern vertretenen Christentums, das die schmachvollste Verhöhnung der Lehre Jesu war, die je gegen diese verübt wurde. Und jener kubanische Häuptling, den sie zum Tode verurteilt hatten, der aber vorher zum Christentum sich bekehren sollte, schätzte den Wert jenes Christentums treffend ein, wenn er fragte, ob im Himmel es auch Spanier gäbe; und der, als man dieses bejahte, erklärte, dann lieber in die ihm im Nichtbekehrungsfalle verheissene Hölle fahren zu wollen, um nur keinen Spanier mehr zu treffen.

Ich klage die Spanier an, in Mittelamerika und in Mexiko alte hohe Kulturen und Kulturgüter vernichtet zu haben.

Die jetzt auf Yukatan ausgegrabenen Ueberreste von Bauwerken sind lebendige Beweise der hohen Kultur eines Volkes, von dem kein Sprössling übrig blieb; sind aber gleichzeitig auch Beweise für die Barbarei der Spanier, die ein hochentwickeltes Volk bis auf den letzten Mann ausrotteten und seine Kulturwerke vernichteten zu keinem anderen Zweck, als einer unstillbaren Habgier zu frönen.

Und ich klage die Spanier an, ein anderes Land mit reicher Kultur, Peru, verwüstet und seine Bevölkerung ausgerottet; die grössten jemals aufgespeichert gewesenen Schätze an Gold diesem Lande geraubt zu haben; Schätze, die den spanischen Königen erlaubten, die abenteuerlichsten imperialistischen Pläne durchzuführen; Schätze, die so gewaltig waren, dass sie den Neid der Holländer, der Franzosen, der Engländer erregten, und diese Nationen die gleichen Spuren der Habgier verfolgen liessen, und so der Anlass wurden zur Verewigung der grausamsten Kolonialpolitik.

Wann je konnte die Geschichte ähnliches verzeichnen wie die in Peru regierungsseitig erlassene Erklärung, nach der alle Frauen in den indianischen Klöstern den Spaniern als Beute zufielen; wann je ähnliches wie die innerhalb der ersten 15 Jahre der spanischen Herrschaft auf Guatemala erfolgte Hinmordung von 4 bis 5 Millionen Eingeborener?

Niemals wird Spanien von seinen Händen das Blut der hingemordeten Völker abwaschen können, der Völker, die ihnen nicht Feinde waren, die einzig und allein der Habgier und Wollust geopfert wurden!

Ich klage die Holländer an, gleich den Portugiesen und den Spaniern, unmenschlicher Grausamkeiten gegenüber den Eingeborenen; Grausamkeiten, die nicht weniger verdammungswürdig sind, auch wenn man den Holländern zugestehen muss, dass ihre kolonialen Leitmotive versöhnlicher wirken, als die der pyrenäischen Brüder. Während diese als Diebe und Räuber in die überseeischen Gebiete einfielen, in ihnen alles Wertvolle zusammenrafften, auf ihre Schiffe luden und nach der Heimat führten; während diese die Raubgier zu Massenmördern werden liess, war das leitende Prinzip der holländischen Kolonialpolitik der Handel, der zwar mit rigorosen und verbrecherischen Mitteln ausgebeutet wurde, der die Holländer Menschenleben nicht schonen und in manchen Gebieten die Eingeborenenbevölkerung völlig ausrotten liess, aber doch an wollüstigem Hinmorden vieler Millionen kein Interesse hatte.

Aber, wenn auch zugegeben werden soll, dass die Ausrottung einzelner Stämme den Holländern als eine Notwendigkeit erschienen sein mochte für die folgerichtige Durchführung ihres Handelsmonopols, so sind doch diese Ausrottung und die an den Eingeborenen begangenen Verbrechen deshalb nicht geringere Verbrechen. Das ganze Handelssystem war verbrecherisch; und seine Auswirkungen konnten deshalb auch nur verbrecherischer Art sein.

Das wahnwitzigste Verbrechen der Holländer — ich klage sie dessen, entrüstet und von heiligem Zorn erfüllt, an — wie es in seiner Art von der Geschichte nur dieses eine Mal verzeichnet werden konnte, ist die brutale Vernichtung unabsehbarer Gewürzwälder in den Molukken, zu dem einzigen Zweck, den Alleinhandel in den Gewürzen zu sichern. Einerseits waren die Gewürzwälder zu ausgedehnt und über zu viele Inseln verbreitet, um die Holländer trotz aller strengster Gesetze die absolute Kontrolle über die Produktion und deren Verkauf in Händen halten lassen zu können; andererseits konnten die Preise für die Gewürze nur bei einer beschränkten Produktion hochgehalten werden. Sie beschlossen deshalb, und führten diesen Entschluss mit Entschiedenheit und bis zum äussersten durch, alle Nelkenwälder zu vernichten mit Ausnahme derer auf Amboina und Oelissers.

An sich ist Vernichtung Ernten bringender Pflanzungen Verbrechen; unendlich viel mehr aber, wenn, wie hier, solche Vernichtungen ganzen Völkerstämmen die Lebensmöglichkeit rauben. Das Elend, in das die armen Eingeborenen durch die Vernichtung ihrer Wälder, die ihnen ihre ganze Subsistenz gewährten, gerieten, ist gar nicht auszudenken. Entsetzenerfüllt, starr, entgeistert, sahen die Unglücklichen dem Niederbrennen ihrer Wälder zu; die Hände ringend, flehten sie zu ihren Göttern, dem Vernichtungswillen der Barbaren Einhalt zu tun. Vergebens!

Und keines Holländers Herz fühlte ein menschliches Rühren. Mochten sie verhungern! Was galt das den Holländern? Ihr Handel war ja unanfecht-



bar geworden und blühte; alles andere war ihnen ohne jeden Belang! Leben der Eingeborenen? Hatten diese Leben denn irgendwelchen Wert, der gegen ihren Handel ins Gewicht fallen könnte?

Und Themis erhob nicht die rächende Hand!

Und ich klage weiter die Holländer an, die Bewohner jener Inseln samt ihren Fürsten in Armut und Not getrieben zu haben durch schwerste Frondienste und ungeheure Abgaben und Erpressungen, die bis in unsere Tage reichten; die so ungeheuer waren, dass von manchen Produkten, wie zum Beispiel Reis und Kaffee, die ganze Ernte ohne Bezahlung als Kontingent abgeliefert werden musste, und von anderen Produkten ein grosser Teil der Ernte. Je ärmer aber die Bevölkerung und ihre Fürsten wurden; je grösser und unerträglicher ihre Not, umso willkürlicher und grausamer wurden sie von den Holländern behandelt und vergewaltigt.

Ich klage die Holländer an, auch auf ihren Besitzungen in Westindien alle Menschenrechte verhöhnt, schlimmster Sittenlosigkeit, Willkür und Grausamkeit gefrönt zu haben: ich klage sie an, die Negersklaven nicht minder grausam behandelt zu haben, als die Portugiesen und Spanier.

Wenn man geneigt sein könnte, für jene furchtbaren Grausamkeiten der Portugiesen und Spanier eine, wenn auch nicht entschuldigende, Erklärung zu suchen in dem heisseren und leichter wallenden Blut der Romanen, die jederzeit von grausamen Instinkten mehr beeinflusst waren, als die Nordländer: welche Erklärung soll und kann man suchen bei den kaltblütigen und bedächtigen Holländern?

Ich erkläre demnach, dass eine von den Holländern begangene Grausamkeit nach den Gesetzen der Moral schwerer zu verurteilen ist, als die gleiche Grausamkeit, begangen von Portugiesen oder Spaniern.

Ich komme zum Hauptschuldigen: *England*. Wenn ich dieses als Hauptschuldigen bezeichne, will ich damit nicht sagen, dass die von ihm in Ausübung seiner kolonialen Macht begangenen Verbrechen schwerer sind, als die von anderen Kolonialmächten begangenen; dass die so grausame neuzeitliche Kolonialpolitik von ihm ausgegangen ist; dass sie nicht zuweilen auch Lichtpunkte aufzuweisen hat; sondern ich bezeichne es als Hauptschuldigen, weil es die grösste Kolonialmacht ist, die ihre Machtsphäre über die ganze Erde ausbreitete, und demgemäss die meisten Völker unterdrückte, misshandelte, unglücklich machte; weil es seine kolonialen Verbrechen niemals im Affekt beging, sondern immer bewusst und berechnend; weil seine Jahrhunderte alte Kolonialpolitik noch heute währt und wirkt, und es innerhalb dieser langen Zeit nur die Mittel änderte, entsprechend den veränderten Zeitverhältnissen; weil unter den Auswirkungen seiner Kolonialpolitik nicht nur die direkt betroffenen Völker schmachten, sondern die gesamte Menschheit leiden muss.

Wenn man die Kolonialgeschichte Englands sich am geistigen Auge vorüberziehen lässt, sie in ihren Einzelheiten betrachtet und in ihren Zusammenhängen zu fassen sucht: immer wird der Nicht-Engländer vor einem Unerklärlichen, einem Unfassbaren, einem Abstossenden, einem Schrecklichen stehen.

Es sei ausdrücklich hervorgehoben, dass, vom englischen kolonialpolitischen, nationalen und wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, die englischen kolonialen Unternehmungen Grosses, Staunenerregendes und

Bewundernswertes aufzeigen, dem auch wir die Anerkennung nicht versagen können und nicht versagen wollen; dass aber nicht diese Gesichtspunkte Gegenstand unserer Untersuchung sind, sondern einzig und allein die Gesichtspunkte der allgemeinen Menschlichkeit und Kultur. Von diesen aus aber müssen die kolonialen Unternehmungen Englands aufschärfste verurteilt werden.

Ich habe, gerade weil es sich um das englische Volk handelt, in dessen Adern viel germanisches Blut fliesst; mit dem aus Naturgegebenheit wir Deutsche Sympathien empfinden möchten; dessen Schild rein zu sehen, wir aus Blutsverwandtschaftsrücksichten von ganzem Herzen wünschten; ich habe geforscht und geschürft, um Erklärungen für die geschichtlichen Tatsachen zu finden, die uns mit Gewalt und gegen unseren Willen die Sympathien aus dem Busen reissen und uns zwingen, mit diesem Volke scharf ins Gericht zu gehen und schwerste Anklagen gegen es zu erheben.

So viel man sich auch mühen mag, es ist nur eine einzige ausreichende Erklärung für die skrupellos egoistische, kalt berechnende, brutal rücksichtslose, unmenschlich grausame Kolonialpolitik Englands zu finden: Die Entwicklung der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse des englischen Volkes.

Ehe ich meine Anklage gegen England im einzelnen erhebe und begründe, will ich deshalb, und weil es sich um die schwersten Anklagen handelt, die gegen ein Volk erhoben werden können, zunächst jene ursächlichen Zusammenhänge auflegen, um zu zeigen, wie die schrankenlose Kolonialpolitik entstehen und sich mit jener furchtbaren Logik entwickeln konnte; und um das richtige Verständnis zu erwecken für die grosse Gefahr, welche die englische Kolonialpolitik noch heute, ja heute mehr denn je, für die gesamte Menschheit bildet.

In England wurde der erste Kapitalismus, wie wir ihn heute verstehen, gezüchtet, der Ausgangspunkt aller Uebel, der Schöpfer der gefährlichen Laster, der Mörder aller edlen Regungen und Gefühle im Menschen.

Ernstere Forscher, auch solche in England, haben wiederholt dargetan, dass der Kapitalismus in seiner uns geläufigen Bedeutung von England ausging, und dort seine Anfänge bis ins 18., ja bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen. Ich bin der Meinung, dass man damit den Spuren des Kapitalismus nicht weit genug zurück gefolgt ist; dass man seine Wirkungen auf das englische Volk und seine Beeinflussung desselben nicht genügend übersieht; dass vielmehr die tiefgreifenden Wirkungen, die man dem Kapitalismus zuschreiben kann und zuschreiben muss, viel weiter zurückzuverfolgen sind.

England schuf nicht, wie vielfach behauptet wird, den Kapitalismus, und damit auf der anderen Seite das Proletariat, im 18. Jahrhundert oder auch im 17. Jahrhundert — die grosse Menge glaubt heute, sie seien Produkte der neuesten Zeit, des letzten halben Jahrhunderts —, sondern es schuf sie, so behaupte ich, bereits sechs Jahrhunderte früher, bereits im elften Jahrhundert.

Wilhelm der Eroberer war es, der durch eine Massnahme gegen einen akuten Notstand, deren Fernwirkung er schwerlich erkannt haben dürfte, die damals niemand erkennen, niemand auch nur für möglich halten konnte, den englischen Kapitalismus schuf.

Nachdem er 1066 sich zum Herrn Englands gemacht hatte, verursachten ihm die immer wieder ausbrechenden Aufstände der Angelsachsen, die



das Normannenjoch nicht tragen wollten, ernste Besorgnisse. Die Angelsachsen sassen fest auf ihren Bauernhöfen, wie kleine Könige in ihrem Bereich; waren stolz und unbeugsam, und glaubten, die Eindringlinge wieder aus dem Lande verjagen zu können.

Wilhelm erliess, kurz entschlossen, ein Reichsgesetz, welches mit einem Schlage die Bewohner des Landes recht- und besitzlos machte. Das Gesetz besagte, dass der gesamte Grund und Boden des Landes konfisziert und in den alleinigen Besitz des Königs übergegangen sei; niemand könne mehr Land besitzen, der es nicht mittelbar oder unmittelbar durch königliche Verleihung erlangt habe.

Der König behielt für sich ein grosses Reservat, das neben zahlreichen Jagden, Parks und Forsten seine Domänen bildete. Mit dem übrigen Land belehnte er ungefähr 600 Personen und Körperschaften, fast ausschliesslich Normannen, die damit Kronvasallen wurden.

Die gesamte Bevölkerung des Landes — es gab damals neben einem kleinen Handwerkerstand nur Bauern — verlor ihre ganze Habe, die ohne Entschädigung den Günstlingen des Königs geschenkt wurde. Das gesamte Volkvermögen ging also in die Hände Weniger über — 600 Personen, darunter Körperschaften, die ausschliesslich kirchliche gewesen sein dürften, sind nur wenige gegenüber einem ganzen Volke —, die damit zugleich Herren über die besitzlos gewordene Bevölkerung wurden.

Es war damit mit einem Schlage der Kapitalismus nude crude geschaffen, ein Kapitalismus, so gewaltig und ungeheuer, dass er eine schrankenlose Herrschaft ausüben konnte über das gleichzeitig, ebenfalls mit einem Schlage entstandene Proletariat. Was half das sprachlose Erstaunen, das angsterfüllte Erstarrtsein; was half das Zähneknirschen, die Wut, die Verzweiflung der unglücklichen Opfer! Die Macht der Räuber war stark genug, um den Raub zu legalisieren und dem Gesetze Achtung zu verschaffen; um den geschaffenen Zustand für alle Zukunft zu sichern. Heute noch besteht dieser; heute noch sind verhältnismässig wenige Familien Besitzer des grössten Teiles des Landes; teilweise noch dieselben Familien, die damals belehnt wurden. Wenig nur kam in dem fast einen Jahrtausend zur Aufteilung; die erfolgten geringen Verschiebungen im Besitzstand änderten an dem damals geschaffenen Zustand kaum etwas.

Was waren nun die unmittelbaren Folgen der so geschaffenen Lage? Der verarmten Bevölkerung blieb, nur um das Leben fristen zu können, nichts anderes übrig, als auf den Gütern der grossen Herren zu arbeiten; die Felder zu bestellen, die ehemals ihr eigen waren. Bevorzugte konnten Teilerträge pachten. Die Nachfrage nach solchen Pachtgütern war gross, was der neuen Einrichtung sehr zustatten kam, da naturgemäss nur auf diese Weise eine einigermaßen volle Bewirtschaftung des Landes aufrecht erhalten werden konnte. Diese grosse Nachfrage nach Pachtgütern ermöglichte den Grundherren, durch die Verpachtung ein Maximum an Ertrag herauszuholen, was natürlich auf der anderen Seite zur Folge hatte, dass die Pächter durch ihr ganzes Leben schwer arbeiten mussten, ohne mehr schaffen zu können, als die Erhaltung des nackten Lebens.

Schon also im Anfang der neuen Institution bildeten sich bei den grossen Herren Charaktereigenschaften aus, die der Menschlichkeit widersprachen, und die von Generation zu Generation sich fester und schärfer ausprägten. Geradezu ungeheure Reichtümer waren dieser Handvoll Men-

schen über Nacht zugefallen ohne ein anderes Verdienst, als Normannen und Spiessgesellen ihres Königs zu sein. Diesen unermesslich Reichen lagen offen vor Augen die Not, der Jammer, das Elend, in die ein ganzes Volk durch ihr Reichgewordensein gestürzt worden war.

So reich waren diese wenigen geworden, dass ihnen offenbar war, dass niemals in ihrem Leben sie nötig haben würden, auch nur die geringste Arbeit zu leisten; so reich, dass auch ihre Nachkommen während vieler, vieler Jahrhunderte ebensowenig nötig haben würden, irgendwelche Arbeit zu tun. So unermesslich reich — und doch gleich Blutsaugern aus ihren Pächtern das Letzte herauspressend.

Sollte man nicht annehmen müssen, dass angesichts des Elends jene Reichgewordenen, von ihrem Herzen getrieben, alles getan hätten, um die Lage der Unglücklichen nach Möglichkeit zu erleichtern und zu bessern? Sie mussten doch überzeugt sein, dass ihr Reichtum nicht geschmälert werden würde, wenn sie den Pächtern bessere Bedingungen, den Arbeitern besseres Auskommen gewähren würden!

Die Habgier hatte sich in ihren Herzen festgesetzt. Nie zuvor hat diese solche Orgien gefeiert, wie damals und noch weit mehr in späteren Jahrhunderten, in diesen reichen Engländerfamilien; niemals zuvor allerdings auch sind so grosse Reichtümer über wenige Familien ausgeschüttet worden; und die Menschheitsgeschichte lehrt genugsam von der traurigen Tatsache, dass mit dem Wachsen des Reichtums Habgier und die ihr verwandten Leidenschaften sich steigern.

Je grösser die Armut und Bedürftigkeit auf der einen Seite, umso massloser die Ausbeutungsgier auf der anderen!

Der Gegensatz zwischen Kapitalismus und Proletariat war damals in England mindestens so gross wie in der Jetztzeit; er war aber damals nicht wie heute ein Kampf zwischen starken Parteien, sondern ein solcher zwischen einem Starken und einem Schwachen, in dem der Starke keinem Widerstand begegnete, in dem er der Willkür, der Strenge, der Brutalität die Zügel nach seinem Gefallen schiessen liess; in dem der Schwache machtlos, rechtlos, erbarmungslos dem Starken auf Gedeih und Verderben ausgeliefert war.

Dem ländlichen Proletariat blieb nichts anderes übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben; es ertrug sein Los geduldig von Jahrhundert zu Jahrhundert, ohne je die Kraft und die Möglichkeit zu finden, den alteingewurzelten Kapitalismus in offenem Krieg zu bekämpfen.

Die Reichgewordenen begannen schon damals, das grandseigneurale Leben zu führen, das die englische Aristokratie stets lebte und noch lebt; und das in seiner feudalen Art in keinem anderen Lande der Erde je auch nur annähernd erreicht wurde, ja auch nur annähernd erreicht werden kann; das von der gesamten übrigen Welt noch heute mit Staunen, mit Neid, aber auch mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet wird. Die Revenuen waren so gross, so stetig, so sicher, dass die Reichen für viele Generationen einen Lebensschnitt gestalten konnten, der diese Handvoll Menschen zu einer Aristokratie stempelte, die ihresgleichen nicht mehr fand. Die Kraft des Reichtums machte sie zu einer unbegrenzten, zu einer unbesiegbaren Macht, die bald in die Lage kam, den König fühlen zu lassen, dass er nichts mehr gegen ihren Willen unternehmen könne.



Zur Herzlosigkeit und Gefühllosigkeit gegen das Volk und zur Habgier gesellten sich Hochmut und Machtwollust in dem immer mehr von diesen Zügen geprägten Charakter.

Das arbeitshungrige Proletariat und die gefügigen, strebsamen und ehrlichen Pächter machten es den Aristokraten leicht, ihren ungeheuren Besitz zu verwalten und in grossem Ausmass nutzbringend zu erhalten.

Diese schicksalgefügte Einrichtung liess es ihnen als leicht erscheinen, noch wesentlich grösseren Besitz in der gleichen Weise nutzbar zu machen. Was Wunder also, wenn diese Aristokraten keine Gelegenheit vorübergehen liessen, ihren Besitz zu erweitern; wenn ihre Habgier sie auch im kleinen immer weniger wählerisch in ihren Mitteln werden liess!

Und ihre Macht wuchs und wuchs; und bald konnte keine Regierungsmassnahme mehr getroffen werden, die nicht in allererster Linie den Interessen dieser Handvoll Menschen diene.

Der Landhunger der Grossen wurde unstillbar und suchte nach Beute; und das Schicksal, das rätselhafte, das so oft ungerechte und grausame, brachte noch zwei Mal grosse Gelegenheiten, durch welche die gewaltigen Reichtümer dieser Wenigen ins masslose wuchsen.

Ein Jahrhundert später schon fielen die Engländer in Irland ein.

Im weiteren Verlauf meiner Anklage komme ich auf das Kapitel „Irland“ noch besonders und eingehend zurück, und ich beschränke mich deshalb hier darauf, festzustellen, dass nach und nach ganz Irland in derselben Weise aufgeteilt wurde, wie einst England, und zwar aufgeteilt unter dieselben Grossen Englands.

Diese Grossen wurden immer mächtiger; sie wurden, so gering an Zahl, ein mächtiges Volk in ihrem Volke. In demselben Masse, wie die eine Leidenschaft, die Habgier, immer grösser wurde, wurden die Herzen dieser Mächtigen immer enger.

Zu den beherrschenden Leidenschaften gesellte sich der Grössenwahn. Sie waren sich ihrer Macht gegenüber jeder Regierung ihres Landes bewusst; von keiner hatten sie je etwas zu fürchten. Sie fingen an, sich selbst für eine besondere Art Mensch zu halten; und eine tiefe und unübersteigbare Kluft glaubten sie zwischen sich und der übrigen Menschheit, welchen Landes und welchen Volkes sie auch sei. Sie schlossen sich nach und nach völlig ab von den anderen Volksschichten, für deren Bedürfnisse, deren Nöte, deren Empfinden sie mit der Zeit jedes Verständnis verloren. Ihr Lebensinhalt wurde ein ganz anderer, als der anderer Volksteile. Der unermessliche Reichtum hielt alle materiellen Sorgen fern; irgendwelche produktive Arbeit brauchten sie nicht zu leisten; die ganze Zeit konnten sie ausschliesslich ihren Neigungen widmen.

Und es kam die dritte grosse Bereicherung.

Heinrich VIII. sagte sich und sein Volk von der katholischen Kirche los und machte sich zum Oberhaupt der von ihm begründeten anglikanischen Kirche.

Dass, wie uns die Geschichte lehrt, nur eigenwillige Laune des Königs und politische und kirchenpolitische Momente diesen Bruch begründeten, vermag ich mangels anderer geschichtlicher Unterlagen nicht zu bestreiten; aber ich neige entschieden der Ansicht zu, dass noch andere Beweggründe wirkten, ja dass vielleicht diese die treibenden Elemente waren, während die

persönlichen des Königs und die politischen mehr vorgeschoben und vom Zaun gebrochen sein mochten.

Wer waren denn die Vertrauten und Freunde des Königs? Wer seine klugen Ratgeber? Es waren jene Aasgeier. Die ganze Umgebung des Königs setzte sich ausschliesslich aus ihnen zusammen, konnte sich nur aus ihnen zusammensetzen.

Diese Grossen sassen hinter dem König und liessen die in ihrem Charakter bedingten Fähigkeiten spielen.

Zu jenen Leidenschaften hatten sich mit der Zeit Hinterlist, Hinterhältigkeit, Lust an der Intrige gesellt.

Sie witterten Aas und der König musste es ihnen ausliefern.

Die englische Regierung beschloss kurzer Hand die Einziehung des Grundbesitzes der Kirchen und Klöster durch die Krone.

Die Kirche war Grundherr von 30% der englischen Landgemeinden, und war über den gleichen Teil der ganzen englischen Agrarprodukte endgültig verfügungsberechtigt. Sie war ferner Eigentümer von 30% des Herrenlandes in den Dörfern und Empfänger von ebenfalls 30% der herkömmlichen Abgaben etc., die von den Kleinbesitzern an die Grossen zu entrichten waren.

Ob und wie weit die Krone die Auswirkungen dieser Massnahme vorher eingeschätzt hatte, wird schwer erweisbar sein; vermutlich war sie nicht sehr weitsichtig; vermutlich war sie das Opfer eines ausgeklügelten Schurkenstreiches. Man hatte dem König suggeriert, dass durch Konfiskation dieser Reichtümer der englische Staat und die englische Regierung die mächtigsten in Europa werden würden; und das würde zweifellos der Fall gewesen sein, wenn diese ungeheuren Mittel der Krone verblieben wären. Der König von England hätte damit über ein Werkzeug der unbeschränkten Herrschaft verfügt. Er hätte, wenn er der Vater des ganzen Volkes hätte sein wollen — ob er es wollte, muss freilich zum mindesten angezweifelt werden, weil er ja den reichen Geschlechtern entstammte, und demgemäss seine Mentalität nicht wesentlich von der ihren verschieden sein konnte —; er hätte damit die einzige Gelegenheit gehabt, sich dem Einfluss und der Macht der Aristokratie zum Nutzen des Gesamtvolkes zu entziehen; er hätte eine starke Zentralregierung schaffen und die grossen Mittel zur Schwächung der reichen Klasse und damit indirekt zum Vorteil der breiten Masse des Volkes verwenden können.

Dem König gelang es nicht, das eingezogene Land zu behalten.

Jene zahlenmässig kleine Klasse der grossen Grundeigentümer, welche bereits die Hälfte des gesamten landwirtschaftlichen Vermögens in England besass, erwies sich stärker als der König. Sie verlangte, dass der Grund und Boden ihr überlassen werde, teils unentgeltlich, teils für lächerlich geringe Beträge. Die Grossen waren im Parlament und durch die Lokalverwaltung, die sie innehatten, stark genug, um ihre Ansprüche durchzusetzen. Was die Krone damals verlor, war für sie endgültig verloren.

Jeder einzelne, der im Parlament einen Landbezirk vertrat, heischte einen Preis dafür, dass er für Aufhebung der Klöster und Konfiskation deren Vermögen gestimmt hatte; und jeder erhielt ihn auch.

Auf diese Weise wurde damals die alte Aristokratie um eine Anzahl neuer Familien erweitert, die durch den kostenlosen Erwerb grossen Grundbesitzes infolge gleicher Interessen naturgemäss der Aristokratie einverleibt



wurden. Die Howards, die Cavendishes, die Cecils, die Russels und noch andere Familien erwachsen so auf den Trümmern der Religion.

Die Leute, die bis dahin schon den grösseren Teil des landwirtschaftlichen Vermögens des Landes in Besitz hatten, wurden in wenigen Jahren Besitzer eines weiteren grossen Teiles der nationalen Produktionsmittel. In vielen Mittelpunkten von besonderer Bedeutung gelang es ihnen, den ganzen oder fast den ganzen Boden ihr eigen zu nennen, und damit zum absoluten Beherrscher der übrigen Gemeinschaft zu werden.

Die Produktionsmittel des ganzen Landes waren somit im festen Besitz einer sehr kleinen Gruppe von Bürgern; die ganze übrige Nation war ohne Kapital, ohne Grund und Boden, und damit ohne jede Sicherheit und ohne zulängliches Einkommen.

Und die Grossen führten weiterhin genaue Rechnung und sahen auf jeden Schilling an Abgaben und Renten, während die alten geistlichen Grundherren sich nach dem Herkommen gerichtet und den Pächtern vieles geschenkt hatten.

An Stelle einer mächtigen Krone aber, die über weit grössere Einkünfte hätte verfügen können, als irgendein Untertan, gab es eine Krone, die von Untertanen beherrscht wurde, von denen manche ihr an Reichtum gleichkamen oder gar überlegen waren; die den Grossen des Landes gegenüber ohnmächtiger geworden war, denn je; und die sich von dem Machtwillen derselben nie mehr frei machen konnte.

Und der Entwicklungsprozess der englischen Aristokratie vollzog sich mit unerbittlicher Logik in den seit Jahrhunderten gezogenen Bahnen.

Der unermessliche Reichtum und die mit ihm verbundene Machtfülle gestalteten die Aristokratie immer mehr zu einer besonderen Menschenart, weiteten die Kluft zwischen dieser und dem Volke immer mehr; die Mentalität jener Kaste entwickelte sich unbewusst und vielfach ungewollt in einer Richtung, die mit der Zeit das Verstehenkönnen anderer Verhältnisse, anderer Menschen ausschaltete und schliesslich unmöglich machte.

Die Aristokratie hatte selbstverständlich ihre eigenen Erziehungsinstitute, in denen die Jahrhunderte langen Traditionen treulich gewahrt und gepflegt wurden; in denen der Jugend, der mit dem Blute bereits alle jenen Charaktereigenschaften und Leidenschaften vererbt worden waren, die Wege gezeigt und geebnet wurden, die beschritten werden mussten, um die alten Traditionen nicht allein zu erhalten, sondern in gegebener Richtung weiter auszubilden; die beschritten werden mussten, um Reichtum, Ansehen und Macht zum mindesten ungeschmälert zu erhalten.

Die Erziehung lehrte der Jugend schon, dass sie einer kleinen Klasse angehöre, die weit über dem Menschentum der ganzen Erde stehe, einem Uebermenschentum, das erhalten, gepflegt und weiter entwickelt werden müsse.

Auch die Jugend wurde nicht zu produktiver Arbeit erzogen; auch sie schon sah die wesentlichste Betätigung in Jagden und jeglichem Sport. Die Folge davon war, dass die englische Aristokratie das wurde, was sie ist: ein Geschlecht, dessen Aeusserem man nicht Achtung und Bewunderung versagen kann, das aber ohne innere Tiefe ist, von massloser Ueberhebung, das ganze andere Menschentum geringschätzend.

Dass die englische Aristokratie infolge einer beruflichen Betätigungslosigkeit einerseits, der Logik ihrer Machtfülle andererseits, sich schon seit Jahrhunderten wohl ohne Ausnahme mit der Politik beschäftigte, ja beschäftigen musste, weil sie ja das Oberhaus bildete, und weil die Interessen ihres Standes die Aneignung der Regierungsgewalt erheischten, ist selbstverständlich; und wie jene hassenswerten brutalen Charaktereigenschaften sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zu intensiver Stärke und Reinheit entwickelten, so vererbten sich auch die politischen Fähigkeiten in aufsteigender Linie, sodass heute noch, wie seit Jahrhunderten, die englischen Aristokraten die fähigsten und überlegensten Politiker und Diplomaten der Welt sind; und in diesem Punkte haben sie ein volles Recht, auf alle anderen verächtlich herabzusehen.

Die Politik Englands war naturgemäss entsprechend den Grundzügen des Charakters der englischen Aristokratie von jeher ausschliesslich eine solche wirtschaftlicher Interessen, und zwar wirtschaftlicher Interessen der Grossen; in der Innenpolitik bis in die neueste Zeit, in der Aussenpolitik bis auf den heutigen Tag. Niemals wurde die englische Politik von idealen Gesichtspunkten, die bei allen anderen Völkern vielfach ausschlaggebend sind, geleitet, sondern einzig und allein immer nur von wirtschaftlichen, materiellen Interessen; und wenn, wie es die englische Politik liebt, ihren Handlungen moralische Motive unterlegt werden, so halten diese keiner Untersuchung stand; in allen Fällen erweist es sich, dass wirtschaftliche Interessen zum mindesten die prima causa sind.

Ich will hier nicht verabsäumen, auf noch ein wesentliches Moment der englischen Politik hinzuweisen: die Verquickung der Politik mit der Religion. Die Engländer stellten von jeher die Religion in den Dienst ihrer materiellen Interessen; die Religion musste die Mäntel liefern für die unsauberen Machenschaften der Politik.

Aber auch dieses Moment ist nur ein Glied der logischen Entwicklung des Charakters der Aristokratie. Diese wurde seit Jahrhunderten in strenger Gläubigkeit erzogen, ohne aber durch diese Erziehung im besseren Sinne religiös zu werden. Die englische Aristokratie war niemals religiös, sondern immer nur bigott.

Ein religiöser Mensch empfindet ein so friedliches Nebeneinandergehen, ja Waffenbrüderschaft von verabscheuungswürdigem Handeln und peinlicher Erfüllung kirchlicher Formeln und Pflichten als verletzend und ekel-erregend; der englische Aristokrat aber findet ein solches Zusammengehen nicht allein zweckentsprechend, sondern natürlich und selbstverständlich. Er empfindet deswegen keine Gewissensqualen; er kann sie gar nicht empfinden, weil Erziehung und Tradition ihn dagegen schützen; weil mangels innerer Tiefe er nicht fähig ist, das Heterogene solcher Verquickung zu erkennen.

Wenn deshalb für jene Eigenart der englischen Politik die Aristokratie moralisch eigentlich nicht verantwortlich gemacht werden kann, so kann dieses aber nicht hindern, dass die gesamte übrige Menschheit erheblichen Anstoss an ihr nimmt; dass deren moralisches Gefühl durch die englische Politik schwer verletzt wird.

In der englischen Innenpolitik ist heute die Gewalt der Grossen nicht mehr absolut, aber die Aussenpolitik beherrschen sie nach wie vor, und naturgemäss nach ihren Ueberlieferungen, nach ihrem aus der Tradition



erwachsenen Können, ihrem Empfinden, ihrer Mentalität; und wenn heute auch hin und wieder ein führender Minister nicht ihren Familien entstammt, so ändert das nichts an der Tatsache, dass die Aussenpolitik ganz ausschliesslich von ihnen geleitet wird; denn der Minister führt nur die offizielle Aussenpolitik, die aber nur ein unwesentlicher Teil der Gesamtaussenpolitik Englands ist. Die eigentliche englische Aussenpolitik wird nur im geheimen, im intriganten an tausend Stellen der Erde geübt; und an allen diesen Stellen führen Angehörige der zu dieser Art Politik und Diplomatie seit Jahrhunderten erzogenen Aristokratie.

Ein Teil der Aussenpolitik ist die Kolonialpolitik, für die nach diesen Ausführungen in England die Aristokratie verantwortlich von jeher war und noch ist.

Wenn ich deshalb in meiner Anklage von England und Engländern rede, so ist es das von jener Aristokratie repräsentierte England; so sind es jene in uralten Traditionen lebenden und wirkenden Grossen des Reiches.

So klage ich denn die Engländer an der gleichen Verbrechen und der gleichen Grausamkeiten gegenüber den Eingeborenen, welche die Portugiesen und Spanier begingen.

Wohl fielen die Engländer nicht gleich diesen in die überseeischen Länder wie Diebe und Räuber ein, sondern hatten nach ihrer ganzen Veranlagung das lebhafteste Interesse, nicht nur die fortschleppbaren Schätze zu erraffen, sondern auch den Grund und Boden zu behaupten, ihn sich zu eigen und ertragsfähig zu machen: aber bei Verfolgung ihrer Ziele misshandelten sie die unglücklichen Völker in denkbar grausamster Weise und rottet sie aus, wo sie ihnen im Wege standen. Sie bauten ihre überseeische Zivilisation auf einem Trümmerhaufen, der übrig geblieben war bei der Vernichtung von Gesundheit, Glück, Sitte, Kultur schwächerer Rassen.

Wenn uns das Herz blutet angesichts der Schreckenstaten der pyrenäischen Brüder, so erfüllt uns das Vorgehen der Engländer nicht nur mit tiefem Schmerz, sondern auch mit gerechter Empörung, weil wir an allen ihren Handlungen die kalte Ueberlegung und exakte Berechnung erkennen.

In allen Teilen der Erde kamen die Eingeborenen auch den Engländern mit dem gleichen Vertrauen und der gleichen Freundlichkeit entgegen wie den anderen Eroberern. Alle Eingeborenen waren noch, wie die Urmenschen, von liebenswürdiger Gutmütigkeit; allen war diese Gutmütigkeit, waren Ehrlichkeit und innere Friedfertigkeit selbstverständliche Tugenden. Nur ein Geschlecht, gefühlsroh und harten Herzens, konnte solche Menschennatur, die gut war, wie alle Natur in ihren schaffenden Quellen es ist, versklaven und vernichten.

Da, namentlich in den ersten Jahrhunderten ihrer kolonialen Betätigung, die Engländer aller jener Verbrechen anzuklagen sind, die ich in der Anklage gegen die Portugiesen und Spanier kennzeichnete, will ich auf Einzelheiten aus jener Zeit nicht mehr eingehen, und nur noch besonders hervorheben, dass die auf Jamaika begangenen Verbrechen selbst die der Spanier in den Schatten stellen; dass nirgends die Sklaven so grausam behandelt wurden, wie auf Jamaika von den Engländern, wo Prügelstrafe auf jede Kleinigkeit stand, wo Verstümmelung und Todesstrafe leichten Herzens

diktirt wurden, wo Spiel und Musik den Schwarzen verboten war, wo kein Sklave gegen einen Weissen zeugen durfte, wo die furchtbarsten Greuel bei Niederwerfen von Aufständen der zur Verzweiflung Getriebenen verübt wurden.

Jamaika war der Mittelpunkt des englischen Sklavenhandels, des fluchwürdigsten Handels, der jemals auf Erden getrieben wurde, des Menschenhandels von Afrika nach Amerika.

Ich klage die Engländer an, den Sklavenhandel zu dem gemacht zu haben, was er war, zu dem in der Geschichte des Menschengeschlechts einzig dastehenden, dem fürchterlichsten Hohn auf Menschheit und Menschlichkeit, ungeachtet des Umstandes, dass die Portugiesen ihn zuerst getrieben haben.

Alle von den Engländern zu jener Zeit zur Rechtfertigung des Sklavenhandels ins Feld geführten Gründe sind nichts weniger als stichhaltig, nichts mehr als verwerflich; und es ist eine Schmach für die Menschheit, wenn sie sich einlullen liess mit den predigerhaften Erklärungen, dass Völker niedrigen Kulturstandes die Sklaverei nicht als grosses Uebel empfinden, dass Sklaverei es immer gab, dass in früheren Zeiten keine Wirtschaft ohne die Institution der Sklaverei möglich und denkbar gewesen sei.

O diese Heuchler! Sie wussten nur zu gut, dass die von ihnen betriebene Sklaverei nicht im entferntesten einen Vergleich aushielt mit der Sklaverei des Altertums, noch weniger mit der der Mohammedaner späterer Zeit. Die Sklaverei der Neuzeit war so wesensfremd der der alten Zeit, dass es eine Irreführung ist, beide unter einen Begriff fallen zu lassen, beide mit gleichem Namen zu bezeichnen.

Im fernsten geschichtlichen Altertum, das die Institution der Sklaverei von vorgeschichtlicher Zeit übernommen hatte, in der sie, gemessen am Stand der Entwicklung an jener Schwelle, vermutlich seit undenklichen Zeiten bestand, war sie ein Teil der patriarchalischen Gesellschaftsordnung.

Die Patriarchen waren Besitzer grosser Weideplätze und grosser Herden und brauchten natürlich zur Bewirtschaftung ihres Besitzes Menschenkräfte. Dieses Dienstgesinde, das wir als Sklaven bezeichnen, wurde vom Patriarchen gekauft, entweder vom Vater des Sklaven, oder von Karawanenkaufleuten, die den Sklavenhandel vermutlich als einträgliches Nebengeschäft betrieben. Der Verkauf Josephs vor mehr als 4000 Jahren dürfte die älteste überlieferte Kunde von solchem Sklavenhandel sein.

Der Sklave wurde mit dem Kauf uneingeschränktes Eigentum des Patriarchen und verblieb mit seinen Kindern in dessen Besitz bis an sein Ende, wenn sein Herr ihn nicht verschenkte oder verkaufte. Der Patriarch übernahm damit die selbstverständliche Verpflichtung, für vollständigen Unterhalt des Sklaven dauernd zu sorgen, und ihm, wie die Bezeichnung „Patriarch“ besagt, Vater zu sein. Die Bezeichnung „Vater“ traf ursprünglich nicht den Erzeuger, sondern den Beschützer, den Ernährer der seiner Obhut Anvertrauten, und das waren sowohl seine Frauen, seine leiblichen Kinder, in Zeiten der Blutsverwandtschaft auch die Kinder seiner Schwestern, als auch sein Gesinde, seine Sklaven. Allen war er Vater; und er war dem Gesinde im allgemeinen ein guter und gerechter Vater; war von ihm nicht gefürchtet, sondern geachtet, geehrt, geliebt. Das Gesinde war mit seinem Los durchaus zufrieden; es empfand keinerlei Zwang und betrachtete sein



gesellschaftliches Verhältnis als ein selbstverständliches und ihm genehmes. Die Sklaverei erschien nicht, wie in der Neuzeit, als Hölle, in die zu versinken, ärger war, als den Tod zu erleiden; aus der der Mensch um jeden Preis sich zu befreien suchte.

Auch in der Nachpatriarchenzeit blieb das Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven das gleiche; und die Geschichte des edlen Griechenvolkes lehrt uns, dass seine Sklaven keineswegs ein schweres Los zu ertragen hatten.

Schwerer war das Los der Sklaven, die von Kriegszügen heimgebracht wurden, weil die Sieger sie oft zu schweren Arbeiten verwendeten, was jenem Teil der Sklaven schwer angekommen sein mag, der in seinem Lande frei und unabhängig war. Die ägyptischen Könige machten ganze Völker zu Sklaven, mit deren Hilfe die gewaltigen Pyramiden gebaut wurden. Der Auszug der Israeliten aus Aegypten dürfte das Ende eines Sklavenaufstandes gewesen sein. Wenn demnach auch bei den Aegyptern die Sklaven schwer arbeiten mussten, weit schwerer als die Sklaven des Patriarchenverhältnisses, so sagt uns doch die Geschichte nirgends von Grausamkeiten der Aegypter gegen die Sklaven, die auch nur im entferntesten an jene der Neuzeit herantreiben. Selbst die Geschichtsschreiber der Bibel, die doch sicher keinen Grund hatten, ihre Bedrücker zu schonen, erzählen nichts von derartigen Grausamkeiten der Aegypter.

Grausamkeiten gegen Sklaven im Altertum kennt eigentlich nur die römische Geschichte; aber auch in dieser bilden sie, gemessen an der gewaltigen Anzahl der Sklaven, nur vereinzelte Schreckenstaten wahnsinniger Kaiser, die Sklaven zu ihrer Belustigung den wilden Tieren vorwerfen, oder, wie Nero, was übrigens keineswegs verbürgt ist, sie zu brennenden Fackeln machen liessen.

Diese vereinzelt Fälle von Wahnsinnstaten zu verallgemeinern, wäre ebensolcher Wahnsinn; denn auch die römische Geschichte lässt uns einwandfrei erkennen, dass die Sklaven in Rom kein allzu schweres Dasein hatten; ja, dass sie sogar vielfach recht wenig Arbeit leisteten, weil die Grossen, die ja fast ausschliesslich die Sklavhalter waren, mit der Grösse der Anzahl ihrer Sklaven prunkten; weil ihr Ansehen an der Anzahl der Sklaven gemessen wurde. Sie hatten im allgemeinen viel zu viel Sklaven für ihren Haushalt, sodass viele Sklaven fast untätig waren, oder nur vereinzelte, täglich ganz wenig Zeit beanspruchende Arbeiten zu verrichten hatten.

Wenn die römische Geschichte von Sklavenaufständen, ja von Sklavenkriegen berichtet, so waren diese Erscheinungen der spätrömischen Zeit, und waren nicht begründet in gegen Sklaven begangenen Grausamkeiten, sondern in den Zeitverhältnissen; in einer gewissen Emanzipation der Sklaven, die ihre Interessen und ihre Aufmerksamkeit schon längst nicht mehr ausschliesslich ihren dienstlichen Obliegenheiten zuwendeten; die so viel Bewegung, so viel Freiheit, so viele Rechte hatten, dass sie, wie stets unter solchen Umständen, immer anspruchsvoller wurden, und ihre nur zu häufig widerrechtlichen und unvernünftigen Ansprüche mit Gewalt durchzusetzen suchten und oft genug auch durchsetzten.

Im Grunde war auch in Rom die Sklaverei nicht eine Verschiedenheit der Gattung, sondern eine Ordnung der Gesellschaft, was klar erwiesen ist

durch die Tatsache, dass Sklaverei und Sklavenbefreiung gleichzeitig waren; und dass es als etwas natürliches angesehen wurde, dass ein befreiter Sklave als freier Mann, wenn auch vielleicht erst nach Verlauf einer Generation, in die Rangstufen der freien Gesellschaft eintrat; dass grosse Dichter und Künstler, Staatsmänner und Soldaten sich durch die Erinnerung ihrer sklavischen Herkunft wenig stören liessen.

So sah die Sklaverei aus, mit der die interessierten Kreise die Sklaverei der Neuzeit in frechem Hohn auf eine Stufe stellen wollten!

Ich wiederhole: Nichts Gleiches, nichts Aehnliches, nichts Verwandtes hatten diese beiden Arten von Sklaverei!

England war es, das die Absatzmöglichkeit für die Menschenware schuf; und England war es auch, das die Nachfrage durch einen organisierten Grosshandel in Negern befriedigte. England legte zuerst Pflanzungen grossen Umfanges in Westindien, namentlich auf Jamaika, an, die natürlich Arbeiter in grosser Anzahl benötigten. Die Indianer aber, die ursprünglich für die Arbeiten herangezogen wurden, waren bereits zum grössten Teil ausgerottet oder infolge der furchtbaren Grausamkeiten in das Innere des Urwaldes und in die Berge vertrieben worden. Der empfindliche Mangel an Arbeitern konnte nur durch reichliche Zufuhr von Negersklaven behoben werden.

Die Portugiesen verkauften zuerst Negersklaven nach Westindien, und ihnen folgten die Spanier. Das Geschäft erwies sich als lukrativ; und die Engländer konnten unmöglich ein lukratives Geschäft anderen überlassen. Sie riefen zum Zwecke des Grosshandels in Sklaven die Royal African Company ins Leben, die in den Jahren 1709 bis 1775 472,000 Negersklaven nach Jamaika lieferte.

Die grosse Zufuhr gestaltete die Preise der Sklaven niedrig, und die Pflanzer hatten deshalb kein Interesse daran, ihre Neger durch gute Behandlung möglichst lange zu erhalten. Wie entsetzlich grausam die Neger behandelt wurden, ist im ersten Teil dieses Buches eingehend behandelt worden nach Zeugnissen, die, obgleich gross an Zahl, doch nur einen kleinen Teil der Schreckenstaten bekunden, weil den Sklaven nie ein Anwalt erstand, weil ihr Zeugnis nicht galt. Die uns bekannt gewordenen Grausamkeiten sind ebenso zahlreich wie furchtbar; und doch mögen ihrer hunderttausendfach mehr gewesen sein; die zu Tode gequälten Neger konnten keine Kunde geben.

Ist aber ein Verbrechen weniger ein Verbrechen, wenn kein Kläger, kein Richter ersteht; wenn das Opfer keine Möglichkeit hat, einen Richter anzurufen?

Wenn nach Jahrhunderten doch endlich die Aufhebung der Sklaverei erreicht wurde, und letzten Endes im wesentlichen auf Betreiben Englands, so geschah dieses nicht etwa, weil England ein menschliches Rühren empfand und die an den Negern fortgesetzt begangenen Grausamkeiten nicht mehr mit ansehen konnte: Wer könnte England so niedrig einschätzen? Es geschah, weil England einen erheblichen materiellen Vorteil in der Aufhebung der Sklaverei erblickte.

Jene schwarze Zeit für Englands Kolonialwesen, die Zeit der amerikanischen Befreiungskriege, brachte England eine Bedrohung auch von an-



derer Seite, jedenfalls zunächst eine empfindliche Beunruhigung: von der Antisklaverei-Bewegung.

Von Frankreich aus — Neid und Hass selbst müssen den Franzosen zugestehen, dass sie im absoluten Gegensatz zu den Engländern immer für Ideale zu kämpfen wussten —; von Frankreich aus ging die Bewegung, wo zu Ausgang des 18. Jahrhunderts die Société des Amis des Noirs ins Leben gerufen worden war, die sich mit Feuer und Unermüdlichkeit für die Befreiung der Sklaven einsetzte.

Die indirekte Anregung freilich war von der von Franklin nach Frankreich geführten Kommission gegeben worden, die mit Schlagworten, wie Freiheit und Brüderlichkeit, Menschenrechte und Menschenwürde, die leicht entzündbaren Franzosen für sich gewann und damit deren erhöhte Aufmerksamkeit auch auf das Los der Negerklaven lenkte, obgleich diese Amerikaner, britischen Blutes, dabei gar nicht an die Sklaven dachten; obgleich ihnen das Wohl der schwarzen Unterdrückten verdammt wenig am Herzen lag; obgleich ihnen für die Verleihung von Menschenrechten an die Schwarzen jedes Verstehenkönnen abging.

Die Bewegung aber war in Gang gesetzt und gewann als Anhänger die Quäker in England, die das Parlament unablässig mit Petitionen zugunsten der Negerklaven bestürmten. Das Parlament konnte um der öffentlichen Meinung willen demgegenüber sich nicht ganz untätig verhalten und veranlasste Feststellungen über die beregten furchtbaren Grausamkeiten des Sklavenhandels. Es konnte sich dabei naturgemäss nur um vereinzelte Feststellungen handeln, aber diese wenigen entrollten ein furchtbares Bild des unmenschlichen Handels.

Es zeigte sich zum Beispiel, dass auf den Transportschiffen — der ganze Transport bewegte sich innerhalb der heissen Zone — für jeden Neger im Durchschnitt nur ein Raum von 5 Fuss 6 Zoll Länge, 4 bis 5 Fuss Höhe und 16 Zoll Breite gewährt war; dass die Neger auf der Fahrt eng gefesselt und schlecht ernährt wurden; und dass grausamste Strafen alltäglich waren.

Es wurde festgestellt, mit welcher Kaltblütigkeit englische Agenten harmlose Negerfamilien einfingen; es wurde nachgewiesen, dass sie die Eingeborenen zu Kriegen gegen die Engländer anstifteten, nur um Sklaven machen zu können. Es wurde bewiesen, dass auf Sklavenschiffen von 450 Negern bis zu 200 unterwegs umkamen.

Pitt wollte der öffentlichen Meinung wegen den schlimmsten Greueln ein Ende machen und brachte eine entsprechende Bill ein. Die Lords aber verwarfen diese und warnten in zynischer Selbstverständlichkeit davor, die öffentliche Meinung durch solche plötzliche Anfälle von Menschenliebe zu verwirren und Bürger in Gefahr zu bringen, ihr Eigentum zu verlieren.

Bestätigt diese Stellungnahme der Lords nicht mit erschreckender Deutlichkeit das vom Charakter der englischen Aristokratie entworfene Bild?

Auch alle weiteren Petitionen wurden abgelehnt mit dem Hinweis, dass der Sklavenhandel unentbehrlich sei; dass die Pflanzer — das in den Plantagen investierte Geld gehörte den englischen Grossen — durch Aufhebung der Sklaverei ruiniert werden würden.

1792 beschloss das Unterhaus, den Sklavenhandel allmählich aufzuheben. Das Oberhaus lehnte wiederum ab. Der Sklavenhandel war doch

so rentabel; rentabel an sich, ganz abgesehen von den Interessen der westindischen Pflanzer; wurde doch zu jener Zeit die Ausfuhr aus Westafrika auf jährlich 100 000 Neger veranschlagt!

Es kann nicht geleugnet werden, dass die englischen Geldinteressen an den Pflanzungen durch eine plötzliche Aufhebung der Sklaverei stark gefährdet werden konnten; man hielt es für unmöglich, die Kolonien der Negerklaven zu berauben und zusehen zu müssen, wie die Nachbarkolonien aus dem Menschenhandel Nutzen zogen, umso höheren Nutzen ziehen würden, als die der Negerklaven beraubten englischen Kolonien zurückgehen müssten.

Die Bewegung zugunsten der Sklavenbefreiung zog jedoch immer breitere Kreise und konnte nicht mehr zum Stillstand gebracht werden.

Die Engländer aber, deren Spannkraft durch den endgültigen Verlust der nordamerikanischen Staaten doch einen argen Stoss erlitten hatte, setzten sich an den Tisch und rechneten.

Sie stellten eine Wahrscheinlichkeitsrechnung auf, in der sie Posten um Posten einsetzten auf beiden Seiten, um zu errechnen, welche Verluste die Aufhebung der Sklaverei ihnen bringen würde, und durch welche Gegenzüge die eventuellen Verluste wett gemacht werden könnten.

Und als man ihnen bei Einstellung der Soll- und Haben-Posten über die Schultern blickte; auch noch, als die Gewinn- und Verlust-Rechnung aufgestellt wurde, sah man, dass ausschliesslich ziffernmässig berechenbare Realitäten eingesetzt worden waren, nicht ein einziges moralisches, nicht ein einziges ethisches Moment.

Die vornehmen Herren alle sahen sich die Rechnung an; die gewohnte eisige Ruhe liess sie nicht viel Worte machen. Als sie sich erhoben, war die Aufhebung der Sklaverei beschlossen. Das geschah im Jahre 1807. Und Saulus wurde zum Paulus.

Wie das Wunder möglich war? Wie die Rechnung einen solchen Beschluss zeitigen konnte?

Die Engländer rechneten wie folgt:

Die Antisklavereibewegung ging durch ganz Europa. Niemand konnte England zumuten, die Sklaverei aufzuheben, wenn nicht gleichzeitig alle anderen Kolonialmächte sie aufheben würden. England, der bisher so entschiedene Gegner der Sklavenbefreiung, wollte unter der Flagge der Humanität die Führung in der Herbeiführung der allgemeinen Aufhebung der Sklaverei übernehmen; sich die Kontrolle über die Durchführung auch bei den Konkurrenznationen aneignen und sich damit eines ungeheuren politischen Einflusses versichern.

Die westindischen Kolonien Englands hatten zunächst einen Ueberfluss an Sklaven; man werde bei Durchführung der Gesetze in den eigenen Kolonien Möglichkeiten geben, Schädigungen zu vermeiden, während man durch strengste Kontrolle jede Sklavenzufuhr nach den Konkurrenzkolonien zu unterbinden wissen werde. Die Pflanzungen dieser müssten infolgedessen zugrunde gehen, oder wenigstens stark geschädigt werden, während gleichzeitig die der englischen Kolonien einen entsprechenden Aufschwung nehmen müssten.

Die bei diesen zahlenmässigen Gegenüberstellungen errechneten Gewinne erschienen so bedeutend, dass man beschloss, nötigenfalls sogar den



anderen Menschenhandel treibenden Nationen für die Einwilligung zu der gemeinsamen Aufhebung der Sklaverei in der von England vorgeschlagenen Weise grössere Summen als Entschädigungen zu zahlen.

Trotz dieser Entschädigungssummen, die die Herren mit einem Maximalbetrag eingesetzt hatten, blieb das Geschäft noch immer ein glänzendes, das unter allen Umständen durchgeführt werden müsste. Und wann je liessen sich die Engländer, denen der sichere und unvergängliche finanzielle Rückhalt im Laufe der Generationen eine staunenswerte Zähigkeit zu eigen werden liess, durch Schwierigkeiten irgendwelcher Art und irgendwelcher Grösse von der Durchführung aussichtsreicher Geschäfte abhalten?

Die vorausgesehenen Schwierigkeiten kamen. Portugal und Spanien wollten sich nicht bereitfinden lassen, den lukrativen Handel aufzugeben. Erst nach langjährigen Verhandlungen, und erst nach Zahlungen grosser Entschädigungssummen gingen diese Länder auf die Vorschläge Englands ein, das immer als seine einzigen Beweggründe Humanität, menschliches Mitgefühl, Edelsinn hinstellte, und unterwarf ihre Schiffe der Kontrolle Englands. Dieses hatte damit auf einen Schlag die Polizeigewalt auf den Ozeanen in die Hand bekommen, die es mit grösster Schärfe ausübte, nicht so sehr zwecks Aushebung der Sklaventransporte, als vielmehr zwecks Stärkung seiner Seemacht, zwecks Erreichung der Hegemonie auf den Ozeanen.

Das war ein grandioser politischer Zug, der zu einem vollen Erfolg führte. Er war von vornherein von den Engländern als wichtigster Posten eingesetzt worden; alles andere war für sie im Verhältnis zu diesem von untergeordneter Bedeutung.

Die europäischen Mächte waren blind für diese grosszügige Politik; sie liessen sich von der salbungsvollen Humanität der Engländer berauschen, und als sie aus dem Rausch erwachten, war das Unglaubliche geschehen: England war unbeschränkter Herr der Meere.

England durchsuchte die Schiffe auf dem Meere; mancher Sklaventransport wurde ausgehoben. Es sorgte dafür, dass den Konkurrenzkolonien jegliche Sklavenzufuhr unterbunden blieb, während es selbst die Sklaverei in Westindien weiterhin beibehielt, ja sie zunächst noch zunehmen liess. Der Handel und die Pflanzungen der schwächeren Konkurrenten wurde ruiniert — alles das ganz programmässig.

England liess sich die Sklavenbefreiung, einschliesslich der an ihre eigenen Pflanzler gezahlten Entschädigungen von 20 Millionen Pfund Sterling, insgesamt 50 Millionen Pfund Sterling kosten; eine lächerlich geringe Summe für Erlangung der absoluten Hegemonie auf den Meeren.

Es ist ein trauriges Zeichen des Tiefstandes; es ist eine bittere Wahrheit, dass die Oberfläche der Menschheit gefühllos ist gegen die Leiden der Mitmenschen im allgemeinen, im besonderen aber gegen die Leiden von Mitmenschen, die dahingegangen sind; von Völkern, die vor Jahrhunderten litten und an unerträglichen Leiden zugrunde gehen mussten; dass diese Oberfläche eine Art Mitgefühl zu empfinden vermag nur, wenn das Anschauen-müssen gegenwärtigen Leids ihr selbst physischen Schmerz bereitet.

Und doch waren die Leiden so unsagbar gross, so furchtbar, so grauen-erregend, dass auch nur das geringste Mass von Phantasie uns erschüttern lassen sollte; das Verlangen in uns auslösen sollte, die Frevler und Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen.

Wenn wir dieses aber nicht mehr vermögen; wenn wir den ausgerotteten Völkern nicht mehr Genugthuung verschaffen können, eben weil sie ausgerottet sind und einer Genugthuung nicht mehr teilhaftig werden können, so sollen und müssen doch die um Jahrhunderte zurückliegenden, Jahrhunderte lang gewährten Schreckenstaten als erschwerende Momente in die Wagschale geworfen werden bei Aburteilung der an noch lebenden Völkern begangenen Verbrechen.

Und ihrer sind viele und schwere.

Ich klage die Engländer solcher Verbrechen an.

Seit einigen Jahrhunderten ist England der absolute Beherrscher Indiens, seines heute wertvollsten kolonialen Besitzes. Wenn England bis auf den heutigen Tag reiche Schätze aus Indien zog, so soll nicht in Abrede gestellt werden, dass diese Schätze nicht hätten gehoben werden können ohne die Energie und die Zähigkeit der Engländer; aber es darf anderseits nicht verschwiegen werden, dass in dem Maße, wie die indischen Schätze nach England flossen, die indischen Völker bedrückt wurden.

Die in Indien angewendete grausame Logik in der Befolgung ihrer Ziele bestätigt wiederum bis ins kleinste jene Charakteristik der englischen Machtgruppe.

Das gewaltig grosse, von vielen verschiedenen Völkern bewohnte Indien musste in seiner ganzen Ausdehnung gefügig gemacht werden. Das zu erreichen, gab es nur zwei Mittel; und beide wendete England an bis zum vollen Erfolg: Schwächung der physischen Kraft der Völker und Verarmung.

England setzte stets, sobald es am Hofe eines indischen Fürsten Fuss gefasst hatte, unter irgendeinem Vorwand und unter Versicherung aufrichtigster Freundschaft und unwandelbarer Treue einen Residenten an diesem Hofe ein, der natürlich ein Musterschüler der echten englischen Schule sein und bald einen unbeschränkten Einfluss auf den betreffenden Fürsten ausüben können musste. Die englischen Residenten an den verschiedenen indischen Höfen arbeiteten nach einem gemeinschaftlichen, in London mit grosser Präzision aufgestellten Plan. Sie wiegelten die Fürsten gegeneinander auf; es kam zu Kriegen; beide kriegführende Parteien wurden geschwächt; England spielte — natürlich erst nach Erreichung des von ihm vorgesehenen Masses der Schwächung — die Heil und Segen bringende Vor-scheidung und führte den Frieden herbei, der jedesmal beide Fürsten zu Vasallen Englands herabsinken liess. Alle indischen Fürsten wurden auf diese Weise nach und nach willenslose Objekte in den Händen der Engländer.

Mit dieser politischen Unterwerfung musste Hand in Hand die wirtschaftliche gehen; und diese konnte nur erzielt werden durch eine systematisch herbeigeführte Verarmung der indischen Völker.

Die indischen Fürsten wurden zu Tributzahlungen genötigt, die nach genauesten Berechnungen der Engländer so hoch bemessen wurden, dass ihre Aufbringung eine Unmöglichkeit war; dass die Fürsten in Erkenntnis dieser Unmöglichkeit den Tributeintreibungen sich widersetzen mussten. Die Herren in London machten aus dieser ihrer Politik keinerlei Hehl.

Die Fürsten aber, die die Tribute in vertraglich festgesetzter Höhe nicht abführten, weil sie sie eben nicht abführen konnten, setzten sich damit ins Unrecht und mussten deshalb zur Verantwortung gezogen werden.



Das geschah mit vorgesehener Programmatik. Die Fürsten wurden völlig ausgeplündert und vertrieben; und ihr Land wurde von den Engländern ohne weiteres in Besitz genommen.

Die Bevölkerung, fast ausschliesslich Bauern, wurde durch Eintreibung unerschwinglicher Steuern in die entsetzlichste Armut gestürzt, der zu entkommen, es keine Möglichkeit mehr gab.

Man bedenke, dass die indischen Bauern, wie alle Bauern im Orient, von jeher arm waren und eine Existenz fristen, so bescheiden, wie der Europäer, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, sich nicht vorzustellen vermag; und man bedenke, dass die Engländer von diesen Aermsten an Steuern durchschnittlich drei Fünftel des gesamten Ernteertrags eintreiben!

Die Bauern aber mussten, um die Steuern abführen zu können, Geldgebern in die Hände; mussten diesen die Ernte im Voraus verkaufen und so ihr Los noch verschlimmern. Ihnen blieb kaum das Notwendigste zum kargsten Leben; und wenn eine Missernte kam, brachen die schrecklichsten Hungersnöte aus.

Ich klage die Engländer an, die indischen Bauern, die mehr als 70% der Gesamtbevölkerung ausmachen; die den weitaus grössten Teil der Steuern aufbringen; die die Ausfuhrartikel, auf denen Indiens Handel beruht, liefern müssen, nicht allein in die entsetzlichste Armut gestürzt zu haben, sondern auch bis auf den heutigen Tag durch ungeheure Abgaben geflissentlich in dieser entsetzlichen Armut zu erhalten, sodass sie sich heute noch mit den allerprimitivsten Ackergeräten behelfen müssen; dass sie heute noch nicht in der Lage sind, sich auch nur einen modernen Pflug anzuschaffen; dass sie dem Boden den nur zu häufig überaus kargen Ertrag abringen müssen, weil sie für nur ganz wenig Düngemittel das Geld aufzubringen nicht imstande sind.

Millionenfach wird am Ganges den Engländern geflucht, die mit bewusster Härte jene unglücklichen Völker in der Armut erhalten; die durch eine geringe Lockerung der Steuerschraube den Aermsten die Anschaffung einiger Ackergeräte und einiger Düngemittel ermöglichen könnten. Nichts von dem! Die indische Bevölkerung muss in Armut erhalten werden, um jeder Emanzipationsmöglichkeit vorzubeugen; denn solange der Inder seine ganze Sorge ausschliesslich auf den Erwerb des allernotwendigsten Lebensunterhalts richten muss, kann er nicht daran denken, seine Blicke darüber hinaus schweifen zu lassen.

Das grenzenlose Elend der indischen Bevölkerung ist eine lebendige Anklage gegen die Bedrücker, die mit den salbungsvollsten Anpreisungen ihrer in Indien geschaffenen Kulturwerke nicht die Tatsache aus der Welt schaffen können, dass heute noch in guten Erntejahren ein Fünftel der Bevölkerung, also 50 bis 60 Millionen Menschen, ungenügend ernährt ist; dass im Jahre 1861 eine einzige Hungersnot gegen 500 000 Opfer forderte, und dass im Jahre 1896/97 eine Hungersnot in noch weit grösserer Ausdehnung Ungezählte dem Tode weihte.

Kann man angesichts solcher schreienden Tatsachen den Engländern zustimmen, dass sie in Indien eine Kulturmission erfüllen?

Sie rühmen sich, nach den letzten schweren Hungersnöten Massnahmen zur möglichsten Verhütung künftiger Hungersnöte solchen Ausmaßes getroffen zu haben. Sie haben es getan. Was sie aber taten, geschah nicht

um der hungernden Bevölkerung willen; es geschah lediglich und in entsprechendem Umfange und in erkennbar entsprechender Richtung, weil England's Handel unter den Hungersnöten litt, weil die Ausfuhrprodukte nicht in genügender Menge erzeugt wurden.

Man studiere die ganze englische Kolonialpolitik vom ersten Tage an bis heute: nicht eine den Kolonien erwiesene Wohltat wird man entdecken können, die nicht ins Werk gesetzt wurde unter ausschliesslichen Gesichtspunkten britischer Interessen!

Wenn solche Wohltaten zuweilen auch den Eingeborenen mit zugute kamen, so war dieser Umstand nur eine Nebenwirkung der getroffenen Massnahmen, die den Briten nicht einmal immer erwünscht war; und die ihrerseits wiederum den englischen Interessen dienen musste insofern, als sie den Engländern den Firnis ihrer humanitären und religiösen Heuchelei lieferte, mit dem diese ihre Waffen so sauber zu lackieren pflegen.

Wenn der britischen Denkart auch nur ein Funken Mitgefühl mit den Eingeborenen eigen wäre, die Engländer müssten nicht allein der bäuerlichen Bevölkerung die gekennzeichneten Erleichterungen gewähren, sie müssten auch einer Industrialisierung des Landes die Wege bahnen, um den Hungernen Brot zu verschaffen.

Die Engländer aber fördern eine Industrialisierung nicht allein nicht, sondern sie verhindern sie aus Rücksicht auf ihre heimische Industrie, die mit ihren Fabrikaten den indischen Markt versorgt; ja die Engländer taten weit schlimmeres; und mit stärkster Stimme rufe ich diese Anklage in die Welt hinein: Seit undenklichen Zeiten webten die indischen Bauern die Stoffe für ihre Kleidung selbst auf ihren primitiven Handstühlen. Bei der grossen Bevölkerungszahl Indiens machen diese Stoffe, so wenig ihrer der Bauer auch braucht, eine Menge im Umfange vieler Schiffsladungen aus. Das gierige England erblickte darin einen Schatz, den es sich, coute que coute, sichern musste. Es dekretierte kurzer Hand die Vernichtung aller Handwebstühle und verbot bei schweren Strafen den Indern, selbst die benötigten Stoffe herzustellen. Die Engländer fragten nicht darnach, dass der schwerbedrückte Bauer nun auch noch die Stoffe für seine Kleidung kaufen musste, dass seine Not durch dieses grausame Gesetz noch vergrössert wurde: sie sahen nur das glänzende Geschäft.

Fand der erschütternde Schmerzensschrei Indiens, den jene grauenhafte Tat der Engländer auslöste, Widerhall bei den Kulturvölkern?

Ihre Rechnung aber war wiederum richtig; es war allerdings nicht schwer, die Richtigkeit im Voraus zu erkennen. Die Herstellung dieser ehemals vom indischen Bauer selbst gewebten Stoffe beschäftigt eine grosse englische Industrie. Die englische Gesamtindustrie, die den indischen Markt beliefert, und der englische Handel, dessen grosser Teil von der indischen Ausfuhr lebt, zieht Milliarden und aber Milliarden aus Indien.

Derartige Vergewaltigungen aber hatte Indien unter englischer Herrschaft stets zu ertragen und muss sie heute noch ertragen. Der Engländer aber gibt sich den Anschein; nein, ich bin der Meinung, es ist gar kein Schein; er ist in seiner Ueberheblichkeit der Ueberzeugung, vor einem psychologischen Rätsel zu stehen, wenn der Nicht-Engländer Anklagen gegen ihn wegen seiner Herrschaft in Indien erhebt; er lebt der Ueberzeugung, der



Wohltäter Indiens zu sein; er erklärt, anscheinend mit Ueberzeugungstreue, dass England schon seit langem keine Gelder mehr aus Indien zieht, dass alle in Indien erhobenen Steuern für Indien verwendet werden.

Widerwärtige Scheinheiligkeit und Heuchelei, ob bewusst oder unbewusst!

Es ist richtig, alle Steuern werden in Indien verwendet; aber wofür?

England unterhält eine gewaltige Militärmacht in Indien, die gewaltig sein muss, um jeden Aufstand im Keim ersticken zu können, um den Indern irgendwelche Loslösungsbestrebungen von vornherein als aussichtslos erscheinen zu lassen. Die Unterhaltungskosten für diese gewaltige Militärmacht werden bis auf den letzten Penny aus dem indischen Steuereinkommen bestritten; der indische Bauer muss die Waffe kaufen, die, ein Damoklesschwert, dauernd über seinem Haupte schwebt.

Die Verwaltung Indiens besteht aus einem riesigen Heer englischer Beamter. Diese Beamten werden glänzend bezahlt, und selbst der mittlere Beamte führt ein fürstliches Dasein. Der höhere Beamte betrachtet die Anstellung in Indien als den Abschluss und die Krönung einer glänzenden Laufbahn, als das Maximum des Erreichbaren. Diese höheren Beamten gehören der englischen Aristokratie an; und wenn die Aristokraten in England schon nach unseren Begriffen wie Könige leben, so stellt ihre Lebensführung in Indien die in England in finsternen Schatten. Die Kosten für den englischen Beamtenstab in Indien überschreiten fast unser Begriffsvermögen. Sie werden ebenfalls aus dem Reservoir bestritten, das der indische Bauer in unsagbaren Mühen jahraus, jahrein immer wieder auffüllen muss.

Es ist richtig: Die Steuereinnahmen werden nicht mehr, wie früher, in Geldsäcken nach England verschifft!

Die Engländer bauen Eisenbahnen in Indien, viele Eisenbahnen. Glaubt auch nur ein vernunftbegabter Mensch, dass das geschehe, um den Indern grössere Erwerbsmöglichkeiten und Bequemlichkeiten zu schaffen? Es geschieht einzig und allein, um dem englischen Handel zu dienen, der durch ein Eisenbahnnetz an Ausdehnung gewinnt und durch leichteren und billigeren Transport rentabler gestaltet wird. Gleichzeitig wird dadurch die englische Industrie und Schiffahrt beschäftigt; denn das gesamte Material liefert naturgemäss England; und eine weitere grosse englische Beamten-schaft mit hohen Gehältern hält ihren Einzug in Indien.

Die Eisenbahnen werden mit indischem Geld gebaut und mit indischem Geld unterhalten.

Und so wurden und werden viele andere Anlagen und Einrichtungen geschaffen, von denen nicht eine einzige die beiden Bedingungen nicht erfüllt, unter denen die Ausführung der Anlagen und Einrichtungen beschlossen wurde: Erstens, dass die englischen Interessen in Indien durch sie erheblich gefördert werden, und zweitens, dass die Ausführung die englische Industrie beschäftigt.

Und es ist wirklich richtig, dass die indischen Steuern für Indien verwendet werden!

Ich klage die Engländer an, die indischen Völker, Völker einer uralten und vornehmen Kultur, noch heute mit brutaler Gewalt unterjocht zu halten, sie in unwürdiger Knechtschaft schmachten zu lassen, ihnen eine heute

selbstverständliche Freiheit vorzuenthalten, sie auszuhungern und auszu-beuten, und dabei in nur ihnen eigener Ueberheblichkeit sie als Menschen minderen Wertes zu betrachten und zu behandeln.

Ich klage England an, im Verfolg seiner indischen Politik seine todbringenden Fangarme nach Aegypten ausgestreckt, dieses Land okkupiert und sein Volk in schimpflicher Weise vergewaltigt zu haben; dieses Volk, von dem wir die ältesten geschichtlichen Ueberlieferungen haben, dessen Kultur, wenn auch vielleicht nicht älter als die indische, sicherlich auf einer hohen Stufe stand. Seit Jahrzehnten mehren sich von Jahr zu Jahr die aufgefundenen Denkmale jener Kultur.

Wir kennen nicht allein Englands kolonialpolitische Methoden; wir kennen auch, zum mindesten im grossen Ganzen, seine kolonialen Pläne. Wir wissen, dass England seit langer Zeit mit der ihm eigenen Tatkraft, Energie und Zähigkeit das Ziel verfolgt, ein zusammenhängendes, grosses englisches Kolonialreich zu gründen, das vom Kap der Guten Hoffnung bis an die Nordgrenze Indiens sich erstreckt; ja hier noch nicht einmal das Ende haben soll; wir wissen, dass es schon darüber hinausgreift, darüber hinausgegriffen hat; dass es sein Auge längst schon auf Afghanistan und Persien warf; dass es in diesen Ländern bereits einen grossen politischen und wirtschaftlichen Einfluss gewonnen hat; dass es sicher ist, in diesen Ländern in absehbarer Zeit die absolute Herrschaft ausüben zu können; dass es ein Hindernis auf diesem Wege nach dem anderen wegzuräumen versteht. Jener afghanische Offizier hatte die Diagnose richtig gestellt: Das Unglück ist geschehen; die Engländer haben unser Land gesehen.

Unablässig fügt England einen Quader an den anderen zum Bau des grossen zusammenhängenden Kolonialreiches; und wenn in Afrika heute noch mancher Quader fehlt, so kann England deswegen nicht ungeduldig werden; es weiss, dass es sein Ziel erreichen wird; denn jederzeit stehen ihm seine erprobten, nie versagenden Hilfsmittel zur Verfügung: List, Lüge, Betrug, Vergewaltigung, denen gegenüber die bewaffnete Macht nur eine untergeordnete Rolle spielt. Kann zum Beispiel eine Gemeinheit noch gemeiner sein, als die von England ausgegebene Parole, Deutschland sei unfähig der Verwaltung kolonialen Besitzes? Diese Parole hatte Kraft genug, jenem grossen Kolonialreich einige weitere wichtige Quader zuzufügen. Dies war ihr einziger Zweck; er wurde voll erreicht.

Der Eckpfeiler dieses grossen Kolonialreiches aber ist Aegypten; ohne seinen gesicherten Besitz kann dieses Reich niemals ein Komplex werden; ja ohne ihn ist der Besitz Indiens in Gefahr.

Nun, England hat seine Krallen fest in das Fleisch Aegyptens gehauen, so fest, dass ein Entrinnen nicht mehr möglich ist.

Ich klage England dessen an! Ich klage es an, vor den Toren Aegyptens namentlich nach dem Bau des Suezkanals, gelegen zu haben gleich einer Wildkatze, die funkelnden Auges jede Bewegung der unglücklichen Beute verfolgt, um sich im geeigneten Augenblick auf sie stürzen zu können. Ich klage es an, auf allen Wegen, die Aegypten gehen musste, Gift gelegt zu haben, dem dieses edle Volk erliegen musste; ich klage es an, mit allen Mitteln der List und des Betrugs, mit Gewalttätigkeit und entsetzlichen Grau-



samkeiten erreicht zu haben, dass heute Aegypten völlig in seiner Hand ist; dass dieses Land von einer von Aegypten bezahlten starken Militärmacht besetzt ist; dass es den Suezkanal ganz unter seiner Gewalt hält; dass von Aegypten hochbezahlte englische Beamte alle Zweige der Verwaltung führen; dass Aegypten in schmachvollen Fesseln liegt, Aegypten, das auf einer hohen Kulturstufe steht und bei weitem fähiger ist, seine Angelegenheiten selbst zu führen, als mancher europäischer Staat, mit dem England Arm in Arm über die Strasse geht.

Ich klage England an, schon zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Frankreich, dem einzigen zu fürchtenden Opponenten in Massnahmen gegen Aegypten, einen Geheimvertrag abgeschlossen zu haben, nach dem dieses ihm in Aegypten völlig freie Hand lässt. Dieser Vertrag ist das Todesurteil Aegyptens, das England in festem Tresor verwahrt, um es in dem ihm als geeignet erscheinenden Augenblick zu vollstrecken.

Es gibt noch immer gedankenlose Massen, die der englischen Propaganda erliegen, nach welcher Inder und Aegypter Völker niederen Kulturstandes sind, die nicht allein behandelt werden dürfen, sondern sogar behandelt werden müssen wie die Wilden, die von moderner Kultur noch nichts wissen. Jene gedankenlose Masse soll aber endlich zur Besinnung kommen; sie soll wissen, dass England nicht fragt nach Rasse, nicht nach hoher oder niederer Kulturstufe, wenn es die Erreichung eines von ihm ins Auge gefassten Zieles gilt.

Die Geschichte der *Buren* muss allen jenen die Augen öffnen, die wähen, in der englischen Kolonialpolitik sei noch nicht der letzte Rest von Menschlichkeit ausgeschaltet.

Die *Buren*, germanischeren Blutes als die Engländer, deren Väter einst in Holland die nächsten Nachbarn Englands waren, die auf einer mindestens gleich hohen Kulturstufe standen wie die Engländer; die aber im Gegensatz zu diesen ein edles Menschentum pflegten; die von einer echten, tiefen religiösen Gesinnung erfüllt waren; deren wesentliche Tugenden: Geradheit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, um ihrer selbst und um Gottes willen geübt wurden und geheiligt waren.

Diese *Buren* sassen auf ihren Höfen, echte Patriarchen biblischer Grösse, und führten ein stilles und zufriedenes Leben. Ihre Staatsverfassung war die denkbar einfachste und war eigentlich nur ein Band der Zusammengehörigkeit, das geknüpft worden war, im wesentlichen, um die gelegentlichen Ueberfälle der Kaffern zurückzuweisen. Sie brauchten keine Gesetze; sie brauchten keine Gerichtsbarkeit, weil jeder von ihnen willig den natürlichen Gesetzen der Moral gehorchte. Die *Buren* hatten in ihren gesegneten Gefilden immer die Sonne am Himmel und immer die Sonne im Herzen; und das reine, blaue göttliche Gewölbe umfasste sie beide. Der schlichte ernste *Bur* liess den Blick über seine weiten Gehege schweifen; es war Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Am Sonntag ging er zum Hause Gottes, gläubigen und reinen Herzens, ohne Falsch und ohne Heuchelei; er konnte getrost seinem Gott Rechenschaft ablegen über seine Taten, die immer im Einklang waren mit Gottes Gesetzen. Was über den Grenzen seines Hofes, über den Grenzen seiner Brüderschaft lag, berührte ihn nicht; mochte in

der Welt draussen geschehen, was immer wollte, es focht ihn nicht an; er hatte seine eigene Welt, und diese war gut und schön; von einer anderen Welt wollte er nichts wissen.

Und eines Tages war auch hier das Unglück geschehen: die Engländer hatten sein Land gesehen!

Dahin der Frieden; dahin das Glück; dahin die Freude am häuslichen Herd. Das Tor des Paradieses war hinter ihm ins Schloss gefallen, um sich nie wieder zu öffnen.

Wir haben gesehen, mit welchen Mitteln die Engländer nach und nach das *Burenland* in ihre absolute Gewalt bekamen.

Ich klage die Engländer an, in der ihnen eigenen, jeder Moral hohnsprechenden hinterlistigen Weise die wilden Kaffern und Hottentotten aufgestachelt zu haben, die *Buren* zu belästigen und anzugreifen, und ihnen dabei versteckt jede mögliche Unterstützung gewährt zu haben, zu dem Zwecke allein, die *Buren* wehrlos gegen die von ihnen geplanten Einfälle und Angriffe zu machen.

Ich klage die Engländer an des schmachlichsten Betrug und des fortgesetzten Wortbruches gegen dieses biedere Volk; ich klage sie namentlich an, bei jener Westgrenzenregulierung als Schiedsrichter die elementarsten Pflichten des Schiedsrichteramtes in geradezu unfassbarer Skrupellosigkeit verletzt zu haben, indem sie das strittige wertvolle Gebiet keiner der streitenden Parteien zusprachen, sondern diese nach Hause schickten, das Streitobjekt aber für sich behielten.

Die naiven *Buren*, die noch daran glaubten, dass Ja Ja und Nein Nein sei, waren den schlaunen und hinterlistigen Engländern nicht gewachsen; sie liessen sich von diesen übertölpeln, mussten sich übertölpeln lassen.

Ich klage die Engländer an, die den *Buren* gehörigen Diamantenfelder von unschätzbarem Werte mit List und Gewalt geraubt und aus diesen unberechenbare Schätze nach England geschleppt zu haben.

Wo blieb der Arm der vielgerühmten europäischen Gerechtigkeit, der solchem Frevel Einhalt gebot?

Dieser fortgesetzte Diebstahl und Raub ist nicht verjährt; verjährt nie!

Ich klage die Engländer an, durch den Schurken Shepstone gegen die *Buren* den unerhörtesten Gewaltakt vollführt zu haben, der je gegen ein Kulturvolk verübt wurde.

Ich klage sie aber besonders an ihres letzten Schlages, des mit allen Mitteln herbeigeführten Krieges im Jahre 1899, der 1902 mit der endgültigen, bedingungslosen Unterwerfung der *Burenstaaten* endete.

Man möge nicht glauben, das erst im Weltkriege die Engländer den Geniegedanken gebaren, als geeignetstes Kampfmittel die Verhungerung von Frauen, Kindern, Greisen anzuwenden. Diese Waffe war ausgeprobt und hatte sich vorzüglich bewährt!

Vielleicht erinnert sich noch mancher von uns jener sogenannten Konzentrationslager, welche die Engländer in Südafrika errichteten, und in denen die Frauen und Kinder der *Buren* dem Hunger überliefert wurden. Und sie liessen gern die Schreckensnachrichten aus den Konzentrationslagern zu den kämpfenden *Buren* dringen, um diese zu zwingen, sich zu ergeben: die einzige Möglichkeit, der schändlichen Grausamkeit gegen die unschuldigen, wehrlosen Opfer Einhalt zu tun.



Das hochkultivierte Europa sah gelassener Ruhe dem allen zu!

Dieses Europa lud das Odium schmachvoller Feigheit auf sich, als die Burenführer, die es nicht für möglich hielten, dass unter Gottes Sonne so viel Verrat, so viel Niedertracht herrschen und siegen könne gegen Demut, Ehrlichkeit und guten Willen; die noch den Glauben an die Menschheit nicht verloren hatten und überzeugt waren, dass Gerechtigkeitsgefühl und Menschlichkeitsgefühl der anderen europäischen Völker sich auflehnen müsse gegen so viel Ungerechtigkeit seitens des schrankenlosen englischen Besitzhüngers; als diese Burenführer von einer europäischen Regierung zur anderen zogen, sie um Vermittlung zu bitten und um Verwendung bei England zugunsten des kleinen, tapferen, unglücklichen Volkes. Wir wissen noch, wie jede Tür sich vor den Braven schloss; wie diese heimkehren mussten, um die Erkenntnis reicher, dass in Europa der Gerechtigkeitsinn erstorben sei, dass keine der europäischen Regierungen es wagte, das englische Frevlertum auch nur zur Milderung zu bewegen zu suchen.

Ihr Buren, haltet fest an eurem alten unverbrüchlichen Glauben an das Walten einer höheren Macht, die nach ihren ewigen Gesetzen eines aufwärts gerichteten Werdens das Schicksal rollen lässt; das Schicksal, das, auch für euch eine Morgensonne, bereits die ersten Strahlen hinter dem Horizont emporschiessen lässt!

Was aber waren alle Rechtsbeugungen, alle Gewaltakte, alle Grausamkeiten der Engländer gegen die Völker ihrer überseeischen Kolonien im Vergleich zu den Schandtaten gegen Irland!

Kein Gleiches hat die Weltgeschichte aufzuweisen wie die fast ein Jahrtausend währende Unterdrückung, Vergewaltigung, Schändung des irischen Volkes, dem Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit von Natur aus eigen sind, und das noch heute in eisernen Fesseln gehalten wird.

Man stutzt unwillkürlich zunächst, wie es möglich sein kann, dass ein europäisches Kulturvolk, das von Beginn der Geschichte an den Engländern in nichts nachstand; das von Beginn an in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht nicht auf tieferer Stufe stand, als diese; dass ein solches Volk noch immer in festen Fesseln gehalten wird.

Man muss wieder den Charakter und die Zusammenhänge der englischen Kolonialpolitik zerlegen, um des Rätsels Lösung zu finden.

Wie kommt es, dass Kanada und Australien volle Selbstverwaltung haben, dass die Buren gegenüber diesen ein geringeres Selbstbestimmungsrecht besitzen, dass das Selbstbestimmungsrecht der Aegypter nur ein Schatten ist? Wie kommt es, dass schlechter als sie die Iren gestellt sind?

Diese differenzierte Behandlung erfolgt nach jenem Denkkzettel, den England vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg erhielt. Dass England damals seinen wertvollsten Besitz verlor; dass es ihn infolge seiner unweisen Politik verlor; diesen Besitz, der, wäre er nicht verloren gegangen, England längst zum absoluten autokratischen Beherrscher der Erde gemacht haben würde, hat ihm eine Lehre erteilt, die es, solange es ein England geben wird, und seien es Jahrtausende noch, nicht mehr vergessen wird. England weiss genau, dass, wäre es damals den nordamerikanischen Kolonisten gegenüber

weniger hartnäckig gewesen, es das längst erreicht haben würde, was es so dringend erreichen möchte, nun aber nimmermehr erreichen kann: der absolute Herr der Welt zu sein.

Und keine Ewigkeit gibt den entschwund'nen Augenblick zurück!

Es ist notorisch, dass sich der englische Charakter seit damals nicht im geringsten geändert hat; dass England die Völker aller seiner Kolonien im jeweils denkbar höchsten Masse unterdrückt; dass es heute noch, wie von jeher, stets nur so weit nachgibt, wie die jeweiligen Umstände es dazu zwingen; dass es nicht ein einziges Mal in seiner ganzen Kolonialgeschichte auch nur den kleinsten entgegenkommenden Schritt freiwillig tat. Die nordamerikanische Lehre aber hat bewirkt, dass es die von den Verhältnissen erzwungenen Schritte rechtzeitig tut, und damit den Abfall anderer Kolonien, die mächtig genug dazu geworden sind, verhindert.

Da also einerseits der englische Charakter die schwerstmögliche Unterdrückung der Kolonien verlangt, andererseits aber eine gerissene Realpolitik den Pulsschlag jeder einzelnen Kolonie aufs genaueste verfolgt und die erzwungenen Konzessionen, natürlich immer nur in dem unbedingt nötigen Mindestmass, rechtzeitig zu gewähren versteht, so ergibt sich daraus jene differenzierte Behandlung der Kolonien; und so erklärt sich die Tatsache, dass die Kolonien, die nicht genügend stark militärisch besetzt werden konnten, und deren geographische Lage eine etwaige Emanzipation erleichtern würde, Schritt für Schritt zu voller Autonomie gelangten, während andere Kolonien, je nach den Möglichkeiten der englischen Machtentfaltung, in mehr oder minder schweren Fesseln gehalten wurden und werden.

Kanada könnte ohne wesentliche Schwierigkeiten sich von England lossagen, um einen unabhängigen Staat zu bilden; es könnte sich auch, was England am meisten fürchtet, den Vereinigten Staaten von Nordamerika anschliessen, von denen es mit offenen Armen empfangen werden würde. England musste mit der Zeit ihm alle verlangten Freiheiten gewähren, um eben den Abfall zu verhüten.

Aehnlich liegt es in Australien, dessen erstem Unabhängigkeitsstreben England kaum begegnen könnte.

Den Burenkolonien musste England auch eine gewisse Autonomie gewähren, wenn auch eine weit mehr beschränkte, weil selbst die besiegten Buren noch immer eine starke moralische Macht waren, mit der England rechnen musste. Um nicht sofort wieder Aufstände heraufzubeschwören, musste es durch Gewährung einer beschränkten Autonomie die Unversöhnlichen zu gewinnen und sie mit dem neuen Stand der Dinge auszusöhnen suchen, was ihm auch tatsächlich, für die nächste Zeit wenigstens, gelungen zu sein scheint.

Aegypten ist räumlich nicht sehr gross und kann deshalb in seinen wesentlichen Teilen von den Engländern militärisch besetzt gehalten werden. Jeder diesen unbehaglichen Bewegung der Aegypter wird stets sofort mit überwältigender militärischer Macht begegnet. Der Suezkanal, die Schlagader Aegyptens, ist völlig in englischer Machtsphäre; kein Aegypter hat an ihm etwas zu suchen. Entsprechend der militärischen Machtentfaltungsmöglichkeit ist auch der politische, der wirtschaftliche, der moralische Druck auf Aegypten stark und schmachvoll.

In Indien ist der Machtdruck Englands noch stärker und empfindlicher,



weil es einen Gegendruck noch weniger zu fürchten hat und ihm auch in stärkerem Masse gewachsen sein würde, weil es dort nicht allein eine starke Militärmacht unterhält, sondern auch noch andere Machtmittel spielen lassen kann und auch spielen lässt. So benutzt es zum Beispiel immer von neuem den Zwiespalt zwischen Moslem und Hindu, den es unablässig unter Feuer hält, und den es je nach Bedarf mehr oder weniger anbläst, um die innere Kraft Indiens zu lähmen. Eine Emanzipation Indiens aus eigenem ersieht bei solcher Machtfülle der Unterdrücker in absehbarer Zeit als gänzlich ausgeschlossen.

Ein Höchstmass von Machtfülle aber kann heute noch, wie von jeher, England auf der grünen Nachbarinsel entfalten; und das bedauernswerte irische Volk ist deshalb, gemessen an seinem Kulturstand, trotz der ihm gewährten Autonomie noch heute das schmachvollst unterjochte und unterdrückte von allen Kolonialvölkern der Erde. Und dieses schmachvolle Joch erträgt das gutmütige Volk seit acht Jahrhunderten; in diesen Fesseln windet sich, schmerzgepeinigt, dieser unschuldig Gefangene ohnmächtig fast ein Jahrtausend lang! Nicht ein einziges Volk in geschichtlicher Zeit ertrug je so Schweres so lange Zeit; und da das Gesamtbild der Kulturentwicklung Rückschlüsse auf die vorgeschichtliche Zeit gewährt, dürfen wir der Annahme sein, dass, solange Menschen die Erde bewohnen, Schwereres kein Volk erlitt.

Und dieses Irland liegt in Europa, liegt in jenem Teil Europas, dessen Völker den Anspruch erheben, die höchstentwickelte Kultur zu besitzen!

Völker Europas, die ihr vermeint, das Höchste zu leisten, was Menschen zu leisten vermögen; die ihr vermeint, die Welt mit eurer Kultur im Höchstmass glücklich zu machen; die ihr in die Welt hinausschreit, allen Bedrückten zu helfen, allen Mühseligen und Beladenen die Gnade zu bringen, allen unterdrückten Völkern die Freiheit zu geben; ihr Völker Europas, wollt ihr euch nicht endlich besinnen, dass seit vielen Jahrhunderten ein Schandfleck auf eurer Ehre liegt; dass ihr ruhig zuseht, wie ein edles, rechtschaffenes, echt gottgläubiges Volk von seinem brutalen, dünnköpfig überheblichen Nachbar gefesselt und gequält wird, der Nacktheit und dem Hunger preisgegeben?

Völker Europas, hier klage ich euch gleichzeitig mit den Engländern an, und zwar mehr noch der Feigheit, als der Herzlosigkeit!

England begann seine fluchwürdigen Taten in Irland im Namen Gottes, zum Ruhme Gottes und seiner Ehre; wie immer es seinen Verbrechen die Flagge seiner heuchlerischen Religiosität vorantrug.

Jener Engländer auf dem Stuhle Petri erklärte kurzerhand die Iren für vogelfrei und beauftragte, im abgekarteten Spiel, den nur zu willigen König von England mit der Durchführung seiner konfiskatorischen Verfügungen.

Oh, die römische Kirche! Auch sie klage ich an gleich den europäischen Völkern, seit jenem von ihr bewirkten Unrecht nichts getan zu haben, um das schwere Los der Iren zu wenden.

Wenn jener Engländer-Papst seine Macht missbrauchte, um seinem Volk eine reiche Beute zuzuführen, so vermag man solches Tun, wenn natürlich auch nicht zu entschuldigen, so doch zu verstehen; wenn aber die ganzen acht Jahrhunderte hindurch die römische Kirche zusah, wie England gegen das irische Volk ein schweres Verbrechen nach dem anderen beging; jenes England, das im 16. Jahrhundert die römische Kirche verriet und durch

Einziehung der Kirchenvermögen die römische Kirche schädigte, mehr und schwerer schädigte, als je die deutsche Reformation; wenn die römische Kirche dem endlosen und unerträglichen Leiden des irischen Volkes gelassen zusah, des irischen Volkes, das das treueste und ergebenste Kind der römischen Kirche von jeher war und noch heute ist, von keinem anderen Volk römisch-katholischen Glaubens in Ergebenheit gegen seine Kirche auch nur im entferntesten erreicht wird: so ist das ein Verbrechen dieser Kirche gegen die elementarsten Grundsätze einer Kirche überhaupt. Man möge nicht glauben, dass es der römischen Kirche an Mitteln gefehlt habe, zugunsten der Iren einzugreifen. Hunderte Male hatte sie Gelegenheit, ihren Einfluss nach dieser Richtung geltend zu machen; und wenn sie diese Gelegenheiten immer genützt hätte, würde Irland heute nicht mehr in englischen Fesseln schmachten, würden ihm furchtbare Leiden erspart geblieben sein. Es ist ein tragisches Schicksal Irlands, dass England es immer verstand, das Durchsickern der Kunde von der Iren Leiden zu verhindern; dass dadurch allmählich Irland in Europa vergessen wurde; dass auch die römische Kirche ihres besten, ruhigsten, gesittetsten Kindes vergass, wenn auch für sie, als Mutter, es keine Entschuldigung für solches Vergessen gibt.

Irland ist im Vergleich zu den ungeheuren überseeischen Kolonialreichen Englands nur ein winziges Gebiet; es ist erstaunlich, dass England ein so kleines Land in so schweren Fesseln hält; dass es nicht in grossmütiger Geste auf einen so kleinen Besitz verzichtet, der stets einen grossen Kraftaufwand Englands nötig machte, noch macht und immer machen wird. Was mag England zu solcher Haltung bestimmen?

*Cherchez l'aristocratie!*

Neun Zehntel des gesamten irischen Bodens waren, und fast noch so viel ist heute Besitz der englischen Grossen; und wir haben gesehen, welchen Nutzen diese aus dem Besitz ziehen. Glaubt auch nur ein Mensch in der ganzen Welt, dass auch nur ein einziger dieser Aristokraten auf ein Titelchen seines irischen Besitzes verzichten wird; dass diese Aristokratie nicht erfolgreich eine englische Regierung bis auf den Tod bekämpfen würde, die ihr solches ansinnen möchte?

Diese Aristokratie, die unabsehbaren Grundbesitz in England und Irland hat, konnte es sich leisten, mit der Zeit ihren englischen Besitz, anstatt für den Ackerbau zu nützen, zu Parks, Jagdgründen, Weideflächen zu gestalten und den Ackerbau in Irland betreiben zu lassen. Dieser Umstand ist von grosser Bedeutung; denn ganz abgesehen davon, dass Besitzhunger und hundert andere Gründe England an jener grossmütigen Geste hindern würden; er macht einen Verzicht auf den irischen Ackerboden geradezu unmöglich. Irland ist seit langem die Kornkammer Englands; und da dieses ein Inselreich ist und im schlimmsten Fall von der Zufuhr überseeischer Getreides abgeschnitten werden kann, muss es den irischen Besitz festhalten und durch irische Sklavenarbeit sein Brot sichern. Es ist also letzten Endes das grandiose Luxusbedürfnis der englischen Aristokratie für die Unmöglichkeit einer freiwilligen Befreiung Irlands verantwortlich.

Ich klage die Engländer an, das irische Volk seines gesamten Besitzes beraubt und es in das grausamste Sklavenjoch getrieben zu haben; auf dieses Volk Leiden über Leiden gehäuft, es bis aufs Blut gequält und gepeinigt zu



haben. Ich klage sie an, das gesunde, lebenskräftige Volk mit allen Mitteln auszurotten versucht, es immer wieder dezimiert und an jeglichem Aufstieg mit brutalster Gewalt verhindert zu haben.

Ich klage sie an, dieses unschuldige Volk diese ganzen acht Jahrhunderte hindurch nur mit Zwangsgesetzen regiert zu haben, die den Unglücklichen keinerlei Rechte gaben, sondern nur Pflichten auferlegten.

Ich klage die Engländer an, das irische Volk in ein beispielloses wirtschaftliches Elend gestürzt und es geflissentlich darin erhalten zu haben; ich klage sie an, es mit bewusster Folgerichtigkeit und Härte auch in moralisches Elend gestossen zu haben; und wenn der gute und gesunde Kern dieses Volkes dem sittlichen Untergang widerstand, so ist das wahrhaftig nicht das Verdienst Englands.

Ich klage im besonderen England an, mit jener Union, die das Unglück Irlands verewigen sollte, das schändlichste politische Machwerk vollführt zu haben, das je von einem Kulturstaat erdacht werden konnte — in einem unkultivierten, naiven Volk ist so viel Niedertracht und Gemeinheit überhaupt nicht denkbar.

Man durchblättere die gewaltigen Bände der Weltgeschichte Blatt für Blatt: ein zweites Beispiel solcher Ruchlosigkeit ist nicht zu finden!

Ich geisse diese Ruchlosigkeit nicht mit schärferen Worten, als es vor mir einsichtige Engländer getan haben; und dieser Umstand stärkt das Auflockern unserer Empörung.

Die Union beraubte die Iren nicht allein aller politischen Freiheit, sondern stiess auch das unglückliche Volk erneut und noch tiefer in wirtschaftliches Elend; sie vernichtete die mühsam unter den denkbar schwierigsten Bedingungen aufgerichteten Gewerbe und Industrien und drückte den Fron der den Acker bebauenden Bevölkerung auf einen unerträglichen Tiefstand, der das leidende Volk oft genug dem todbringenden Hunger auslieferte.

Ich klage die Engländer an der furchtbarsten Schandtata, die Menschen je verübten:

Wir wissen, dass die bäuerliche Bevölkerung Irlands ausschliesslich von Kartoffeln lebt, weil der karge Lohn, den der reiche englische Grundbesitzer ihr zahlt, nicht ausreicht zu einem Roggenbrot oder gar zu einem Bissen Fleisch; wir wissen, dass kein Volk der Erde, selbst die Inder nicht, so kümmerlich sich nähren muss, wie die Iren, das Sklavenvolk der Engländer; dass kein anderes Volk der Erde jahraus, jahrein ausschliesslich von Kartoffeln leben muss, die der Ire in einem kleinen, ihm vom reichen Engländer grossmütig für diesen Zweck überlassenen Gärtchen sich erbauen darf, welches Privilegium den erheblichsten Teil seiner Entlohnung ausmacht.

Als im Jahre 1845 infolge einer vernichtenden Kartoffelkrankheit, die in Westeuropa ausgebrochen war und drei Jahre lang wütete, den Iren das einzige Nahrungsmittel fehlte, brach in Irland eine furchtbare Hungersnot aus, die eine Million Menschen zugrunde gehen liess.

Szenen erschütterndster Tragik spielten sich in dem unglücklichen Lande ab.

Alles Getreide und alles Vieh gingen ja von jeher den Weg nach England; nicht ein Roggenbrot, nicht ein Pfund Fleisch verblieb den Iren: nur die Kartoffelernte jenes kleinen Gärtchens. Der englische Grundherr aber

liess trotz dieser beispiellosen Hungersnot nicht ein Korn Getreide, nicht ein Stück Vieh in Irland; alles musste, wie gewöhnlich, nach England verschifft werden. Wie stets bisher wurde das irische Getreide und das irische Vieh in endlosen Wagenreihen nach den östlichen Häfen geführt. Die Bevölkerung stand tagaus, tagein Hunderte von Meilen entlang an den Strassen, welche diese Schätze an Nahrung passierten, flehentlich die Hände erhoben, um einige Körner Getreide, dem Hungertode zu wehren. Die Engländer aber hatten das vorausgesehen und hatten alle Zufuhrstrassen auf beiden Seiten von Infanterie und Kavallerie, Mann an Mann, besetzen lassen, um zu verhüten, dass der Hunger die Bevölkerung zu Angriffen auf die Nahrungsmittelzüge hinreisse.

Nicht ein Korn wurde den Hungernden gereicht, und Tausende fielen auf diesen Strassen verhungert zu Boden, angesichts der vorüberziehenden Schätze, von denen ein kleiner Teil genügt hätte, eine Million verhungertes Menschen am Leben zu erhalten.

Und das in unserer Zeit; das in einer Zeit, in welcher England einen geradezu beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte, und sich eines Wohlstandes erfreute, der den englischen Grossen, in deren Händen aller dieser Wohlstand wieder zusammenlief, eine Behaglichkeit der Lebensführung gestattete, wie man sie noch niemals gekannt hatte; und der den Engländern ermöglicht hätte, den gesamten Getreidevorrat der Welt aufzukaufen!

Man möge mir glauben: Das Studium der neuzeitlichen Kolonialgeschichte mit allen ihren Grausamkeiten ist mir eine ununterbrochene Seelenpein gewesen und hat mir oft genug zugerufen: „Lass ab davon, das können Menschen ohne Herz nur ertragen!“ Als ich aber bis hierher kam, bis an diese furchtbaren Szenen; als ich im Geiste auf den langen, langen irischen Landstrassen die endlosen, unter schweren Lasten knarrenden Wagenzüge sah, flankiert von bewaffnetem Militär, und hinter diesem ein ganzes hungerndes Volk, jeder Einzelne zu einem Skelett abgemagert, schon nicht mehr laut um einige Körner nur flehend, sondern in stummer Verzweiflung mit fiebergeröteten Augen den erbarmungslos vorüberziehenden Wagen folgend, zu seinen Füßen hier und dort ein Verhungertes: da drohte das Herz mir zu brechen; und ein Schmerzensschrei entrang sich meiner Brust; und eine stumme Anklage ging zum Himmel: Herr, so Schweres kannst Du unschuldige Menschen erleiden lassen, ohne Deinen zerschmetternden Blitz auf die ruchlosen Mörder niederfahren zu lassen?

Und ich musste meine Arbeit für einige Zeit unterbrechen.

Und noch lastet auf der grünen Insel der Fluch „England“.

Und ich klage auch Frankreich an. Ich klage es an, im 16., 17. und 18. Jahrhundert gegen die Eingeborenen seiner Kolonien grausam gewesen zu sein, gleich den Portugiesen, den Spaniern und Engländern; stelle aber gern fest, dass die Grausamkeiten der Franzosen im Vergleich zu denen dieser Völker mehr vereinzelt waren und niemals so bestialisch ausarteten, wie jene. Die Franzosen waren immer bestrebt, die Kolonien nicht von Gesichtspunkten brutaler Selbstsucht aus zu verwalten, sondern von solchen der Menschlichkeit. Es soll den Franzosen auch niemals vergessen werden, dass



jene Bestrebungen, die Negersklaven zu befreien, von ihnen ausgingen, und dass sie selbstlos und unerschrocken für dieses Ziel zu kämpfen wussten, wenn auch die französische Regierung, im Widerspruch zum Volk, aus wirtschaftlichen Interessen der Sklavenbefreiung sich zunächst widersetzte.

Die Kolonialpolitik der Franzosen unterschied sich immer vorteilhaft von der aller anderen Kolonialmächte; und wenn man das Kolonialwesen in seiner Gesamtheit betrachtet, kann man nicht umhin, die kolonialen Unternehmungen der Franzosen als mustergültig zu bezeichnen, was uns aber nicht verleiten darf, zu wünschen, die französische Kolonialmacht erhalten zu sehen; auch sie ist, wie alle Kolonialmacht, ein Uebel, ein Feind aufsteigender Kultur.

Ich klage die Franzosen an, grosse Völker, die durchaus fähig sind, sich selbst zu regieren, in drückender Abhängigkeit zu erhalten zum Zwecke der Befriedigung selbstischer Triebe; ich klage aber vor allem die Franzosen an, in unseren Tagen im Wettbewerb mit England Expansionsgelüste bei sich wuchern zu lassen, die nicht im Einklang stehen mit der ihnen nachgerühmten Menschlichkeit und Gerechtigkeit; und ihre Kolonialpolitik auf ein Gleis geleitet zu haben, das sie zu den Methoden der Engländer führt; vielleicht nicht unbewusst; denn sie werden erkannt haben, dass, da sie heute infolge ihres Machtzuwachses die koloniale Welt im wesentlichen mit England teilen, sie dessen Methoden anwenden müssen, um sich als grosse Kolonialmacht gegen die englische behaupten zu können.

Wie in allem geschichtlichen Werden eine Fortentwicklung in bestimmter Richtung erkennbar ist, so auch im Werden der Kolonialmacht; und man kann ersichtlich feststellen, wie Gesinnung und Methoden dieser sich den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend wandelten. Gesinnung und Methoden der ersten Jahrhunderte der neuzeitlichen Kolonialmacht, in denen die furchtbarsten Grausamkeiten das Gefolge der europäischen Habgier und Raubsucht waren, wandelten sich in bemerkenswerter Weise, sodass in der Ausübung der heutigen Kolonialmacht Schreckenstaten, wie sie im 16., 17. und 18. Jahrhundert begangen wurden, ebenso unmöglich erscheinen, wie die Schreckenstaten der Inquisition unter Philipp II. von Spanien.

Und doch mussten wir um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert einen Rückfall in jene Methoden erleben, solchen grossen und furchtbaren Ausmasses, dass man meinen sollte, die Uhr der Weltgeschichte sei um Jahrhunderte zurückgedreht worden; einen Rückfall, der einen Anachronismus schlimmster Art darstellt, und als solcher zu den rätselhaftesten Erscheinungen im Leben des Menschengeschlechts gehört; einen Rückfall, verübt von der Verwaltung des Kongostaates Leopolds II. von Belgien.

Es war an sich ein Anachronismus, einem Privatmann, wie es hier Leopold II. war, eine Machtbefugnis in die Hände zu spielen und in ihnen zu belassen, die über ungeheure Gebiete und Millionen von Menschen schrankenlos in des Wortes verwegenster Bedeutung ausgeübt wurde. Aber man muss den Unterzeichnern der Berliner Akte, die dem Belgier solche Machtbefugnis zugestand, konzederen, dass sie in gutem Glauben handelten; dass das mindeste, das sie in Leopold erblicken durften, doch ein Menschsein war; dass sie ausser Zweifel zu sein wähten, dass dieser doch wenigstens die elementarsten Pflichten als Mensch empfinden und erfüllen werde; dass keiner der Unterzeichner, wie überhaupt kein Mensch, annehmen konnte, dass in

dieser Menschengestalt sich die rohe Bestie verberge, welche die Hülle abwerfen werde, sobald sie die Anerkennung der Mächte in Händen haben würde.

Was im Kongostaat unter den Augen Leopolds an entsetzlichsten Greueln verübt wurde, mit seiner Einwilligung, ja auf seine Anordnung, vermag ein Mensch nicht zu fassen.

Leopold ist tot. War ein Mensch nur, der eine Träne je ihm nachgeweint? Er war nicht glücklich im Tode, wie er es nie im Leben war; für einen Menschen, der nicht Mensch ist, gibt es kein Glück. Kann aber diese Glücklosigkeit des Urhebers schwerster Verbrechen ein Trost sein allen denen, die er ins Elend stürzte? Sie kann es nicht sein; und der Fluch von Millionen bleibt auf seinem Namen lasten.

Er ist tot. Es widerstrebt mir, die schwersten Anklagen gegen einen Toten zu erheben; es entspricht mir mehr, sie gegen eine Gemeinschaft zu richten; und so klage ich denn die Verwaltung des Kongostaates an, wenn diese auch nur das ausführende Organ jenes Einzelnen war.

Ich klage sie an, die Verpflichtungen, die sie mit der Berliner Akte übernommen hatte, in allen wesentlichen Punkten nicht allein nicht erfüllt, sondern sie bewusst und mit Vorsatz dauernd aufs gröblichste verletzt zu haben.

Ich klage sie an, anstatt allen Nationen den Handel im und mit dem Kongostaat frei zu halten, mit aller Energie, mit allen Mitteln und vollem Erfolg jeden Handel anderer Nationen, ja selbst jeden freien Handel der eigenen Landsleute, vernichtet und unmöglich gemacht zu haben.

Ich klage sie an, entgegen der ausdrücklichen Bestimmung der Berliner Akte, die Eingeborenenbevölkerung nicht geschützt, nicht über ihre Erhaltung gewacht, sie vielmehr unterdrückt, gepeinigt und vielfach völlig ausgerottet zu haben.

Ich klage die Verwaltung des Kongostaates an, in den Gummiwäldern am Kongo den wahnsinnigsten Raubbau getrieben zu haben, der in seinen Habsuchterscheinungen nur vergleichbar ist jenem Goldraub der Spanier in Peru.

Wir wissen, dass die Gummiernte derart vorgenommen wird, dass der Gummibaum eingeschnitten und der aus den Einschnitten tropfende Saft aufgefangen wird. Die Ergiebigkeit des einzelnen Baumes ist ziemlich erheblich. Wenn der Saft abgelaufen ist, muss dem Baume wenigstens drei Jahre Ruhe gegeben werden, damit er sich von dem Aderlass erholen kann. Nach Ablauf einer solchen Schonzeit kann von neuem geerntet werden, ist die Ergiebigkeit wiederum die gleiche. Die Kongoverwaltung aber zwang die Eingeborenen bei den schwersten Strafen, jeden Monat zu festgesetzter Stunde eine bestimmte Menge Gummi abzuliefern. Da die gequälten Eingeborenen die schwersten Züchtigungen, ja den Tod fürchten mussten, wenn sie das verlangte Quantum nicht in voller Höhe ablieferten, wussten sie sich nicht anders zu helfen, als die Gummibäume ohne Schonzeit immer und immer wieder zu schneiden, um den letzten Tropfen Saftes herauszuzwingen. Die Bäume verdorrten.

Wenn so die Gummiwälder vernichtet waren, verlegten die Stationen ihre Sitze weiter in das Innere, um das gleiche Spiel hier zu treiben.



Wenn man nach einer Begründung sucht dafür, dass die wahnwitzigen Belgier die Henne töteten, die ihnen die goldenen Eier legte, so kann man eine solche nur finden in dem Umstand, dass der Ausbeuter der Kongoschätze eine Einzelperson war; dass für deren Lebensdauer die vorgefundenen ungeheuren Schätze ausreichten; dass diese nicht darnach fragte, was nach ihrem Tode geschehe; dass sie vielmehr nur das einzige Bestreben hatte, während ihres Lebens alles zu erraffen, was zu erraffen möglich war; und dabei alle denkbaren und undenkbaeren Mittel anzuwenden, die zu diesem Ergebnis führen konnten.

Ich klage die Verwaltung des Kongostaates an, bei Verfolgung dieses Zieles die unerhörtesten Grausamkeiten gegen die Eingeborenen begangen zu haben, Grausamkeiten an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, die die entsetzlichen Greuel der Portugiesen und Spanier im 16. und 17. Jahrhundert als Humanität erscheinen lassen.

Englische, schwedische und andere Missionare haben diese Greuelthaten im Kongogebiet aufgezeichnet und mit genauen Daten versehen, sodass an der Richtigkeit dieser Angaben nicht gezweifelt werden kann, umsoweniger, als sie von den Belgiern nicht widerlegt wurden, zu widerlegen gar nicht versucht wurden.

Wir haben gesehen, wie den Eingeborenen mit einem Federstrich das Eigentum und das Nutzungsrecht an allem Land entzogen und ihnen die Zahlung von das Mass des Möglichen übersteigenden Abgaben in Erzeugnissen des Waldes auferlegt wurde; wir haben gesehen, wie die Unglücklichen bei nicht pünktlicher Erfüllung der auferlegten Pflichten gepeitscht wurden mit mörderischen Instrumenten, sodass bereits nach mehreren Hieben das Opfer bewusstlos wurde; dass das Peitschen trotz der eingetretenen Bewusstlosigkeit um das vielfache fortgesetzt wurde, und dass nach der Prozedur die Bewusstlosen von ihren Freunden fortgetragen werden mussten. In anderen Fällen bestand die Strafe in entsetzlichen Verstümmelungen, von denen das Abhacken der Hände die mildeste Form war. In wieder anderen Fällen wurde eine Anzahl Leute, die das volle Quantum an Gummi nicht zu schaffen vermocht hatten, getötet, um die Lebengelassenen zur Erfüllung der Pflichten anzuhalten. In noch anderen Fällen wurden die Frauen der säumigen Männer gefangen genommen, an den Hälsen mit langen Stricken zu Menschenketten zusammen gebunden und in diesen langen Ketten ins Gefängnis geworfen; oft genug hochschwängere Frauen darunter, die im Gefängnis, den Hals in der Strickkette, gebären mussten ohne jegliche Hilfe. Dabei wurden diese Frauen dem Hunger ausgesetzt, sodass sie schnell zu Skeletten abmagerten und vielfach Hungers starben. Die Männer arbeiteten Tag und Nacht, um ihre unglücklichen Frauen zu erlösen; und trotzdem war es häufig eine absolute Unmöglichkeit, die verlangte Menge Gummi rechtzeitig zu schaffen; und die beklagenswerten Frauen wurden weiter misshandelt, noch schwerer, wenn der raffinierte Sadismus noch schwerere Martern erdenken konnte.

Und das alles geschah wirklich vor nur wenigen Jahren; nicht in einzelnen Fällen, nicht in hunderten: es geschah in Tausenden von Fällen!

Der Kongostaat unterhielt eine starke Militärmacht zu keinem anderen Zweck, als die Eingeborenenstämme zu bekriegen, sie grauenvoll zu behandeln und damit völlig gefügig zu machen für die unerträglichen Sklaven-

dienste. Welche furchtbaren Grausamkeiten dabei begangen wurden, haben wir an einigen Beispielen gezeigt.

Die Mannschaft der Kongoarmee setzte sich in der Hauptsache aus Eingeborenen zusammen, die mit Gewalt in die Armee gezwungen wurden. Mit Vorliebe stellten die Belgier Kannibalen ein, weil diese ihres Kannibalismus wegen von den anderen Stämmen besonders gefürchtet wurden, und weil sie wegen der ihnen gewährten Freiheiten und wegen des ihnen eingeflösssten Mordtatschuldgefühls nicht ungern in der Armee verblieben.

Grauenhaft mutet es an, wie die Kannibalensoldaten nach der Bekriegung eines Stammes das Schlachtfeld im Nu aufräumten, ein nicht endenwollendes Menchenfleisch-Gelage hielten, und jeder sich mindestens einen gebratenen Leichnam für späteren Genuss aufbewahrte.

Die Belgier wollten ihre Schandtaten verdunkeln, indem sie uns einzureden versuchten, dass die Kongostämme eigentlich alle, ohne Ausnahme, Kannibalen seien; dass Kannibalen gar nicht anders behandelt werden dürften, als wie wilde Tiere, weil sie selbst wilde Tiere seien; dass alle Kannibalenstämme vernichtet und ausgerottet werden müssten.

Der Gedanke des Kannibalismus ist uns Kulturmenschen so entsetzenerregend; der Kannibalismus erscheint uns als ein so furchtbares Verbrechen, dass wir allzu leicht geneigt sind, den Belgiern beizustimmen. Eine solche Zustimmung aber würde eine freventliche Leichtfertigkeit sein; denn der Kannibalismus ist kein Verbrechen; er ist eine Sitte.

Es muss endlich aufgeräumt werden mit solchen europäischen Vorurteilen, die europäische Verbrecher sich zunutze machen; es muss endlich die breite Masse darüber aufgeklärt werden, dass auch die Kannibalenvölker naive, gute und gutmütige Menschen sind; besser und gutmütiger jedenfalls als ihre Bedrücker!

Nicht der Kannibalismus ist anachronistisch, das moralische Grausen ist es.

Der Kannibalismus ist auf niederer Kulturstufe eine Sitte, hervorgegangen aus den Lebensnotwendigkeiten der Urvölker. Die Entwicklung der Kultur aller Völker ist im grossen Ganzen die gleiche gewesen, musste die gleiche sein, weil das Menschengeschlecht seinen Ausgang von einem Punkte der Erde hatte. Wie die auseinander gezogenen Völker im Urstande verblieben oder in einem diesem ähnlichen Stand, behielten sie auch die Sitten und Gebräuche des Urgeschlechtes bei; und die Kulturforschung in allen Teilen der Erde hat dargetan, dass alle Kultur die gleichen Entwicklungsstufen, dass bei uns an Ueberresten von Sitten, Gebräuchen und Kult zu ihres Aufstieges viele Anfangsstufen noch in unserer Zeit festzustellen waren. Die Kulturforschung hat auch ergeben, dass bei Völkern auf höchsten Kulturstufen; dass bei uns, an Ueberresten von Sitten, Gebräuchen und Kult zu erkennen ist, dass auch wir alle die verschiedenen Stufen durchlaufen haben. Es ist deshalb ein kindlicher Wahn, wenn irgendein Volk sich in dem Glauben gefällt, es sei durch irgend eine niedrige Stufe der Kultur, die es an anderen als einen Schandfleck ihrer Geschichte betrachtet, niemals hindurchgegangen. Auch wir waren vor Zeiten Kannibalen.

Der Mensch lebte ausschliesslich vom Funde, solange die Lebens-technik unentwickelt war. Das Leben vom Funde aber erheischte, wenige



Himmelsstriche ausgenommen, einen grossen Spielraum für kleine Menschengruppen und eine grosse freie Beweglichkeit; die Nahrungsplätze mussten oft gewechselt werden. Ohne jedes Mittel der Technik, ohne Lasttier und Gefährt, war es unmöglich, Alte, Kranke, Gelähmte mitzuführen. Um sie nicht elend verhungern zu lassen, hielten es die Menschen auf jener Stufe für ein Wohltun, wenn sie diese töteten. Der Urmensch schon glaubte an eine Seele im Menschen. Diese Seele hing nach seiner Meinung an ihrem irdischen Besitz und beunruhigte die, welche sich den Besitz des Verstorbenen angeeignet hatten. Um diese Beunruhigung, um den Spuk zu bannen, musste deshalb auch die Seele des Verstorbenen vernichtet werden. Die Seele aber hatte ihren Sitz nicht in den Knochen, sondern in den weichen Teilen des Körpers. Wenn deshalb das Fleisch der verstorbenen Angehörigen verzehrt wurde, so wurde mit dem Verzehren desselben auch die Seele unschädlich gemacht. Es war ein kurzer Schritt von der nackten Lebensfürsorge zu dem Glauben, dass man dem Verstorbenen mit dem Verzehren seines Fleisches eine Wohltat erweise, weil man seiner Seele damit die Ruhe gebe. Es bildete sich dieser Glaube erweiternd dahin aus, dass mit dem Verzehren des Fleisches des Toten dessen Seele in die Ueberlebenden als Lebenskraft übergehe und deren Lebenskraft entsprechend erhöhe. Aus diesem letzteren Grunde wurde auch das Fleisch des erschlagenen Feindes verzehrt, wobei aber auch der Urgrund, die Vernichtung der Seele, die als Rächer erscheinen könnte, eine ausschlaggebende Rolle mit spielte. Auch der Kindermord, und namentlich das Opfer der Erstgeborenen, und das Töten von Missgeburten sind auf dieselben Ursachen, sind auf die nackte Lebensfürsorge zurückzuführen.

Die Kongovölker stehen noch auf einer der des Urmenschen nahen Kulturstufe und verzehren das Fleisch der Toten in jenem Glauben, oder wenigstens in einer jenem Glauben entsprossenen Sitte. Die Kongokannibalen sind deshalb wegen dieser Sitte nicht zu bestrafen, sondern sie sind durch Güte und Beispiel auf eine höhere Kulturstufe zu führen, welche den Kannibalismus überwunden hat.

Dieser kleine Exkurs ins Kulturgeschichtliche erscheint mir notwendig, um die Fabeln von entsetzlichen Grausamkeiten der Kannibalen zu zerstören; um zu beweisen, dass die Kannibalenvölker von Charakter und Veranlagung nicht schlechter sind, als andere Völker; dass sie — jeder, der den Kannibalismus, wie es ihm gebührt, als Sitte, als Kultsitte betrachtet, wird dem beipflichten — in der Tat besser sind, als manche Kulturvölker, besser jedenfalls als diejenigen, die aus Habsucht und Raubgier an ihnen die furchtbarsten Verbrechen begingen.

Die Belgier also haben kein Recht, die Kannibalenstämme des Kongo zu bekriegen und zu vernichten, weil diese das sind, was sie dereinst selbst waren: Kannibalen.

Noch empörender sind die Verbrechen, deren ich die Verwaltung des Kongostaates anklagen muss, die an Tausenden von unschuldigen Kindern verübt wurden.

Die Belgier haben die Kinder für die vermeintlichen Vergehen der Väter, die in nichts anderem bestanden, als in der Unmöglichkeit, die verlangte Menge Gummi rechtzeitig abzuliefern, entsetzlich verstümmelt, oft genug getötet. Die Soldaten mussten dem Stationskommissar, wenn sie

von einem Strafzug heimkehrten, zum Beweis dafür, dass sie die Patronen nicht verschwendet hatten, die den Getöteten abgehauenen linken Hände mitbringen. Die Hände wurden in langen Reihen vor dem Stationsgebäude ausgebreitet; und unsere Gewährleute haben festgestellt, dass darunter stets viele Kinderhände sich befanden.

Die Kinder wurden schon im Alter von sieben bis acht Jahren zu Sklaven gemacht, und in Missionen für die Armee erzogen. Wir haben gesehen, wie grausam man mit ihnen umging; wie ihr Leben nichts geachtet wurde; wie sie nackt der scharfen Nachtkälte ausgesetzt und damit dem Massensterben überliefert wurden.

Wo blieb damals der Kardinal Mercier, dessen Pflicht als Mensch und Christ es war, seine Stimme laut gegen seinen König zu erheben, das ganze Land in Brand zu setzen, um die fluchwürdigen Greuel seines Herrn zu enden? Es ist der ganzen Welt noch lebhaft in der Erinnerung, wie dieser Kardinal Zeter schrie über die vermeintlichen Grausamkeiten der Deutschen im grossen Krieg; wie er die ganze Welt aufrief und in Bewegung setzte, weil die Deutschen einige belgische Spione erschossen und das Kriegsrecht verletzende feindliche Bevölkerung strafen lassen mussten. Niemand bedauert diese Strenge der deutschen Militärverwaltung mehr, als wir Deutsche selbst; aber diese Strenge musste sein; sie musste geübt werden um der Erhaltung des deutschen Lebens willen; sie war nichts als Notwehr, und wäre sie nicht geübt worden, Tausende und Abertausende deutscher Soldaten mehr würden nicht in die Heimat zurückgekehrt sein. Diese Strenge, diese Notwehr war Kriegsrecht; alle Kriegführenden wendeten sie an, mussten sie aus Selbsterhaltungstrieb anwenden. Mercier aber schrie zu Gott um Rache an den Deutschen.

Was also tat Mercier damals gegen die Kongogreuel? Er konnte nicht als Einziger in ganz Europa nichts wissen von dem, was auf Anordnung seines Königs am Kongo an Grausamkeiten verübt wurde. Es war seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit als Mensch, als Christ, als Seelsorger, als Kirchenfürst, seinen König, und wäre dieser sein grösster Wohltäter gewesen, vor der Oeffentlichkeit aller der bekannt gewordenen grauenhaften Freveltaten anzuklagen, Gottes Zorn auf ihn herabzuflehen und den Fluch der Kirche gegen ihn zu schleudern. Tat dies der Herr Kardinal? Er tat es nicht; er drückte nicht allein beide Augen zu, sondern er verstopfte sich auch die Ohren; er verging in Demut vor seinem König.

Diese Pflichtvergessenheit des Menschen, des Christen, des Seelsorgers, des Kirchenfürsten macht ihn zum Mitschuldigen seines Königs: und es steht einem Mörder schlecht an, sich in sittlicher Entrüstung über die Strenge eines Richters zu gefallen.

Man möchte glauben können, dass es ein Jenseits gäbe, wie Dante es uns zeigt, ein persönliches Fortleben, das jenen naiven, unschuldigen, gequälten und gemarterten Völkern in einem ewigen Glück Genugtuung geben könnte für die unsagbaren Leiden auf dieser Erde; man möchte daran glauben können, um überzeugt zu sein, dass die europäischen Bestien, die, gefühllos und hartherzig, ihnen jene Leiden auferlegten, in ewigen Qualen ihre Schandtaten büssen müssen!

Das persönliche Regiment Leopolds am Kongo ging mit seinem Tode zu Ende; der belgische Staat trat das fluchbeladene Erbe an. Seitdem hört



man nichts mehr vom Kongostaat. Welches mögen die Gründe für dieses Totschweigen sein? Der Weltkrieg war zweifellos der nächste Grund; er stürzte alle Völker der Erde in mehr oder minder schwere Sorgen; und es war nur natürlich, dass über diesen der Kongo in Vergessenheit geriet. Oder sollte die jetzige Verwaltung des Kongostaates es noch besser verstehen, als die von ehemals, das Herausdringen aller Nachrichten aus dem Gebiet zu verhindern? Oder sollte die Verwaltung jetzt nach menschlichen Grundsätzen erfolgen und allen Grausamkeiten gegen die Eingeborenen endgültig ein Ende gemacht haben? Das letztere anzunehmen, vermag ich nicht; es sei denn, dass man einwandfreie Beweise dafür erbringe. Ich vermag es nicht anzunehmen, weil mit dem Tode Leopolds nur das Haupt des Kongostaates gewechselt wurde, weil der Verwaltungsapparat derselbe blieb. Wohl kann es möglich sein, dass das neue Haupt nach und nach die Verwaltung gründlich umgestaltete; ob es aber geschah? Ich wiederhole: ich bezweifle es.

Ich bin zu Ende mit meinen Anklagen, die ich im einzelnen gegen die europäischen Kolonialmächte zu erheben hatte.

So zahllos wie grauenhaft sind die Verbrechen, begangen an unschuldigen Völkern aus keinem anderen Grunde, als dass diese die Schwächeren waren, dass sie sich nicht wehren konnten gegen die scheusslichsten Gewalttaten an Körper und Seele. Die Nöte und Bedrängnisse dieser Unterdrückten sprechen Hohn jedem Menschlichkeitsgefühl; stellen die erbarmungslosen Bedrücker auf eine Stufe mit wilden Tieren, deren Instinkte edler sind, als die brutale Vernunft jener. Diese Nöte und Bedrängnisse sprechen Hohn auch dem Aufstieg der Kultur, der nach ewigen Gesetzen der übersinnlichen Macht unaufhaltsam fortzuschreiten hat, und der nach eben diesen Gesetzen mit eherner Gewalt alles zerbrechen muss, was sich als Hemmnis ihm entgegenstellt; der auch die Kolonialmacht zerbrechen muss und wird, die allzu lange schon lebte zum Unglück der gesamten Menschheit. Der gesamten Menschheit, sage ich; denn man erkennt nicht die seuchenartige Ausbreitung der Uebel, welche die Kolonialmacht schafft, wenn man meint, dass diese Unglück bringe nur über die unterdrückten Völker der Kolonien. Das Unglück, das gleich Giftgasen aus dem Boden der Kolonialmacht aufsteigt, zieht auch über uns, zieht über alle Völker der Erde; denn die gesamte Aussenpolitik der Kolonialmächte wird von ihrer Kolonialpolitik bestimmt; alles bei ihnen dreht sich, so gut wie ausschliesslich, um ihre kolonialen Interessen; und diese kolonialen Interessen, deren wesentlichste Eigenart unstillbarer Expansionstrieb ist, bedingen ein wachsendes Auge und aktivstes Handeln an allen Punkten der Erde. Man gehe nur einmal den Spuren der Aussenpolitik der grössten Kolonialmächte wird von ihrer Kolonialpolitik bestimmt; alles bei ihnen dreht wie diese Unglück säet über die ganze Erde. Alles aussereuropäische Land, das nicht in unbesiegbar festem Besitz anderer starker Völker ist, sucht England mit seinen Polypenarmen anzusaugen. Verzweifelt wehren sich die schwachen Völker gegen das durch England drohende Verderben; verzweifelt wehren sie sich jahrelang, jahrzehntelang; vergebens; eines Tages sind sie *british subjects*. Mit Schmeichelei und Hilfsbereitschaft nahen sich ihnen die Engländer; mit List und Tücke untergraben diese, einmal im Lande, die angestammte Macht; mit Gewalt und Brutalität wird der letzte Streich geführt; und blutiger Krieg, dessen Ausgang immer der gleiche ist, ist das Finale.

Wo andere Mächte Besitz oder auch nur Einflusssphären haben, wühlt England gegen diese bei den Eingeborenen sowohl, als auch bei den europäischen Staaten und sorgt dafür, dass sie in unaufhörliche Schwierigkeiten verwickelt werden. Wo immer auf der Erde, und sei es in Winkeln, die das übrige Europa kaum dem Namen nach kennt, Differenzen, Schwierigkeiten, Kriege zwischen Völkern herrschen, man kann mit Bestimmtheit feststellen, dass England durch Schüren auf beiden Seiten den Ausbruch dieser Differenzen, Schwierigkeiten und Kriege veranlasst hat, um für sich Vorteil daraus zu schlagen; und in allen solchen Fällen trägt es Beute heim, und wenn sie auch nur in der Schwächung eines Konkurrenten besteht. Oft genug kommt es dabei vor, dass England beide Kriegführende mit Geld und Kriegsmitteln unterstützt; doch gewährt es die Unterstützung immer so, dass der Ausgang des Krieges der von ihm erhoffte und vorgesehene werden muss.

Man stelle sich nur einmal im Geiste vor, dass England und die Engländer von der Erdoberfläche verschwunden seien; oder man stelle sich auch nur vor, dass die Engländer auf ihre Insel beschränkt seien, wie zum Beispiel Deutschland auf sein Festland zwischen Rhein und Weichsel. Jeder, der nur einigermaßen fähig ist, die politischen Zusammenhänge zu erkennen, muss die Ueberzeugung gewinnen, dass in diesem Falle die Befriedung der Erde erreicht sein würde.

Laut rufe ich es in alle Welt: Es gab seit einem Jahrhundert keinen Krieg und es wird keinen Krieg geben, der nicht von England heraufbeschworen wurde oder werden wird. Der Denker zuckt verächtlich die Achseln, wenn man ihn glauben machen will, dass Grenzstreitigkeiten, seien es solche zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Russland und Rumänien, oder andere dergleichen, noch zu Kriegen führen können. Ueber alle derartige Grenzstreitigkeiten werden natürliche Verständigungen gefunden werden; ihretwegen braucht es keine Kriege mehr zu geben. Aber diese Grenzstreitigkeiten werden noch immer als *choses célèbres* behandelt, weil England sie nicht entbehren kann.

Es ist die schwerste Anklage, die ich gegen England erhebe: England, als Kolonialmacht, ist der Feind aller Völker der Erde, ist der Feind der gesamten Menschheit. Solange diese Kolonialmacht besteht, wird es keine Völkerverständigung geben, keine Ruhe, kein Glück, keinen Frieden auf Erden.

Ecrasez l'infame!!!



## Wege zum Ziel.

Ecrasez l'infame! In dieses Wort Voltaires ziehe ich den ganzen Strafantrag zusammen, den ich auf Grund der gegen die Kolonialmacht erhobenen Anklagen zu stellen habe; nicht der Anklagen gegen England allein, gegen die Kolonialmacht überhaupt.

Beseitigt sie! Das fordere ich vom Gerichtshof.

Als Gerichtshof bezeichnete ich zu Eingang der Anklage die gesamte Menschheit. Das setzt natürlich voraus, dass diese, nach deren Intentionen und in deren Namen Recht gesprochen wird, ein ausführendes Organ besitzt, das das Urteil fällt und für dessen Vollstreckung zuständig ist.

Wenn die Völker der Erde, wenn die Völker Europas von Weisen, von Denkern regiert werden würden, wie Plato es als für das Volkswohl zu erstrebendes Ziel hinstellt, so würde es eines solchen Organes nicht bedürfen, weil dann die Regierungen der Kolonialmächte aus eigenem Antrieb die eigene Kolonialmacht aufheben würden, in klarer Erkenntnis der weltgeschichtlichen und kulturellen Zusammenhänge und Entwicklungen, die dem Denker offen zutage liegen; in der klaren Erkenntnis, dass die Kolonialmacht zu den vergänglichen Bestandteilen der weltgeschichtlichen Wirkungen gehört, dass diese Wirkungen der anbrechenden Zeit eine Bürde sind, die abgeworfen werden muss, um den weiteren Aufstieg der Menschheit zu ermöglichen.

Aber die Völker Europas werden nicht von Weisen regiert; sie werden heute, in der Zeit des Parlamentarismus und der demokratischen Regierungsformen weniger als je von Weisen regiert; sie werden, wie es diese Regierungsformen mit sich bringen, nach Motiven und Forderungen des Augenblicks regiert. Es ist deshalb eine Unmöglichkeit, ohne jenes Organ den Weg zum allgemeinen kulturellen Aufstieg frei zu machen und zu säubern. Da aber ein solches Organ noch nicht besteht, muss es geschaffen werden.

Die Idee der Schaffung eines solchen Organes ist bereits in die Welt gesetzt worden; sie kam eigentlich von selbst, musste kommen, weil die kulturelle Entwicklung die Zeit für ihren Empfang vorbereitet hatte; weil dahingehende Wünsche schon geweckt, Ziele entworfen worden waren; weil eine geistige Atmosphäre gebildet worden war, auf deren Boden die Ausreifung der Idee erfolgen kann; weil eine allgemeine Bewegung diesen Boden bearbeitet hatte.

Die Idee hat zunächst eine Missgestalt zur Welt gebracht: den Völkerbund, der zwar als Missgeburt zugrunde gehen muss, der aber doch für die Empfängnis des kommenden wohlgebildeten Geschöpfes die Zeit und die



Menschheit weiter vorbereitet; dessen Missgestalt und Hässlichkeit die Menschheit umso empfänglicher für ein edles, schönes, gutes Wesen macht.

Da einerseits der Völkerbund von seinen Schöpfern berufen ist, mit schwerer Hand in die Geschicke der Völker einzugreifen, andererseits aber nach dem Urteil jedes Vernunftwesens, das nicht selbstische Ziele verfolgt, als ein gefährlicher Missgriff beseitigt werden muss, ist es erforderlich, dass wir uns mit dem Wesen des Völkerbundes auseinandersetzen, ehe wir auf die Gestaltung jenes zu schaffenden Organes des näheren eingehen können.

Wenn von vielen Teilen, nicht bloss des deutschen Volkes, sondern auch anderer Völker, der Völkerbund a priori abgelehnt und eine ausschliesslich nationale politische Einstellung gefordert wird, so muss diesen entgegengehalten werden, dass sie die neue Zeit nicht verstehen und ihre Erfordernisse nicht erkennen; dass, wenn sie zäh am Alten festhalten, sie an einem morschen Ast hängen, der brechen und sie, ernüchtert, hart auf den Boden fallen lassen wird.

Die Schaffung eines auf absoluter Gerechtigkeit beruhenden übervölkischen Organes, für das wir des üblen Odiums wegen die Bezeichnung „Völkerbund“ ablehnen, das aber sonst jeden beliebigen Namen führen kann, und das wir, um eben nur eine Bezeichnung zu haben, in unseren Ausführungen „Völkermacht“ benennen wollen, ist ein Glied in der fortschreitenden Kultur-entwicklung, das nicht ausgelassen werden kann, ohne die ganze Weiterentwicklung zu gefährden.

Die Aufgaben der Völkermacht — sie hätten die des Völkerbundes sein müssen — werden naturgemäss ausserordentlich vielfacher Art sein; die allgemeinsten und wesentlichsten aber die Herstellung des Rechtszustandes überall dort, wo Unrecht herrscht, und die Verhinderung von Kriegen.

Mit dem Schlagwort: „Es hat immer Kriege gegeben und wird immer Kriege geben“ kann heute das wichtigste Kulturproblem nicht mehr abgetan werden. Wenn es bisher immer Krieg gab, so braucht es doch künftig solche nicht mehr zu geben.

Es ist nur wenige Jahrhunderte her, dass sich die einzelnen Städte Deutschlands mit Krieg überzogen, ja die einzelnen benachbarten Adelsgeschlechter. Zu damaliger Zeit hielt man es auch für unmöglich, dass diese Kriege jemals aufhören könnten; auch damals erklärte man: „Es hat immer Kriege gegeben und wird sie immer geben.“

Und doch nahmen diese Kriege ein Ende, weil das grosse Vaterland mächtig genug war, sie zu verbieten und seinen Gesetzen Achtung zu verschaffen. Es ist kein Unterschied zwischen den damaligen Kriegen der Städte und Adelsgeschlechter einerseits und den heutigen Kriegen der Völker andererseits. Genau so wie die damaligen Kriege unterdrückt werden konnten, können es die heutigen werden, wenn eine entsprechende Macht den Streitenden ihre Gesetze aufzwingen kann.

Die Völkermacht muss und wird über eine derartige Macht verfügen. Die Völkermacht muss Kriege unmöglich machen; denn der grosse Krieg hat allen Völkern die Augen geöffnet und sie erkennen lassen, dass die Wiederholung eines solchen Krieges den Untergang der Menschheit bedeuten würde, umsomehr, als die Vernichtungsmittel künftiger Kriege die des letzten Krieges als Spielzeug erscheinen lassen werden.

Den Völkermachtgegnern aus Prinzip mag vielleicht vorschweben, dass eine solche Völkermacht eine Entnationalisierung bedeute, eine Internationalisierung, ähnlich der internationalen Sozialdemokratie. Dem ist aber nicht so; dem darf nicht so sein und wird nicht so sein.

Keines der Völker, namentlich der europäischen Völker, wird geneigt sein, und keines von ihnen hat es auch nötig, seine nationalen Eigenarten, seine nationalen Errungenschaften, seine nationalen Kulturgüter aufzugeben; umsoweniger als das Ideal einer allgemeinen Kultur der Menschheit auf einer starken Verschiedenheit nationaler Sonderkulturen beruht; und wenn auch der Kampf der nationalen Kräfte gegen einander in mildere Formen gelenkt werden soll, so müssen die differenzierten Kulturformen der Völker bestehen bleiben wie die der Individuen, mit denen sie gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben.

Dass der Völkerbund in seiner jetzigen Gestalt eine Farce ist, ändert nichts an der Tatsache, dass die Idee schreitet.

Unsere Gegner riefen den Völkerbund ins Leben und beriefen damit Geister, die sie wohl wieder bannen möchten, aber nicht mehr zu bannen vermögen.

Die Völkerbundsidee, ausgegangen von Wilson, dem weltfremden Idealisten, dem es zweifellos ernst war, sie in reiner Gestalt zu verwirklichen; der aber von seinen Antipoden Clemenceau und Lloyd George umgeknickt wurde wie ein Taschenmesser; der von diesen nach monatelangen, für ihn schweren seelischen Kämpfen heimgeschickt wurde mit einem Friedensvertrag in der Tasche, der genau das Gegenteil war von dem, was er gewollt hatte, für den sein Volk nur Hohn und Spott hatte, und den zu ratifizieren dieses ablehnte; der von ihnen heimgeschickt wurde, zerbrochen an Körper und Geist — Clemenceau und Lloyd George sind seine kaltblütigen Mörder —; diese Völkerbundsidee wurde von Deutschlands Gegnern zu einer überwältigenden Kriegspropaganda benutzt.

Wir müssen bei Betrachtung dieses Umstandes berücksichtigen, dass der grosse Krieg von unseren Gegnern nicht durch Uebermacht an Kriegskunst, an Menschen, an Kanonen und Maschinengewehren gewonnen wurde, sondern durch die Lüge.

Was heute die ganze Welt weiss, wusste während des Krieges in der Welt kaum jemand: dass nämlich alle die Anklagen gegen Deutschland wegen furchtbarer Greuelthaten Lüge waren, nichts als Lüge. Wir Deutsche, die wir gewohnt waren, mit den Franzosen nur ehrliche Waffen zu kreuzen, die wir gewohnt waren, mit den Franzosen nur ehrliche Waffen zu kreuzen, erkannten, starr vor dem Unmöglich-erscheinenden, dass in London ein gewaltiger Apparat spielte, der Greuellügen über Deutschland fabrizierte und diese Lügen in Minuten über den ganzen Erdball verbreitete. Wiederum begleitete der Engländer diese Lügen mit salbungsvoller Humanität, welcher die Völker, zu denen von Deutschland keine direkte Nachricht dringen konnte, erlagen; sie wurden zu Feinden Deutschlands. Zu den packendsten der salbungsvollen Humanitätsphrasen der Engländer gehörte die Ankündigung der Befreiung aller unterdrückten Völker und der Schaffung eines Völkerbundes, der jedem bedrückten Volke zu seinem Recht verhelfen und Renegaten, wie Deutschland, künftig in Zucht halten werde.



Die Engländer glaubten natürlich, dass mit Ende des Krieges auch alle lügnerischen Versprechungen vergessen sein würden, wie überhaupt alle von ihnen verbreiteten Lügen, zumal nach Kriegsende sie nötigenfalls selbst die Lügen als solche anerkennen würden. Wie leicht das die Engländer über sich bringen, konnte man vor kurzem im englischen Parlament erleben, als ein Abgeordneter den Minister fragte, ob es wirklich wahr sei, dass während des Krieges die Deutschen die feindlichen Leichen gebraten haben, um Fett daraus zu gewinnen; so sei es während des Krieges jahraus, jahrein dem Volke durch die Zeitungen eingeweicht worden. Der Minister erklärte, das sei natürlich nicht wahr, und er hoffe, dass heute niemand mehr an solche Absurditäten glaube.

Welcher deutsche, welcher französische, welcher schwedische, welcher dänische, welcher spanische oder italienische Minister würde eine solche Erklärung haben abgeben können, ohne dass ihm die Schamröte ins Gesicht geschossen wäre? Der Engländer änderte seine Farbe nicht.

Die Propagandaidee der Befreiung der Unterdrückten und die Gründung eines Völkerbundes hatte sich namentlich bei denen, die Vorteile davon erhofften, zu scharf eingepägt, als dass die Drahtzieher, England und Frankreich, davon wieder loskommen konnten. Sie wollten aber auch gar nicht mehr davon loskommen; sie wollten die Idee vielmehr so umgestalten, dass vom Ursprünglichen nur der Name übrig blieb.

Die Befreiung der Unterdrückten sollte und konnte sich natürlich nur beziehen auf die von Deutschland unterdrückten Polen und Elsass-Lothringer und die deutschen Kolonialvölker, auf die von Oesterreich unterdrückten Tschechen, Siebenbürger, Italiener, auf die von Russland unterdrückten Polen, Letten, Esten, Litauer. Die Iren, Inder, Aegypter, Marokkaner waren ja nicht unterdrückt, konnten also von keinen Fesseln befreit werden.

Der Völkerbund war von vornherein nicht anders gedacht — Andersdenkende wurden auf das Irrige ihrer Auffassung hingewiesen —, als ein Instrument zur Aufrechterhaltung des durch das Kriegsende geschaffenen Standes, als ein Bund der Völker gegen den Renegaten Deutschland, der — so war ursprünglich die Idee — niemals als Mitglied in den Völkerbund aufgenommen werden könne; jedenfalls nicht eher, als bis er freiwillig den gegenwärtigen Zustand als unabänderlich anerkannt haben werde.

Dem denkenden Menschen erscheint es unfasslich, dass die Machthaber in den Feindstaaten so verblendet sein konnten, an die Durchführungsmöglichkeit solcher Ideen zu glauben, und nur erklärlich, weil die namenlose Angst vor einem erstarkenden Deutschland ihnen eine Hornhaut über die Augen gezogen hatte; keiner dieser Toren hält heute noch Deutschland an den Vertrag von Versailles moralisch für gebunden, weil es durch Gewalt zu dessen Unterschrift gezwungen wurde, und weil dessen Grundlagen aus unhaltbaren Lügen konstruiert sind.

Es gibt höhere Gewalten, als jene Machthaber, welche die Ungerechtigkeiten der sehr, sehr kleinen Geister, die sich rühmen, den Vertrag von Versailles geschaffen zu haben, wegwischen werden, wie einen Federstrich.

Der akute Irrsinn unserer Gegner verflüchtigte sich allmählich, und sie mussten erkennen, dass ein Völkerbund ohne Deutschland ein Unding sei; dass Deutschland mit Gewalt nicht für alle Zeiten niedergehalten werden könne; dass nur eine Einbeziehung Deutschlands in den Völkerbund dieses

jetzt noch veranlassen könne, freiwillig den gegenwärtigen Zustand anzuerkennen. Bald hatten deshalb Frankreich und England keinen dringenderen Wunsch, als Deutschland als Mitglied im Völkerbund zu haben, umsomehr als die in der Aussenpolitik führenden Männer Deutschlands sich als rechtbehandlungsfähig erwiesen hatten, mit denen man schon fertig werden könne in einem Sinne, der den Zwecken und Zielen der grossen Mächte entspricht. Es war deshalb für England ebenso wie für Frankreich eine bittere Enttäuschung, als trotz zehntägigen Antichambrierens in Genf die Deutschen infolge des Einspruchs Brasiliens als Abgelehnte heimreisen mussten.

Nun, Deutschland ist inzwischen Mitglied des Völkerbundes geworden und hat seinen ständigen Ratssitz eingenommen. Deutschland *musste*, wenn der Völkerbund nicht auseinanderfallen sollte, Mitglied werden; der damit verbundene Verlust Spaniens und Brasiliens als Mitglieder wurde als das ungleich kleinere Uebel mit einem phrasenhaft-höflichen Bedauern hingenommen.

Vom Standpunkte des Deutschen aus, der sein Vaterland liebt, aber trotzdem, oder vielmehr gerade deswegen entschiedener Anhänger der reinen Idee des Völkerbundes ist, bedauern wir den Eintritt Deutschlands in diesen Völkerbund.

Wäre der Völkerbund das, was er sein müsste; das, was wir als „Völkermacht“ bezeichnen, so hätte Deutschland bedingungslos als Mitglied eintreten müssen. Seinen Eintritt in diesen Völkerbund aber hätte es von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machen müssen. Weil der Völkerbund, selbst in seiner jetzigen Fassung, ohne Deutschland nicht lebensfähig auch nur für kurze Zeit ist; weil die Völkerbundsschöpfer gezwungen gewesen wären, Deutschland zum Eintritt aufzufordern, hätte dieses nicht das Ersuchen um seine Aufnahme stellen, sondern auf eine Einladung hin seinen Eintritt von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machen sollen, die zu seinen Lebensnotwendigkeiten gehören, die aber der Völkerbund jetziger Fassung niemals, oder nur in ganz unvollkommenem Maße, und das auch nur nach endlosem Handeln und Feilschen, erfüllen wird, nachdem es bedingungslos dem Völkerbund beigetreten ist.

Deutschland hätte seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in den Völkerbund von der Erfüllung folgender Bedingungen abhängig machen sollen:

1. Deutschland darf als Mitglied nicht ungünstiger gestellt sein als irgendeine andere Grossmacht.

2. Alle Besetzungen deutschen Gebietes müssen sofort aufgehoben werden.

3. Die früheren deutschen Kolonien sind an Deutschland zurückzugeben.

4. Sofortige Beseitigung des polnischen Korridors.

5. Entsprechend dem vom Völkerbund proklamierten Selbstbestimmungsrecht der Völker muss Deutschland vor seinem Eintritt gewährleistet werden, dass in allen Gebietsteilen, die ihm genommen wurden, die Bevölkerung in neuer Abstimmung entscheidet, ob sie im bisherigen Staatenverband verbleiben oder an Deutschland zurückfallen wolle. Dabei muss den aus diesen Gebieten Vertriebenen die Abstimmungsmöglichkeit gegeben, den seit der Abtretung Zugezogenen aber das Stimmrecht nicht gewährt werden, sodass also der zur Zeit der Abtretung gewesene Stand der Bevölkerung über



sein Schicksal zu entscheiden haben würde. Der Völkerbund müsste dafür sorgen, dass diese Abstimmung von keiner der beiden Parteien beeinflusst werde, und müsste in der Lage sein, Verfehlungen gegen diese Bestimmung schwer zu bestrafen.

6. Deutschland muss vorher gewährleistet werden, dass der Völkerbund nach dem Eintritt Deutschlands ein besonderes Kollegium von erfahrenen und angesehenen Rechtslehrern aus nicht am Krieg beteiligt gewesenen Ländern einsetzen werde zum Zwecke der Untersuchung der Kriegsschuldfrage, weil Deutschland auf Grund der Behauptung, dass es der Alleinschuldige am Ausbruch des Krieges sei, zur Tragung sämtlicher Kriegslasten verurteilt wurde. Sämtliche Staatenmitglieder des Völkerbundes müssen sich von vornherein verpflichten, ihre Archive dem Richterkollegium in vollem Umfang zur beliebigen Einsicht zur Verfügung zu stellen; jedes Mitglied des Völkerbundes muss von vornherein einwilligen, dass jeder seiner Untertanen von dem Richterkollegium unter Eid als Zeuge vernommen werden kann; der Völkerbund muss in der Lage sein, Verletzungen des Eides schwer zu bestrafen.

7. Wenn das Kollegium entscheiden wird, dass Deutschland nicht der Alleinschuldige ist, so muss dasselbe Kollegium mit der Revision des Vertrages von Versailles beauftragt werden mit dem Ziel, die jetzt Deutschland allein aufgebürdeten Lasten auf die anderen Mitschuldigen entsprechend ihrem Anteil an der Schuld abzuwälzen.

In diesen Forderungen ist nicht ein einziger Punkt enthalten, der ausserhalb der vom Völkerbund aufgestellten Grundsätze liegt; Deutschland würde also damit nicht um ein Jota mehr beanspruchen, als was ihm nach diesen Grundsätzen als festgelegtes Recht zusteht; die Bewilligung dieser Forderungen würde nichts mehr sein, als die Wiederherstellung des status quo des Rechts. Es könnten also Einwände gegen diese Forderungen nur erhoben werden von Seiten, die diese Grundsätze wohl auf sich, nicht aber auf Deutschland angewendet wissen wollen.

Deutschland ist Mitglied des Völkerbundes geworden, ohne Bedingungen gestellt zu haben. Wir müssen uns mit dieser Tatsache abfinden.

Man kann, wie wir, diesen Schritt Deutschlands tief bedauern, und braucht doch nicht die Stresemann'sche Locarnopolitik geradezu zu verurteilen. Die Endziele dieser Politik sind die gleichen wie die unseren; nur die Wege zu diesen Zielen sind verschieden.

Während wir der Meinung sind, wir hätten unsere zweifellos günstige politische Position voll ausnützen und die Wiedergutmachung des uns zugefügten Unrechts in der gekennzeichneten Weise fordern sollen; selbst auf die Gefahr hin, dass diese unsere Forderungen jetzt noch brüsk zurückgewiesen werden würden; und diese unsere fordernde Haltung uns vielleicht sogar erhöhten Schwierigkeiten und Schikanen aussetzen könnte; während wir der Meinung sind, dass diese Uebel nur von kurzer Dauer hätten sein können, ist Stresemann überzeugt, dass die Ziele nur erreicht werden können auf dem Wege freundschaftlicher Verständigung, nur Schritt für Schritt, wobei er vermutlich die Ziele zunächst auch weniger hoch gesteckt hat, als wir sie stecken zu müssen vermeinen.

Er ist offenbar der Ansicht — man muss ihm vom rein menschlichen Standpunkt aus dafür Anerkennung zollen —, dass vor allem der bedräng-

ten Rheinlandbevölkerung Erleichterungen geschafft werden müssen; dass diese aber bei der brutalen Machteinstellung Frankreichs, das willkürlich Gründe für Verlängerung der Besetzungen erfand, auf anderem, als dem Wege freundschaftlicher Verständigung, nicht so bald erreicht werden können.

Dieser Gedankengang mag richtig sein; es fragt sich nur, ob eine solche Politik von heute auf morgen im Interesse der deutschen Zukunft einer grosszügigen langfristigeren Politik vorgezogen werden darf.

Bei Betrachtung der Beweggründe Stresemanns, von deren vielen der genannte nur einer ist, vermögen wir nicht, uns des Eindrucks zu erwehren, dass Gefühlsmomente einen grossen Einfluss mit ausgeübt haben müssen.

Stresemann ist ein offener, gerader, ehrlicher; ist ein deutscher Mann, dem die Ränke europäischer Diplomatie fremd sind; der sie nicht verstehen, noch weniger anwenden kann. Er hat in seiner exponierten Stellung oft genug diplomatischer Hinterhältigkeit und Lügenhaftigkeit begegnen müssen; und oft genug mag der Ekel ihn gepackt haben. Als er nun in Briand einem kongenialen Menschen begegnete, dem ebenso wie ihm die ränkesüchtige und verlogene Diplomatie verhasst ist; der das rechte Verständnis für die Offenheit, die Ehrlichkeit, den guten Willen Stresemanns bekundete; der die Notwendigkeiten seines Volkes besser erkennt, als die Poincaré, Tardieu und dergleichen; der zu jenen 90 Prozent der französischen Bevölkerung gehört, die eine ehrliche und dauernde Verständigung mit Deutschland ersehnen: da glaubte Stresemann offenbar, dass das Schicksal sie zusammengeführt habe, um gemeinschaftlich die grossen Fragen zu lösen.

Wenn Briand vergönnt ist, die Geschicke Frankreichs noch längere Zeit zu lenken, oder doch wenigstens stark zu beeinflussen, so darf angenommen werden, dass er in den eingeschlagenen Bahnen mit Stresemann manche Schwierigkeiten aus dem Wege räumen wird. Seine Hände aber sind nicht so frei wie die Stresemanns; er muss in seinem Haus gegen starke Kräfte ankämpfen, denen er vielleicht nicht immer gewachsen sein wird; denen er heute schon nicht gewachsen sein würde, wenn Frankreichs innere Sorgen nicht so drückend wären.

Was aber kann Stresemann durch freundschaftliche Verhandlungen mit Briand erreichen? Nicht ein Jota mehr, als Frankreich gezwungen sein wird, zu geben, um die seiner Lebensmöglichkeit unentbehrlichen Erleichterungen zu erlangen. Die Verhandlungen der beiden Staatsmänner können im Grunde nicht mehr sein, als ein Handeln und Feilschen. Keines der ihm vorenthaltenen Rechte wird Deutschland zurückerlangen ohne eine teure Gegengabe.

Und dabei drängt sich gewichtig die Frage auf: Was hat mit dem allen der Völkerbund zu tun?

Er hat in der Tat nichts damit zu tun; er hat nur die Gelegenheit geboten für die Zusammenkunft der beiden Staatsmänner. Diese Aussprache hätte ebenso gut kommen können, ja früher oder später kommen müssen, ohne den Völkerbund; und die nahe Zukunft wird zeigen, dass weitere Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich den Völkerbund geradezu automatisch ausschliessen. Man kann noch weiter gehen und annehmen, dass aus dem Völkerbund heraus wahrscheinlich einer allzu guten Ver-



ständigkeit zwischen Deutschland und Frankreich Hindernisse in den Weg gelegt werden dürften; England schickt sich schon an, die Register zu ziehen.

So wenig der Völkerbund in diesem einen Falle von Nutzen sein kann, so wenig kann er es auch in den meisten anderen Fällen sein, weil eben jeder im Völkerbund vertretene Staat ausschliesslich Sonderinteressen verfolgt. Das wird auch von den Völkerbundmächten gar nicht bestritten; die Ratssitz-Wahlmanöver dokumentieren das ohne Scheu und Scham.

Weil aber der Völkerbund in erster Linie Sonderinteressen zu dienen hat; weil er nichts anderes sein kann, und von seinen Schöpfern gar nicht anders gedacht ist, als ein Platz, auf dem die Mächtigen mit grösserer Leichtigkeit als bisher die anderen Völker im Zaume halten, und mit grösserer Leichtigkeit ihren aussenpolitischen Zielen Geltung verschaffen können; auf dem diplomatischem Ränkespiel und diplomatischer Geschicklichkeit ein freies Betätigungsfeld gegeben ist; auf dem mit grösserer Sicherheit als bisher durch Intrigen das Recht gebeugt werden kann zugunsten der Mächtigen und Diplomatisch-geschicktesten: kann er eine der reinen Idee des Völkerbundes entsprechende produktive Tätigkeit nicht entfalten. Heute schon ist deshalb seine Unfähigkeit erwiesen, jenen hohen Zielen zu dienen, und damit seine Existenzmöglichkeit.

Amerika, von dem die Idee des Völkerbundes ausging, weigert sich mit Entschiedenheit, ihm beizutreten, aus keinem anderen Grund, als aus der Erkenntnis, dass dieser Völkerbund nur Sonderinteressen zu dienen hat; dass er, anstatt mit Wahrheit und Gerechtigkeit zu arbeiten, es mit Lüge und Rechtsverletzung tut.

Russland denkt ebenfalls nicht daran, diesem Völkerbund beizutreten, ja erklärt offen, sein ausgesprochener Gegner zu sein.

Das Fernbleiben dieser beiden Mächte schon sollte den Westmächten die Aufrechterhaltung des Völkerbundes als Torheit erscheinen lassen. Diese aber, so schwer sie auch das Fernbleiben gerade dieser Beiden empfinden, sind notgedrungen auch mit dem jetzigen Stand zufrieden, nachdem sie Deutschland eingefangen und für absehbare Zeit festgelegt haben; sie können zunächst einmal ihre gewaltige Beute in Ruhe verzehren und verdauen.

Der Eintritt Deutschlands bleibt aber für den Völkerbund doch nur ein Augenblickserfolg; denn es erscheint ausser Zweifel, dass er infolge seiner lügnerischen Grundlagen und seiner daraus resultierenden Unfähigkeit bald auseinanderfallen muss. Das Fehlen der Vereinigten Staaten und Russlands bäumt Hindernisse über Hindernisse auf, denen ein solcher Völkerbund nicht gewachsen ist.

Italien ist trotz seiner Mitgliedschaft Gegner des Völkerbundes, weil es von ihm Schwierigkeiten für seine imperialistischen Bestrebungen zu erwarten hat.

Spanien und Brasilien sind bereits ausgetreten, weil ihnen lebensunwichtige Sondervorteile nicht gewährt wurden; und wie heute diese beiden kleineren Umstände wegen ihren Austritt erklärten, können und werden es morgen und übermorgen andere aus ähnlichen Gründen tun.

Die nordischen Staaten und Holland sind wegen der verlogenen Grundsätze verstimmt; die kleine Entente und Polen legen auf die Zugehörigkeit zum Völkerbund wenig Wert; sie ziehen ihm eine durch Verträge garantierte

Freundschaft Frankreichs und Englands, neuerdings auch Italiens bei weitem vor.

Es verbleiben also als eigentlicher Grundstock nur noch England und Frankreich.

Und diese?

Nun, Frankreich — es hat schon manche Gelegenheit benutzt, es zu offenbaren — ist in seinem Herzen auch Gegner des Völkerbundes und bedient sich seiner nur *faute de mieux*. Ein unlösbarer Vertrag mit England, und möglichst auch Amerika, gegen Deutschland war ihm ursprünglich das Begehrteste; da es diesen nicht erreichen kann, verständigt es sich, mehr oder weniger hinter dem Rücken des Völkerbundes, mit Deutschland.

Bleibt also nur England.

Dieses allerdings hat an der Erhaltung des Völkerbundes jetziger Fassung das allergrösste Interesse, weil es ihn als Instrument braucht zur beliebigen Niederhaltung aller Völker, nicht zuletzt Frankreichs, dessen erstarkende Macht ihm recht unbequem geworden ist; dessen Expansionstrieb es mit Hilfe seines Völkerbundes im Schach halten zu können vermeint. Im Völkerbund hat es alle Staaten vereinigt in Reichweite; in ihm sorgt es für Bildung von Gruppen, die sich gegenseitig in den Haaren liegen, während es selbst stets ausserhalb der Gruppen steht, über ihnen; und je nach ausschliesslich seinen Interessen senkt es das Zünglein nach der einen oder anderen Seite.

Das Völkerbundsunternehmen ist zweifellos ein grandioser Zug der Engländer und würdig ihrer Gesamtpolitik; aber es ist zum Fehlschlag verurteilt, dem Untergang geweiht.

Die Engländer haben ein Moment nicht in Berücksichtigung gezogen: den Eintritt einer neuen Zeit, die mit dem grossen Krieg auftaucht; und diese Zeit ist mächtiger als England; sie wird den Völkerbund zerknicken, Englands Völkerbund zerknicken, gleich einem Streichholz.

England wird sich über ein Kurzes in der Rolle eines Fürsten Esterhazy erblicken, der wegen finanzieller Schwierigkeiten seine von Vater Haydn geleitete Hauskapelle auflösen musste: Ehe diese ihn, den Wohltäter mit der offenen Hand, verliess, spielte sie ihm zum Abschied eine Symphonie ihres Dirigenten Haydn, der solche eigens zu diesem Zweck komponiert hatte. In derselben hörte zum Schluss ein Orchestermittglied nach dem anderen auf zu spielen, packte sein Instrument ein, löschte das Licht am Pult aus und verliess gemessenen Ganges, mit der Hand winkend, durch eine schmale Tür das überwölbte Podium. Nur eine Geige singt zuletzt noch, wie die letzte Nachtigall im Garten. Dann drehte sich Haydn um, löschte auch sein Licht, breitete die Arme und ging.

So wie jene Musiker, einer nach dem anderen, vom Podium verschwanden, wird ein Völkerbundsmitglied nach dem anderen verschwinden; und England wird allein sein im stillgewordenen, finsternen Saal, gleich jenem Fürsten Esterhazy, aber nicht ein Wohltäter im Gedenken der Gegangenen, sondern ein Frevler, ein Uebelwollender.

Die Völkerbundsmusiker aber werden nicht nach einem anderen Unterkommen zu suchen haben; denn bei Eintritt jener Zersetzung, jenes Auseinanderfallens wird unter Führung einer anderen Macht, sei es Deutsch-



land, sei es Schweden oder irgendeine andere, die „Völkermacht“ ihre Pforten geöffnet haben und alle jene ausgezogenen Musiker mit offenen Armen aufnehmen. Die Völkermacht wird sich dann bereits konstituiert haben als ein Hort des Friedens und absoluter Gerechtigkeit auf Grund von Richtlinien, die nach den Erfordernissen der Zeit im wesentlichen die folgenden sein dürften:

1. Mitglied der Völkermacht kann jeder europäische und aussereuropäische Staat werden.

2. Im grossen Ganzen ist die Gleichberechtigung aller Staatenmitglieder Grundbedingung: das Stimmrecht richtet sich nach Normen, welche die Staatenmitglieder in verschiedene Kategorien, entsprechend ihrer Grösse und Bedeutung, einteilen.

3. Die Völkermacht hat sofort nach ihrer Konstituierung ein überparteiliches und übervölkisches Organ zu schaffen, das alle Streitigkeiten zwischen den Mitgliedern zu schlichten und alle Angelegenheiten, die vor dasselbe gebracht werden, zu erledigen hat. Die absolute Unabhängigkeit des Organes, ähnlich der des Richterstandes, muss von vornherein begründet sein und unangetastet bleiben.

4. Die in der Völkermacht vertretenen Staaten haben in dieses ausführende Organ als stimmberechtigte Vertreter erfahrene und angesehene Rechtslehrer zu entsenden; berufsmäßige Politiker und Sachverständige dürfen diesen nur als beratende Begleiter beigegeben werden. Die stimmberechtigten Vertreter müssen einen Eid leisten, dass sie in der Völkermacht nicht die Interessen ihres Landes vertreten werden, sondern einzig und allein die Interessen der Gesamtheit der in der Völkermacht vertretenen Staaten; und dass sie sich in ihren Entscheidungen ausschliesslich von den Prinzipien absoluter Gerechtigkeit leiten lassen werden. Dieses von der Völkermacht geschaffene ausführende Organ muss berechtigt sein, Mitglieder des Organs für immer auszuschliessen, wenn dieselben die hohen Pflichten, die sie übernommen haben, nicht erfüllen.

5. Beschlüsse des Organs dürfen nicht an Einstimmigkeit gebunden sein, da diese jede produktive Tätigkeit von vornherein unmöglich machen würde; sondern nur an Stimmenmehrheit, deren Ausmaß für verschiedene Funktionen verschieden sein kann.

6. Das ausführende Organ der Völkermacht darf sich niemals für unzuständig erklären; alle ihm zur Entscheidung unterbreiteten Angelegenheiten muss es zur Entscheidung bringen. Es darf auch nicht die Angelegenheiten von Staaten, die nicht Mitglieder der Völkermacht sind, oder die Angelegenheiten von Volksteilen zurückweisen, sondern muss auch sie nach seinen allgemeinen Grundsätzen zur Entscheidung bringen.

7. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker muss ohne irgendwelche Ausnahme und ohne irgendwelche Beschränkung von der Völkermacht gewährleistet und durchgeführt werden, ebenfalls nach den Grundsätzen absoluter Gerechtigkeit; keinem Land und keinem Volksteil darf das Selbstbestimmungsrecht vorenthalten werden.

Das darf natürlich nicht heissen, dass jede Minderheit in einem Staat Anspruch auf Austritt aus diesem Staat hat. Grundbedingung für die Gewährung der Lostrennung und der Selbständigkeit ist, dass diese Volksteile geographisch ein Geschlossenes bilden, in dem sie eine angemessene Mehr-

heit ausmachen; und dass sie eine bestimmte Mindestgrösse haben, die die Lostrennung und die Selbständigkeit rechtfertigt.

8. Das Selbstbestimmungsrecht soll namentlich auch den Grenzvölkern der eigenen Entscheidung dieser Grenzvölkerschaften überlassen bleiben, welcher der beiden Grenzländer sie angehören wollen. Diese Selbstbestimmung Grenzstreitigkeiten unmöglich machen wird. Oberste Pflicht der Völkermacht muss es sein, die Abstimmungen über die Zugehörigkeit nach rechts oder links zu überwachen, um jede Beeinflussung durch die interessierten Länder unmöglich zu machen. Die Völkermacht muss in der Lage sein, jeden Versuch solcher Beeinflussung so schwer zu bestrafen, dass der Versuch gar nicht erst unternommen wird. Sie hat auch dafür zu sorgen, dass die aus den Grenzgebieten ausgewiesene Bevölkerung an der Abstimmung teilnehmen kann, während die nach einer gewaltsamen Losreissung Zugewanderten nicht abstimmungsberechtigt sein sollen. Mit diesem Selbstbestimmungsrecht soll natürlich nicht die Möglichkeit gegeben werden für immer erneute Abstimmungen, die Momente ungeheurer Beunruhigungen sein würden. Eine erfolgte Abstimmung hat für angemessene längere Zeit zu gelten; und auch nach Ablauf dieser Zeit kann eine erneute Abstimmung nur beantragt werden, wenn ein entsprechendes nationales Bedürfnis nachgewiesen werden kann.

9. Die Völkermacht hat zu bewirken, dass innerhalb angemessener Zeit alle Zollschränken fallen, dass kein Land mehr Einfuhrzölle und Ausfuhrzölle erheben darf. Zollschränken sind der Neuzeit nicht mehr entsprechend; sie sind die Ursachen der meisten Verstimmungen und Streitigkeiten unter den Völkern; sie sind veraltet und müssen beseitigt werden. Wir verweisen auch hier auf das Vorbild Deutschlands. Ehedem erhob jedes Ländchen, ja jede Stadt Deutschlands eigene Zölle. Als jene Zollschränken aufgehoben werden sollten, erscholl von allen Seiten ein Zetergeschrei; man hielt eine solche Schädigung der Einzelländer und Städte für untragbar, bildeten doch bis dahin die Zölle die Haupteinnahmequellen. Die Beseitigung aller jener Zollschränken wurde aber beschlossen — und es ging; es ging ausgezeichnet. Schon kurze Zeit darauf hielt es niemand für möglich, dass auch nur eine Stimme sich gegen die Aufhebung der Zollschränken erheben konnte. Es ist auch hier keinerlei Unterschied zwischen den Einzelländern und Städten Deutschlands einerseits und den verschiedenen Ländern der Erde anderseits.

10. Die Entscheidungen des Organs der Völkermacht sind endgültig. Hinter den Entscheidungen muss naturgemäss eine genügend starke Macht stehen, die ihre Durchführung nötigenfalls mit Gewalt erzwingen kann.

In der Praxis wird die Anwendung solcher Gewalt kaum vorkommen, oder nur selten vorkommen; umso seltener, je länger die Institution der Völkermacht bestehen und sich bewährt haben wird. Da die Völkermacht zweifelsohne in absehbarer Zeit alle Staaten, auch die Vereinigten Staaten von Amerika und Russland, deren Intentionen die Grundlagen der Völkermacht durchaus entsprechen, umfassen würde, so erscheint die Anwendung von Gewalt als ausgeschlossen, da eine so geartete Völkermacht das Vertrauen aller Völker in vollem Maße geniessen, und jedes Mitglied sich von vornherein dem Urteil des Völkermachtorgans freiwillig unterwerfen würde.



Wenn aber doch ein Zwang auf einen Widerspenstigen ausgeübt werden müsste, so wird ein wirtschaftlicher Druck in den meisten Fällen genügen. Da natürlich ein bestimmter wirtschaftlicher Druck bei verschiedenen Völkern entsprechend ihrer Wirtschaftslage verschieden wirken muss, so hat das Organ der Völkermacht in jedem einzelnen Falle die Art und den Umfang des Druckes entsprechend den vorliegenden Verhältnissen zu bestimmen. Alle Mitglieder der Völkermacht sind von vornherein auf Grund der Statuten gezwungen, den vom Organ verfügten Druck ihrerseits auszuüben.

Die Anwendung militärischer Gewalt kann natürlich unter Umständen auch erforderlich werden; aber auch das wird kein unüberwindliches Hindernis sein.

Eine unmittelbare Folge des Funktionierens des Völkermachtapparates wird, ohne dass sie von der Völkermacht verfügt zu werden braucht, eine völlige Abrüstung sein, weil für den Einzelstaat die Unterhaltung einer bewaffneten Macht sich erübrigt haben wird. Dafür wird die Völkermacht eine Militärmacht unterhalten in erforderlichem festgestellten Umfang, zu der bestimmungsgemäss jedes Mitglied ein seiner Grösse entsprechendes Kontingent zu stellen haben wird. Auch dafür ist die Durchführungsmöglichkeit durch einen analogen Vorgang innerhalb Deutschlands verbürgt.

Früher unterhielt jedes kleine deutsche Ländchen seine Militärmacht, und oft genug zogen diese Miniaturheere gegeneinander zu Felde. Das erstandene deutsche Reich machte diesem ganzen Militärwesen aus den gleichen Gründen ein Ende, und jeder Bundesstaat musste sein Kontingent zum gemeinsamen deutschen Heer stellen. Und auch das ging; ging trotz aller ursprünglichen Widerstände glänzend.

Die Durchführung der Hauptaufgaben der Völkermacht, der Gewährung und Gewährleistung des unbehinderten Selbstbestimmungsrechts der Völker und des Schutzes der Schwachen vor Vergewaltigungen und Bedrückungen, wird es erübrigen, dass die Völkermacht unvermittelt die Beseitigung aller Kolonialmacht verfügt, wenn auch, einmal im Gange, die endgültige und vollständige Beseitigung das Ziel absehbarer Zeit sein muss. Der Geschäftsgang der Völkermacht wird es mit sich bringen, dass die Völker diese ersuchen, sie ihr Selbstbestimmungsrecht ausüben zu lassen und es zu schützen; dass die Schwachen und Unterdrückten als Kläger vor der Völkermacht erscheinen werden, um Befreiung von dem Druck zu verlangen. Die Völkermacht muss alle diese Beschwerden untersuchen, und verfügen, was rechtens ist.

Auf diesem Wege wird auf natürliche Art alle Kolonialmacht in absehbarer Zeit endgültig beseitigt werden.

Dass die Völkermacht, die eine solche Kulturaufgabe zu erfüllen hat, und zu erfüllen sich vornimmt, von den Kolonialmächten zunächst aufs schärfste bekämpft werden wird; dass diese alle Mittel anwenden werden, um ihre Konstituierung zu hintertreiben, ist bei der geistigen Einstellung der jetzigen Menschheit im allgemeinen, und bei der der Kolonialmächte im besonderen, mit Bestimmtheit zu erwarten. Der zu erwartende Widerstand, wir täuschen uns nicht darüber, erscheint so stark und gewaltig, dass selbst aus Kreisen der Kolonialmachtsgegner Stimmen laut werden dürften, die uns zurufen, abzulassen von solchem vergeblichen Ringen und zu bedenken, dass

die Macht der Kolonialmächte ungleich grösser ist, als die der Vertreter des Kulturaufstiegs.

Wir dürfen uns aber von solchen Stimmen nicht beeinflussen lassen, sondern wir müssen unserem geistigen Auge vertrauen, das mit absoluter Klarheit sieht, wie der Gang der Kulturentwicklung verläuft; wie alles in Fluss und Wandel sich befindet; wie wir, wollen wir unserer Berufung durch die Gottheit gemäß mitarbeiten an dem von dieser vorgesehenen Aufstieg, ganz und gar der Bewegung des Lebensstromes zu folgen haben und seinen Wandlungen uns anzupassen; das mit absoluter Klarheit erkennt, was an Kulturwerten vergänglich und was von Ewigkeitswert ist; das erkennt, dass das Vergängliche altert, das Ewige aber jugendfrisch bleibt; jenes Unrat wird und beseitigt werden muss; das mit absoluter Klarheit erkennt, dass die Kolonialmacht zu dem Vergänglichen gehört, und als solches bereits Unrat geworden ist; dass die Zeit vorbereitet und reif ist, diese Bürde abzuwerfen und Neues, Grösseres zu empfangen.

Unsere ganze Seele muss die Aufgabe aufnehmen und ihre volle Kraft an sie setzen; denn die moralische Gesinnung ist in weitester Bedeutung die Grundbedingung alles Gelingens. Wir dürfen nicht zurückscheuen vor Hindernissen und Hemmungen, sondern müssen sie vielmehr als Ansporn erkennen, die ganze Kraft für die Aufgabe anzuwenden, und müssen bedenken, dass lebenskräftige Erneuerungen immer durch Hemmungen und Nöte gehen mussten, dass Hemmungen und Nöte die Menschheit immer zu neuem Aufstieg geführt haben.

Die Kolonialmächte, insonderheit England, werden also eine Völkermacht solcher Grundsätze bekämpfen, ihren Lebenseintritt mit allen Mitteln zu verhindern suchen.

Wie kann ein solcher Kampf enden? Wie wird der Fortgang der Kulturentwicklung sich gestalten, wenn in diesem Kampf die Kolonialmächte Sieger bleiben sollten; wenn sie das Zustandekommen der Völkermacht und damit die Beseitigung der Kolonialmacht verhindern?

Die Kolonialmächte werden in diesem Falle die von ihnen eingeschlagenen Wege weitergehen; sie werden jedes Stückchen überseeischer Erde, das noch nicht in ihrer Machtsphäre sich befindet, zu erraffen suchen; werden dabei unausgesetzt Konflikte untereinander haben; werden Kriege in den Kolonien führen müssen, und dauernd Schwierigkeiten, die nur zu leicht zu grossen Kriegen führen können, unter den Kulturnationen schaffen und anfachen.

Jene Konflikte, die zu gigantischer Grösse sich ausgestalten werden, bestehen schon heute, nicht nur in ihren Anfängen, sondern bereits in lawinenartiger Entwicklung; und einer dieser gigantischen Konflikte schon, zum Ausbruch gekommen, wird das Schicksal der Kolonialmacht in entsetzlichem Völkerringen in dem Sinne entscheiden, welchen die Völkermacht ohne Blutvergiessen in vernunftgemässer und gerechter Weise erstrebt. Welcher der Konflikte als erster zum offenen Ausbruch gelangen und mit seinem Ausbruch die anderen gegenstandslos werden lassen wird, ist für die Sache, die gewaltsame Beseitigung der Kolonialmacht, belanglos; denn welcher es auch sei: das Ende muss unabwendbar der Untergang der Kolonialmacht England sein; und deren Schicksal zieht ebenso unabwendbar die anderen Kolonialmächte mit in die Tiefe.



England erkennt sehr wohl die Gefahr, an die es vor dem grossen Krieg nie gedacht hatte, nie zu denken brauchte.

So furchtbares Unglück der grosse Krieg auch über alle Völker der Erde in grösserem oder minderem Maße gebracht hat; so sehr wir noch heute unter dem Eindruck des Entsetzens stehen; so schwer wir noch heute unter seinen Folgen zu leiden haben: der Denker, der mit dem Weltlebensstrom treibt, der das Weltwerden rückwärts wie vorwärts zu schauen vermag, erkennt in diesem furchtbaren Unglück, in diesem Krieg, ein notwendiges Wirken der übersinnlichen Macht, die den Kulturaufstieg des Menschengeschlechtes will; erkennt in ihm ein unentbehrliches Mittel des Kulturaufstiegs; erkennt, dass dieser Krieg, wie alle grossen Revolutionen, notwendig war, um den Kulturaufstieg, der in sinnloses, zielunbewusstes Schwanken und Schleichen geraten war, um einen grossen Sprung vorwärts zu schleudern. Ohne den grossen Krieg wären wir heute noch nicht so weit, ja vielleicht noch Jahrhunderte von dem Ziel entfernt, Kulturgüter fordern zu können, die wir nicht mehr entbehren zu können vermeinen: die Völkermacht und in ihrem Gefolge eine endlose Reihe kultureller Errungenschaften, in erster Linie die Beseitigung der Kolonialmacht.

Wer noch zweifelte, wird jetzt das Walten einer höheren Macht erkennen, die England, das in jahrzehntelanger hinterhältiger Diplomatenarbeit den grossen Krieg heraufbeschwor, um wie ein Krämer in Deutschland einen lästigen Konkurrenten zur Strecke zu bringen, durch seinen heissersehnten, mit allen tauglichen und untauglichen Mitteln herbeigeführten grossen Krieg nicht zu dem von ihm errechneten Gewinn eines materialistisch-behaglichen, auf unabsehbare Zeit ungestörten Genusslebens kommen liess, sondern um einen Sprung von Jahrhunderten an den Rand seines Grabes.

Die Engländer sind zu einer Politik langer Sicht erzogen; ob wohl viele von ihnen schon den unabwendbaren Lauf des Schicksals erkannt haben? Ob nicht manche von ihnen trotz des grossen Gewinnes, den der Krieg England brachte, schon heute ihre Vorkriegspolitik verfluchen? Ob nicht mancher von ihnen bereits erkennt, dass, wenn das Schicksal den Untergang eines Volkes beschlossen hat, die grosszügigsten, die feinsterrechneten, die anscheinend zum Glück ausschlagenden Diplomatenleistungen alle bestimmt sind, an diesem Untergange mitzuarbeiten?

Wenn England die Schaffung der Völkermacht hintertreibt; wenn es sich dieser nicht unterwirft, wird der grosse Krieg das kleine Vorspiel gewesen sein eines Dramas, wie es bisher die Menschheit noch niemals sah.

Der Kunstgriff englischer Politik, in Fällen der Not im Umfange erzwungener Notwendigkeit Schritt für Schritt nachzugeben, um den Besitz, wenn auch in loserer Form, festhalten zu können, wird mit Ausbruch des Konflikts verpufft sein und niemals mehr irgendwelche Wirkung ausüben können.

Der nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge wahrscheinlicher Weise zuerst zum Ausbruch gelangende Konflikt wird der mit Russland sein.

Russland war von jeher in den Augen Englands *der* Feind wegen seines Strebens nach dem Osten, nach Indien. In der Vorkriegszeit erkannte England die grösste Gefahr für seinen wertvollsten Besitz, Indien, nicht in der Emanzipation der Inder, sondern in dem Eroberungswillen Russlands.

Die Ruhe Englands wurde im wesentlichen lange Jahrzehnte hindurch nur durch zwei Momente gestört: die wirtschaftliche Konkurrenz Deutschlands und die Gelüste Russlands auf Indien.

Wenn man den Ueberblick über die Gesamtheit des weltgeschichtlichen Werdens ausser Betrachtung stellt, muss man in der englischen Politik der Vorkriegsjahrzehnte geradezu Wunderwerke erblicken.

Zunächst sollte Russland unschädlich gemacht werden, und England beschwor den japanisch-russischen Krieg herauf, der Russland so viel Blut kosten sollte, dass es seinen Blick von Indien auf lange, lange Zeit abwenden werden müsse. Rechtzeitig in den Kriegswirren inszenierte England die russische Revolution, die das zaristische Regime mit seinem imperialistischen Streben beseitigen sollte, um einem — England wollte im gegebenen Augenblick als Retter Russlands in Erscheinung treten — ihm genehmen Platz zu machen. Der Erfolg für England war aber nur ein geringer und bestand nur in einer Schwächung Russlands, welche die Gefahr für England auf nur kurze Zeit zurückdrängte.

In der englischen Diplomatenküche wurde jetzt mit grösster Betrieb-samkeit gebraut; denn es galt, das diplomatische Meisterstück aller Jahrhunderte des englischen Staatslebens zu liefern.

England schmiedete den Angriff gegen Russland und Deutschland zugleich.

Die Einkreisung Deutschlands, eine politische Konstellation, die in einem Jahrtausend vielleicht ein Mal vorkommen kann, und die nicht vorgekommen wäre, wenn die wilhelminische Diplomatie nicht so kindlich naiv, nicht so unglaublich unfähig gewesen wäre, war als Plan in jener Diplomatenküche gebraut worden; ihn auszuführen, wurde keine Minute gezögert.

England stachelte Frankreich auf unter Zusage jeder denkbaren Unterstützung, und zog Russland als Bundesgenossen an sich; das Russland, das sein natürlicher Feind war; das Russland, das seinen grossen Freund, Deutschland, verriet, mit dem es keinen Streit, keine Unstimmigkeiten, keine zuwiderlaufenden Interessen hatte.

England hatte Europa gegen Deutschland in seinen Händen und brachte Amerika, das im Falle eines deutschen Sieges fürchten musste, sein den Ententestaaten geliehenes Geld zu verlieren, auf den Kriegspfad. Deutschland musste unterliegen. Damit würde die Hälfte der England drohenden Gefahr paralytisch sein. Die andere Hälfte musste es gleichzeitig werden. England rechnete ganz folgerichtig: wie der Krieg auch im einzelnen verlaufen möge, im gegebenen Augenblick werde Russland über die Klinge springen müssen. Russland würde nicht allein durch den Krieg England auf nicht endenwollende Zeit verschuldet sein; sondern es würde auch durch den Krieg trotz des Ententesieges so geschwächt werden, dass nach bereits erprobtem Rezept eine Revolution in Russland geradezu mit Selbstverständlichkeit von England herbeigeführt werden könne, die diesem die russischen Zügel in die Hand liefern werde.

Das Schicksal Russlands vollzog sich mit erstaunlicher Präzision nach dem Programm Englands, dessen Rolle in der Kerenski-Revolution gegen seinen Willen der staunenden naiven Welt bekannt wurde.

Was dann noch gegen Russland im Interesse Englands zu geschehen hatte, musste sein Völkerbund tun: Die Schaffung eines westlichen Staaten-



Gürtels um Russland vom finnischen Meerbusen bis zum Schwarzen Meer, einerseits um es jedes Rückhalts im Westen zu berauben, andererseits um in diesem Staaten-Gürtel, der seine Existenz ausschliesslich englischer Gnade werde zu danken haben, jederzeit leicht entzündbare Brandherde zu schaffen, die Russland ohne Unterlass würden beschäftigen und beunruhigen müssen.

Nicht vorausgesehen hatten die Engländer, nicht voraussehen konnten sie die Bolschewikenherrschaft, die mit Naturgegebenheit in England den Feind Russlands erblickt, und deren Gesamtaussenpolitik von dem Gesichtspunkt auf die Vernichtung der Weltmacht England geleitet wird. Russland steuert mit vollen Segeln auf dieses Ziel zu; und der Erfolg wird auf seiner Seite sein.

Ob und inwieweit es den Bolschewiken in diesem gigantischen Kampf darum zu tun ist, den Bolschewismus über die Welt zu verbreiten, dieses Ziel als wesentlich oder nebensächlich zu betrachten, ist schwer festzustellen, ist aber auch für unsere Betrachtung von minderer Bedeutung. Man mag zum Bolschewismus stehen wie man will — welches Vernunftwesen möchte nicht sein Blut hingeben für seine Vernichtung angesichts der furchtbaren Tyrannei, mit der eine kleine Anzahl landfremder Menschen ein grosses Volk drangsaliert; angesichts der furchtbaren Blutopfer; angesichts der völligen Vernichtung der gesamten Wirtschaft! —; man mag zu ihm stehen wie man will: man muss sich klar darüber sein, dass die künftige Kultur einen gewissen kommunistischen Einschlag haben wird, ja haben muss; und dass auch der russische Bolschewismus nach dem Verschwinden seiner gegenwärtigen kulturhöhnenden Form einen gewissen Kulturwert hinterlassen wird, der in der neuen Kulturepoche, an deren Beginn wir jetzt stehen, sich auswirken wird.

Man mag die Innenpolitik des bolschewistischen Regimes mit allen Mitteln bekämpfen wollen; man mag der Ausbreitung seiner verderblichen Ideen die stärksten Hindernisse entgegenstellen; man mag auch in der Lage sein, diese Ideen auszurotten: das Eine muss man dem Bolschewismus nachrühmen, dass er, wohl als fast einziges Staatswesen, aussenpolitisch schon heute auf die von uns vertretene Völkermacht eingestellt ist; dass er schon heute vielfach nach deren Grundlagen handelt. Man muss ihm zugestehen, dass er schon heute vollständig auf dem Boden des Selbstbestimmungsrechts der Völker steht, und dass er in striktem Gegensatz zu den europäischen Grossmächten keinerlei imperialistische Ziele verfolgt. Diese Einstellung aber hat ihm das Vertrauen der asiatischen Völker, hat ihm die Zuneigung der gesamten muselmannischen Menschheit erworben.

Mag es den Bolschewiken darauf ankommen, den asiatischen Völkern bewusst oder unbewusst den Bolschewismus einzupflanzen, um diese dann auf Grund desselben beherrschen zu können, wie sie die deutschen Kommunisten beherrschen: es ist ein naiver Glaube, zu meinen, den asiatischen Völkern sei der Bolschewismus nicht von Grund auf zuwider; sie seien empfänglich für ihn; denn jene Völker wollen nichts als die Befreiung vom englischen Joch; und einzig und allein zu diesem Zwecke werfen sie sich in die Arme der Bolschewiken, die ihnen als die einzig möglichen Retter erscheinen. Mit dieser Annahme aber sind sie im Recht; denn welche andere Macht wäre dazu imstande? Und selbst wenn sie imstande wäre, welche andere Macht möchte sich für die Befreiung der unterdrückten Völker einsetzen, ohne in imperia-

listischer Einstellung Nutzen zunächst für sich aus dieser Einsetzung ziehen zu wollen?

In Verfolgung seines grossen Zieles entfachte Russland die allasiatische Bewegung, die dem so mächtigen und politisch erprobten England schon heute über den Kopf gewachsen ist; und der Ruf: „Asien den Asiaten“ wird lauter und lauter und zieht alle Völker Asiens unter seine Fahnen. Russland gibt sich dabei selbst als asiatische Macht und hat allen Grund, sich so zu geben; denn England und seine Mitsieger haben es geradezu auf diesen Weg gedrängt durch die Bildung der Randstaaten und den automatischen Abschluss vom Westen. Russland, das ist längst offenbar, schlug die ihm aufgezwungene Richtung nicht ungern ein — England hatte das Gegenteil bezweckt; es glaubte, Russland werde dauernd an den westlichen Brandherden beschäftigt sein, und hatte nicht damit gerechnet, dass dieses sich um diese Brandherde zunächst gar nicht kümmert — und entfaltete eine rege Tätigkeit. Als interessanten Teilvorgang betrachte man die Bildung der Turkmenischen, Uzbekischen und Karakirgisischen Republiken, die an den Grenzen Persiens, Afghanistans und Indiens entstanden sind. Persien und Afghanistan wurden damit zwangsläufig russisch orientiert, und über das Kaschmirplateau drückt Russland dauernd auf Indien, wo die Arme bereits gegen Russland ausgebreitet gehalten werden.

Russland aber ging noch weiter. Es fand den Weg zu dem sonst ganz anders gerichteten Japan durch die beiderseitige erzwungene Einstellung gegen das Angelsachsenentum. Beide unterstützten die erwachende chinesische Nationalbewegung, die bekanntlich bereits zu explosiven Ausbrüchen gegen England geführt hat. Sind sie England auch militärisch nicht gefährlich, so zermürben sie doch seinen ostasiatischen Handel. Scheint es auch jetzt so, als ob China durch einen dauernden Bürgerkrieg gespalten sei, so ist das doch nur der Austrag von Meinungsverschiedenheiten, die alle in der Fremdenfeindlichkeit gipfeln; die aber im gegebenen Augenblick wie durch ein Wunder beseitigt oder wenigstens unterdrückt sein werden, um *den* Feind zu vernichten.

Einen anderen Hebel setzte Russland in der Türkei an; auch hier trotz der grossen Gegensätze im staatlichen Aufbau; denn der Kommunismus hat kaum irgendwo geringeren Boden, als in der Türkei. Aber die gemeinsame Gefahr, die den beiden Staaten droht, hat sie dazu gebracht, ein enges Bündnis miteinander einzugehen. Als die Konferenz in Locarno tagte, hat Tschitscherin mit dem türkischen Botschafter in Paris einen Vertrag abgeschlossen. Dieser Vertrag ist geheim; man weiss aber doch so viel, dass ihm die Auffassung zugrunde gelegen hat, dass Locarno zwar für Europa einen Friedensvertrag bedeute, aber mit zu dem Zwecke abgeschlossen worden sei, um freie Hand für die Vorbereitung eines europäischen Krieges gegen Asien zu haben. Nach der asiatischen Auffassung, die auch die unsere ist, gibt der Völkerbund England die Möglichkeit, auch die Balkanstaaten zu einer feindlichen Haltung gegen die Türkei zu zwingen. Damit wäre die Kriegsgefahr zunächst für die Türkei und Russland in greifbare Nähe gerückt.

Wenn behauptet wird, es handle sich bei dem Streit zwischen Russland und England um Expansionsgelüste Russlands in Asien, so muss dem immer wieder entgegengehalten werden, dass Russland gar nicht daran denkt, die Wirrnisse in Asien, wie zum Beispiel die in China, imperialistisch auszu-



nutzen. Es handelt sich für Russland dabei nur um den Kampf gegen England, um den Kampf Asiens gegen England unter Führung Russlands.

Wenn Russland den Gang Deutschlands nach Locarno mit scheelenden Augen sah; wenn der russische Aussenminister bei seinen Bemühungen, Deutschland von diesem Gang zurückzuhalten, bis an die Grenze des Zulässigen ging, ja sogar darüber hinaus, so geschah auch dieses unter dem gleichen Gesichtspunkt: alles zu hintertreiben, was England nützen und stärken könnte.

Russland ist auf dem Kriegspfad gegen England und greift dieses an allen geschützten und ungeschützten Punkten an. England ist dabei fast ausschliesslich auf die Defensive beschränkt, wenn es auch einen gewaltigen Kampf auf wirtschaftlichem Gebiet gegen Russland eröffnet hat, der wohl Russland schwere Nöte bringt, es aber in seinem entschlossenen Kampf gegen England nur bestärken wird. Russlands Wirtschaft ist vernichtet; sie muss wieder aufgerichtet werden, wenn es nicht völlig zugrunde gehen soll; sie kann aber nicht aufgerichtet werden ohne ausländisches Kapital. England nun setzt seinen Einfluss ein, um den Zufluss ausländischen Kapitals nach Russland zu unterbinden.

Es ist nicht zu bestreiten, dass es Russland auf diese Weise schwere Wunden schlägt: alles in allem aber betrachtet, ist es ein Kampf mit ungleichen Waffen; auf der russischen, der asiatischen Seite sind die weit stärkeren Waffen. Hier kämpft die Verzweiflung von Hunderten unterdrückter Millionen gegen gefühllose übersättigte Peiniger; hier kämpft das Recht gegen das Unrecht, die Moral gegen die Unmoral; hier auch kämpft das Weltgewissen gegen Gewissenlosigkeit.

Kann der Ausgang des Kampfes zweifelhaft sein? Können die ewigen Gesetze, nach denen sich der Kulturaufstieg vollzieht, uns auch nur einen Augenblick darüber in Unsicherheit lassen?

Selbst wenn aus irgendwelchen Gründen Russland den Endkampf nicht mitkämpfen sollte: jetzt jedenfalls gibt seine Führung den asiatischen Völkern den starken moralischen Halt, öffnet ihnen die Augen, zeigt ihnen die Zukunftsmöglichkeiten und stärkt ihr Selbstvertrauen.

Und eines Tages wird an irgendeinem Ende der Brand emporlodern; England wird alle seine Kräfte aufbieten, ihn zu ersticken. Aber es gibt Brände, gegen welche die Feuerwehr machtlos ist, und dieser Brand wird ein solcher sein. Das Feuer wird von seinem Herd aus wie vom Sturm gepeitscht über die Erde dahinrasen; alle unterdrückten Völker werden sich zum Befreiungskampf erheben. England wird ratlos vor dem Unmöglich-erscheinenden stehen; an welchem der Hunderte von Bränden es auch angreifen will, seine Kraft ist viel zu klein; seine gewaltige Heeres- und Flottenmacht wird ihm plötzlich wie ein Zwerg erscheinen, der mit einem Holzsäbel einen gepanzerten Riesen abwehren will. England wird, seiner Politik getreu, den Kolonialvölkern alle denkbaren Konzessionen anbieten; sie werden zurückgewiesen werden. Hunderttausende von Menschen werden noch hingeschlachtet werden; keine englische Mutter wird sein, die nicht einen Sohn draussen sterben lassen musste: Der Brand wird sich selbst verzehren und in sich zusammenfallen. Das Häuflein Asche, das unter dem verlöschenden Brande liegen wird, war einst die stolzeste Kolonialmacht; der Wind wird in dieses Häuflein blasen und die Asche über die Felder zerstreuen; nichts wird übrig bleiben von ihr.

Dass in dieses Eindringen um die Kolonialmacht auch andere Kolonialmächte werden einbezogen werden, ist eine naturgegebene Selbstverständlichkeit. Frankreich, Italien, Holland werden gleichzeitig in gleicher Weise zu kämpfen haben, wie England; ihre Kolonialmacht wird und muss das Schicksal der englischen teilen; keine Kolonialmacht wird sich halten können, wenn die englische zusammenbricht.

Ob und inwieweit dabei europäische Völker unter sich in Kriege verwickelt werden, lässt sich heute nicht übersehen; wahrscheinlich ist es; denn manche Macht wird geneigt sein, die Verlegenheiten eines Gegners für sich auszunutzen. An Deutschland denken wir dabei nicht; seine ihm vom Schicksal bestimmte Rolle steht schon heute fest: Es wird in grandioser Ruhe mitten in der Brandung stehen: ein rocher de bronze.

Neben dem russisch-asiatischen Problem, das am Untergang der englischen Kolonialmacht arbeitet, entwickelt sich in der gleichen Richtung der französisch-englische Konflikt, der, wenn nicht inzwischen die Völkermacht ins Leben getreten sein und ihre Funktionen in entsprechendem Umfange aufgenommen haben wird, in einen gewaltigen Kampf auslaufen muss.

Der gesamte Kolonialbesitz der Erde ist heute vorwiegend in den Händen dieser beiden Nationen: England besitzt 38 Millionen Quadratkilometer mit rund 400 Millionen Menschen, Frankreich 13 Millionen Quadratkilometer mit 60 Millionen Menschen.

Englands Politik geht zunächst geraden Weges auf das Ziel los, sich der Freundschaft und Bundesgenossenschaft Frankreichs zu bedienen, um alle Hindernisse und alle Gefahren, die von anderen Seiten seinem kolonialen Besitz drohen, zu beseitigen.

Die Interessen dieser beiden Westmächte laufen heute noch grosse Strecken parallel, namentlich soweit sie von einer Emanzipation der kolonialen Bevölkerung berührt werden könnten. Beide sind sich bewusst, dass, wenn die Befreiungsbewegung erst einmal in Fluss gekommen sein wird, ihrer beider Schicksal als Kolonialmächte besiegelt sein wird. Es handelt sich deshalb für beide darum, den kolonialen Besitz so fest zu verankern, dass die Losreisungsgefahr wenigstens auf ein Minimum beschränkt wird. Die gemeinsame Gefahr lässt beide Mächte sich gegenseitig unterstützen; und durch Verträge haben sie sich, zwar nicht gegenseitigen Schutz gesichert, wohl aber unbehelligtes Schalten und Walten in gewissen Einflussphären, wie in Aegypten, in Marokko, in Kleinasien u. a.

Wenn England in neuester Zeit die Expansionsgelüste Italiens in Nordafrika begünstigt, so widerspricht das, abgesehen von anderen Gründen, auf die wir noch einzugehen haben werden, nicht dieser Richtung seiner Politik, sondern bestätigt sie nur, ja kommt ihr in erwünschter Weise entgegen. Für England handelt es sich darum, die muselmannische Bevölkerung niederzuhalten, und wenn Mussolini seine starke Hand auf einen Teil Nordafrikas hält, so kann England damit nur zufrieden sein. Es ist umso mehr zufrieden, als damit dem Grössenwahn Frankreichs ein England sehr willkommener Dämpfer aufgesetzt wird. Hier aber zeigt sich bereits wieder die Unzulänglichkeit der englischen Kraft für die Erhaltung seines kolonialen Besitzes; denn auf diese Weise stopft England ein Loch zu, indem es ein anderes grösseres Loch aufmacht. Es will Frankreich durch Italiens Expansionstrieb die Flügel beschneiden lassen, bedenkt aber dabei wohl nicht, dass in einem erstarkenden Italien ihm für seinen Mittelmeerbesitz ein gefähr-



licher Gegner erstehen wird, weit gefährlicher, als es ein seniles Frankreich je sein kann.

Bei Fortdauer des heutigen Weltwirtschaftswesens im allgemeinen und des Kolonialwesens im besonderen, muss Italien, wie jede europäische Macht, die Ueberschuss an Bevölkerung hat und Absatz für Industrieerzeugnisse braucht, auf Erwerb von Kolonialbesitz ausgehen; und Mussolini ist ganz der Mann, der auch diesen Pfad nicht erfolglos beschreiten wird.

Wenn auch Mussolini für Deutschland wenig Sympathien zu haben scheint, und manche seiner Maßnahmen uns keine Liebe zu ihm einzuflössen vermögen, so darf uns dies nicht hindern, gerecht zu sein, und ihn zu schätzen als einen Mann, als einen Nationalheros, wie er Völkern vom Schicksal nur selten zugeführt wird. Ohne Mussolini wäre Italien längst den Weg gegangen, den andere sogenannte Siegerstaaten, wie Rumänien, Polen, gingen; er hat sein Land nicht allein vor dem Untergang oder wenigstens vor dem Niedergang gerettet, sondern er hat, während alle anderen Siegerstaaten, mit Ausnahme Amerikas, von Stufe zu Stufe abwärts glitten, sein Land von Stufe zu Stufe emporgeführt. Solches mag in normalen Zeiten nichts Aussergewöhnliches sein, aber in dieser Nachkriegszeit ist es eine Leistung, die uneingeschränkte Bewunderung verdient und sie jedem Gerechtempfindenden abnötigt.

Und doch: troppo tardi, duce! Das Schicksal der Kolonialmacht ist besiegelt; sie muss untergehen, und auch die italienische Kolonialmacht kann sich nicht gegen dieses Schicksal stemmen.

Mussolini wäre der Mann, welcher der aufgehenden Kulturepoche mit ein Führer sein könnte. Wenn das Schicksal ihn zum Denker reifen liesse, der den Gang der künftigen Kultur klar erkennt; der seinen Blick weiter schweifen lassen kann, um zu erkennen, wieviel mehr seinem jungstarken Volk zu tun auferlegt, wieviel höher zu steigen es berufen ist; wenn es sich rückhaltlos zu den Prinzipien der Völkermacht bekennt; wenn er sich dem grossen Ganzen mit zur Verfügung stellen könnte in voller Erkenntnis der grossen Pflichten und Aufgaben; wahrhaftig, alle Völker würden ihm jubeln und ihn als einen der ihren erkennen; weit mehr, als alle grossen Staatsmänner der versinkenden senilen westeuropäischen Kultur.

Wenn wir mit solchen Gedanken liebäugeln, müssen wir umso tiefer bedauern, Mussolini in der Gesellschaft Englands zu sehen, im Schlepptau Englands; denn dieses sucht ihn nur in Verfolgung seiner rücksichtslosen egoistischen Pläne, deren Durchführung Italien noch Ströme Blutes kosten wird.

So sehr also England und Frankreich gegenwärtig zwecks Festigung ihres Kolonialbesitzes aufeinander angewiesen sind, so genau wissen beide, dass in absehbarer Zeit eine furchtbare Auseinandersetzung zwischen ihnen um die Welthegeonie kommen muss; und bei allen Freundschafts- und Bundesbrüderschafts-Versicherungen und Beteuerungen arbeiten beide auf diese Auseinandersetzung hin.

Der Kampf um die Welthegeonie muss mit umso grösserer Gewissheit zum Austrag gebracht werden, als England eingeständenermaßen seiner Kolonialpolitik eine Richtung gegeben hat, die, wenn sie erfolgreich durch-

geführt werden würde, eine furchtbare Gefahr für Frankreich, eine furchtbare Gefahr auch für alle anderen Völker Europas werden würde.

England will seinen gesamten Kolonialbesitz mit dem Mutterlande zu einem wirtschaftlichen Ganzen eng zusammenschliessen und diesen Zusammenschluss fest verankern. Dieses wirtschaftliche Ganze könnte unabhängig von der ganzen übrigen Welt sein; denn England kann einerseits aus seinen Kolonien alle von ihm benötigten Rohprodukte beziehen und andererseits die Kolonien mit allen von diesen benötigten Industrieerzeugnissen versorgen.

Das wesentlichste Moment dieses beabsichtigten wirtschaftlichen Zusammenschlusses ist, wenn nicht die absolute, so doch die weitgehendste Abschliessung aller anderen Völker, sodass diese weder die englischen Kolonien nennenswert beliefern, noch Rohprodukte von ihnen beziehen können werden; und nur soweit England es für opportun halten wird, werden koloniale Rohprodukte an andere Völker abgegeben werden, natürlich zu Preisen, die eine Konkurrenzfähigkeit mit englischen Fertigprodukten ausschliessen.

Es ist ausser Zweifel: die Schaffung eines solchen Wirtschaftskomplexes liegt im Bereich der Möglichkeit; auch in hohem Maße die Abschliessung anderer Völker von der Verbindung mit demselben; wenn auch anderseits ausser Zweifel steht, dass ein solcher Komplex nicht von langer Dauer sein kann, da England nicht unterlassen können wird, seine Herrschaftstellung in demselben zum Schaden der Kolonien auszunützen, was wiederum zu einer Emanzipation der Kolonien führen würde, vermutlich zu einer absoluten Emanzipation. Aber zunächst muss damit gerechnet werden, dass England mit der ihm eigenen Zähigkeit und der ihm eigenen Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel sein Ziel zu erreichen suchen wird, wenn nicht das Weltenschicksal, das mit den Zielen Englands divergierend verläuft, das feingesponnene Netz zerreisst.

Der neuerdings stärker als je hervortretende Expansionstrieb Englands steht in engem Zusammenhang mit diesem Plan, dessen Durchführung es England als erstrebenswert erscheinen lässt, in den Komplex möglichst alle Kolonialgebiete einzubeziehen, weil es dann für seine Industrie einen genügend grossen und sicheren Absatz haben würde. England betreibt auch bei Verfolgung dieses Zieles dieselbe Wirtschaftspolitik, die es seit Jahrzehnten betreibt und bei seiner bornierten Einstellung zu allem geschichtlichen und kulturellen Werden betreiben muss.

Beginnend mit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts, wurde die englische Industrie auf dem Weltmarkt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weniger konkurrenzfähig; die Engländer liessen sich immer mehr von arbeitsameren und beweglicheren Völkern verdrängen, namentlich von den Deutschen.

Englands beispielloser wirtschaftlicher Aufschwung im 19. Jahrhundert hatte sich vollzogen, ohne dass England im eigentlichen Sinne dabei gearbeitet hatte, gearbeitet in dem Sinne, wie wir ihn verstehen. Es hatte den ungeheueren Reichtum erworben ohne wesentliche Arbeit; es war dabei in der Lage, seine Zeit mehr dem Vergnügen und dem Behagen zu widmen, als der Arbeit. Die jungstarken Industrievölker, wie die Deutschen und später die Amerikaner, mussten, um sich einen Platz an der Wirtschaftssonne zu erkämpfen, arbeiten; mussten angestrengt und unermüdlich arbeiten, ohne Zeit zu haben für Vergnügen und Behagen. Diese Verschiedenheit des Einsatzes an Arbeit machte sich mit der Zeit fühlbar, für die Engländer



recht unangenehm fühlbar. Dazu kam noch, dass die industriellen Anlagen Englands allmählich veralteten und mit denen der jungen Industrieländer nicht Schritt hielten; umsoweniger, als die Engländer auf dem Standpunkt beharrten, dass ihre veralteten Anlagen, die so grosse Reichtümer geschafft hatten, es auch weiterhin tun würden, während die Industrien der Konkurrenzländer ihre Anlagen unausgesetzt verbesserten und jeden kleinsten technischen Fortschritt sich zunutze machten. Wir haben jetzt bei dem grossen Bergarbeiterstreik in England gesehen — solche Schlaglichter eröffnen zuweilen einen tiefen Einblick in das Leben und Weben der englischen Wirtschaft, der englischen Politik —, wie unglaublich rückständig viele englische industrielle Anlagen sind. Noch unglaublicher ist die englische Mentalität gegenüber solchen Unzulänglichkeiten und Rückständigkeiten. Auch hier gestattete uns der Bergarbeiterstreik einen tiefen Einblick. Um den Absatz seiner Kohle, deren Preis immer über Weltmarktpreis lag, in genügendem Umfang zu sichern, wendete England Gewalt und wirtschaftlichen Druck an, wo immer es konnte. Darüber hinaus wusste es Märchen zu verbreiten über eine höhere Wertigkeit der englischen Kohle. Märchen aber haben, wie Lügen, kein ewiges Leben, und ein Blitzschlag, wie der grosse Bergarbeiterstreik, vermag solches Lügendunkel zu voller Klarheit zu erhellen.

Die Engländer kennen natürlich seit langem die Rückständigkeit vieler ihrer Kohlenbergbaubetriebe, aber sie dachten gar nicht daran, wie jeder Industrielle mit einem Funken von Vernunft es tun würde, bei Erkenntnis der Unzulänglichkeit unverzüglich an die Umgestaltung und Modernisierung dieser Betriebe zu gehen. Es ging doch auch so; was die starke englische Politik bisher zu tun verstand, werde sie immer zu tun verstehen: die ausländische Konkurrenz unwirksam zu erhalten. Und als der Jammer im Hause war, musste England Millionen und aber Millionen aus dem Staatsäckel zahlen, damit den aufsässigen Arbeitern die hohen Löhne bezahlt werden konnten, welche die alten, unrentablen Betriebe nicht zu zahlen in der Lage waren.

Nichts kann grotesker als dieser Umstand die Zähigkeit karikieren, mit welcher der Engländer an alter Behaglichkeit festhält; mit welcher er sich sträubt, Mittel für Verbesserungen aufzuwenden, namentlich aber erhöhte Arbeit einzusetzen.

Und doch! Es gibt noch Groteskeres.

England wurde allmählich von den jungkräftigen Industrien, namentlich der deutschen, aus dem hohen Sattel gehoben. Die Engländer wussten ganz genau, dass der Erfolg der Deutschen zurückzuführen sei auf ihre unermüdlich intensive Arbeit, auf ihre wissenschaftliche Methodik in Wirtschaft und Technik. Es wäre den Engländern, die gegenüber der aufstrebenden deutschen Industrie sämtliche Vorteile und Trümpfe in der Hand hielten, die alle Absatzgebiete zu treuen Kunden hatten, ein Leichtes gewesen, die deutsche Industrie von ihren Absatzmärkten fernzuhalten, wenn sie, anstatt die Lügenpropaganda „made in Germany“ in die Welt zu setzen, nur einigermaßen Schritt mit den Deutschen gehalten hätten. Um das zu können, hätten sie freilich etwas von ihrer Behaglichkeit opfern, hätten sie ein wenig mehr arbeiten müssen. Das aber war ein Ding der Unmöglichkeit. Lieber wollten sie die Welt in Trümmer schlagen, als einen Teil ihrer Behaglichkeit

aufgeben; und da sie tatsächlich wähten, vor diese Wahl gestellt zu sein, für die Zertrümmerung Deutschlands.

Wenn unsere Enkel, die in einer anderen Kulturepoche leben werden als wir, in ihren Geschichtsbüchern lesen werden, dass das mächtigste Reich der Erde, dass England, um den jungen deutschen Konkurrenten zu vernichten, der für seine beispiellose Arbeit und Tatkraft nichts haben wollte, als einige Brosamen, die von dieses Reichen Tische fielen, den grossen Weltkrieg entfesselte, der Millionen Menschen sterben liess, noch mehr Millionen wirtschaftlich zugrunde richtete, werden sie meinen, ein Märchen zu lesen, oder einen bösen Traum zu träumen; oder sie werden glauben, dass eine ganze Welt von akutem Irrsinn befallen war.

Niemand wird annehmen, dass England wegen dieses ungeheuersten Frevels, den je eine Nation auf sich lud, auch nur die geringsten Gewissensbisse empfinde und nunmehr andere Wege einschlagen werde. Derartige Sentimentalitäten dem Engländer zuzutrauen, hiesse, ihn beleidigen.

Englands weitere Pläne sind noch teuflischer als der Plan des Weltkrieges.

Die Erraffung aller noch nicht in seinem Besitz befindlichen kolonialen Gebiete, auch derer Frankreichs, und der Zusammenschluss aller Kolonien mit England zu einem hermetisch abgeschlossenen Wirtschaftskomplex ist ein noch teuflischerer Plan.

Wenn nicht die höhere Macht des Schicksals durch ein schnelles Vorwärtstossen der Kulturentwicklung diesen teuflischen Plan zunichte macht, welche europäische Macht hält sich für stark genug, seine Durchführung zu hindern? Ist ganz Europa stark genug, es zu tun, wenn England durch seine raffinierte überlegene Politik seine Gegner untereinander in schwere Kriege verwickelt, damit es ungestört sein Ziel erreichen kann? Die englische Zähigkeit in Verfolgung grosszügiger und langsichtiger politischer Pläne lässt keineswegs einen vollen Erfolg als unmöglich erscheinen. Und diesen vollen Erfolg erblickt England darin, dass es der Behaglichkeit in weit grösserem Maße noch wird geniessen können; dass die Völker Europas, die ohne Ausnahme mehr oder weniger auf den Export angewiesen sind, um sich ernähren zu können, wirtschaftlich zugrunde gehen, am Wege verhungern. England aber wird dann sich gegenüber den europäischen Völkern verhalten wie damals den Hunderttausenden irischer Bauern gegenüber, die auf ihren Strassen tage- und wochenlang die schwerbeladenen, von Infanterie und Kavallerie bewachten Getreidewagen an sich vorüberziehen lassen mussten; die, vergeblich flehend um einige Körner, die Hände emporgehoben, an den nahrungsschwangeren Wagen verhungern mussten. England sah die Verhungerten zu Boden stürzen, lebte selbst, besonders gerade damals, in beispiellosem Ueberfluss und Reichtum: kein Engländer fühlte sein Gewissen beschwert. Keiner auch wird es beschwert fühlen, wenn die Völker Europas an seinen Toren Hungers sterben, während England in seinen Scheuern die gesamten Nahrungsmittel der Welt aufgestapelt hält.

Sind die Völker Europas sich dieser Gefahr bewusst? Wenn sie es sind, müssten sie sich nicht dem einzigen wirklichen Feind, der sie alle bedroht, rechtzeitig mit aller Macht entgegenwerfen? Sie sind sich aber im allgemeinen der Grösse der Gefahr nicht bewusst, weil sie nicht, wie die



Engländer, eine Politik auf lange Sicht zu treiben gewöhnt sind; und weil die Not der Gegenwart sie hindert, über das Nächstliegende hinaus zu blicken.

Mit geschärftem Auge verfolgt allein Frankreich die Bewegungen des Feindes Europas, weil ihm um seinen Kolonialbesitz bangt, den dereinst zu erraffen, England sicher zu sein glaubt; ja den es vielleicht als reife Frucht im Schoss auffangen zu können hofft, wie es schon einmal am Ausgang des 18. Jahrhunderts mühelos den grössten Teil der französischen Kolonien einstecken konnte.

Frankreich ist sich bewusst, dass wegen seines Kolonialbesitzes es zu einer Auseinandersetzung mit England kommen muss, zu einer Entscheidung auf Leben und Tod.

Und da anderseits England, das diese Auseinandersetzung im ihm geeignet erscheinenden Zeitpunkt herbeizuführen willens ist, weiss, dass der Kampf kein leichter sein wird, umsoweniger, als der grosse Krieg gezeigt hat, dass seine stärkste Waffe, die splendid isolation, stumpf geworden ist, für immer stumpf; dass eine genügend starke französische Unterseeflotte mit Leichtigkeit die ganze Seemacht Englands, soweit sie in Kriegsschiffen besteht, vernichten können wird; da England das weiss, wird auf beiden Seiten schon jetzt unter ostentativen Freundschaftsversicherungen auf diese grosse Auseinandersetzung hingearbeitet.

Man braucht noch gar nicht mit der Möglichkeit zu rechnen, dass bis zu dieser Auseinandersetzung durch neue Erfindungen Vernichtungswaffen geschaffen werden — auf englischer Seite die grössere Erfindungsgabe zu wähen, dürfte irrig sein —, die es vielleicht einem einzigen Luftschiff möglich machen können, unangefochten London und andere englische Städte in wenigen Stunden zum absoluten Aussterben zu bringen. Welche Kraft können alle Bestimmungen des krüppelhaften Völkerbundes haben, die zum Beispiel die Verwendung giftiger Gase untersagen, wenn es um Sein und Nichtsein geht? Wer könnte es in diesem grossen Auseinandersetzungskampf, bei allen Völkerbundsbestimmungen, Frankreich, das für die Interessen des ganzen Europa kämpfen würde, verdenken, wenn es ein furchtbares Gas verwendet, das, in einem einzigen, durch künstliche Nebel unsichtbar gehaltenen, Luftschiff beförderbar, innerhalb einer Stunde jedes Leben in London auslöschen könnte, indem es, spezifisch sehr schwer, jede atmosphärische Luft abschliesse; wer könnte es Frankreich verdenken, es anzuwenden, wenn es zu der Ueberzeugung gekommen sein würde, dass ohne Anwendung dieses Gases es selbst untergehen müsste, und mit ihm Europa?

Man braucht also mit der Möglichkeit solcher Vernichtungswaffen noch gar nicht zu rechnen; man braucht nur die Waffen in Berechnung zu ziehen, die schon jetzt zur Verfügung stehen — und man wird erkennen, dass dieser Kampf furchtbar werden muss.

Versailles hat die Kräfte der beiden Rivalen für die Erstrebung ihrer Jahrhunderte alten Weltherrschaftspläne frei gemacht; das Versailler Diktat kann deshalb mit Recht als Ausgangspunkt jener grossen Auseinandersetzung zwischen England und Frankreich angesehen werden.

Mag sein, dass Frankreich besser als andere die durch jenen von England zu verwirklichen beabsichtigten grossen Wirtschaftskomplex

drohende Gefahr erkannt hat; mag auch sein, dass es Frankreich lediglich um den Schutz seiner Kolonien vor Englands Raubgelüsten zu tun ist; jedenfalls lässt sich deutlich erkennen, dass es folgerichtig an den geeignetsten Stellen einsetzt.

Englands Weltmachtstellung hat von jeher auf seiner ungestörten Verbindung mit seinen überseeischen Besitzungen beruht, und es hat deshalb den kürzesten Weg dorthin durch das Mittelländische und Rote Meer mit allen Mitteln zu sichern gesucht und zu sichern gewusst. Wir wissen, wie es Spanien Gibraltar stahl und nicht daran denkt, es zurückzugeben. Wir wissen, mit welchen Mitteln es sich des Suezkanals bemächtigte, und wissen, dass es Aegypten in steter Unterdrückung zu halten die Absicht hat, solange die Erhaltung des Suezkanals ihm noch wesentlich erscheint. Mit den Stützpunkten Gibraltar, Malta, Port-Said und Aden hat England seinen Seeweg nach Indien, der nicht mit Unrecht Englands Lebenslinie genannt wird, bisher gesichert. Bisher; denn seit das Unterseeboot zu einer beherrschenden Waffe geworden ist, kann von einer vollen Sicherung nicht mehr die Rede sein.

Frankreich hat sehr wohl erkannt, welchen Vorteil ihm der Besitz dieser Waffe bei seiner geographisch günstigen Lage in der Auseinandersetzung mit England bringen muss; und es lässt sich deshalb durch keinerlei internationale Abmachungen den Bau von Unterseebooten in ihm genehmem Ausmass untersagen. Mit der Unterseebootwaffe vermag es nicht nur, den gesamten englischen Schiffsverkehr von seiner Nord- und Westküste aus in weit höherem Masse zu beunruhigen und gefährden, als es Deutschland während des Krieges von seinen Nordseehäfen aus vermochte, sondern es ist auch in der Lage, das ganze westliche Mittelmeerbecken zwischen Marseille und Toulon einerseits und Oran, Algier, Bizerta und Tunis anderseits, durch Unterseeboote und Minenfelder dermassen zu sperren, dass die Verbindung Englands mit dem Osten völlig lahm gelegt werden würde.

Der Gedanke, in diesen wichtigen Punkten abhängig zu sein von der Gnade und dem guten Willen Frankreichs auch in friedlichen Zeiten, lässt England nicht mehr schlafen. Dieses Abhängigkeitsverhältnis muss beseitigt werden.

Das aber ist noch keineswegs Frankreichs einzige Machtstellung gegenüber England. Von seinem Kriegshafen Djibouti aus, Aden gegenüber, beherrscht es den Ausgang des Roten Meeres ebenso, wie von seiner modernen Seefestung in Dakar an der westlichen Spitze Afrikas aus die atlantische Enge, während der Besitz Madagaskars ihm die Kontrolle der Seeverbindungen zwischen dem englischen Südafrika, Indien und Australien ermöglicht. Endlich auch wusste sich Frankreich durch das Versailler Diktat noch einen weiteren Stützpunkt für die Auseinandersetzung mit England zu sichern: das syrische Mandat entwertete die Position Malts stark und schuf zugleich eine ausserordentlich bedrohliche französische Flankenstellung zum Suezkanal.

Lloyd George war einer von Englands schlechtesten Führern aller Zeiten. Er entstammte eben nicht der traditionsreichen Aristokratie; und es war ein Unglück für England, dass er gerade im Kriege Führer war und während desselben sich der Beeinflussung durch die Aristokratie entziehen konnte. Es ging über seine Kräfte, die Zusammenhänge alle zu erkennen



und zu erfassen, wie der englische Aristokrat infolge der Jahrhunderte langen politischen Erziehung sie zu erkennen und zu erfassen vermag; er sah nur das, was der Augenblick sehen liess; darüber hinaus reichte sein Auge nicht. Ihm hat England es zu danken, dass es unmittelbar nach Versailles in einen erbitterten diplomatischen Kampf mit Frankreich gestürzt wurde, der an Schärfe zunimmt und in einen schweren Waffengang enden muss.

Frankreich wurde nicht durch die marokkanischen Verhältnisse gezwungen, den Krieg gegen Abd el Krim zu führen; es begann diesen Kampf ohne allen Anlass, mit dem alleinigen Ziel, auf diesem Wege und mit Spaniens Hilfe seinen Einfluss bis unmittelbar an die Strasse von Gibraltar vorzuschieben und sich dort der englischen Festung gegenüber festzusetzen.

England suchte, diesen Streich zu parieren, indem es Italien zum Bundesgenossen warb und dessen scharf hervortretende Expansionsgelüste gegen Frankreich ausspielte. Es ist ein schlimmes Zeichen für Englands Machteinbusse, dass es die Beherrschung des Mittelmeeres nicht mehr aus eigener Kraft aufrecht erhalten kann; dass es einsehen musste, dass dies nur mit Italiens Hilfe möglich sei. Englands Absicht geht deshalb dahin, Italiens Interessen in allen den Seeweg nach Indien berührenden Fragen mit den englischen Interessen in Einklang zu bringen; und bei dem Expansionstrieb Mussolinis war es ein Leichtes, Italiens Ansprüche für die Regelung der marokkanischen Fragen zu wecken und seine Zuziehung zur Regelung des Tangerstatuts — natürlich in englischem Sinne — beanspruchen zu lassen.

Armes England! Wenn du schon so weit bist, deine Lebenslinie nicht mehr selbst sichern zu können; wenn du dazu die Hilfe Italiens benötigst: wie soll das enden? Kann nicht Italien im gegebenen Augenblick dir die Bundesgenossenschaft aufkündigen, wie es im grossen Krieg Deutschland gegenüber tat?

Auch der diplomatische Kampf der beiden Gegner um den Suezkanal hat schon weittragende Massnahmen zur Folge gehabt.

In der Annahme, dass Frankreich in Syrien ohne Anlehnung an eine andere Macht für den Ernstfall auf stark exponiertem Posten stehen würde, ging die französische Politik von Anfang an auf eine Verständigung mit der trotz aller Kämpfe der letzten Jahrzehnte widerstandsfähig gebliebenen Türkei hinaus. Diese Auffassung veranlasste Frankreich nicht nur Jahre hindurch zu freundschaftlichen Versicherungen gegenüber der Türkei, sondern es brachte ihr sogar eine Grenzberichtigung zum Opfer, die diese in die Lage versetzte, gegen das englische Vorgehen im Mossulgebiet freiere Hand zu haben, und die deshalb auch Englands lebhaften Protest hervorrief.

Dieses Verhalten Frankreichs nötigte aber auch England, in seiner bisherigen türkenfeindlichen Politik einzulenken, wollte es nicht die Türkei für immer auf die Seite Frankreichs drängen. Die klare Erkenntnis, dass Frankreich einerseits das westliche Mittelmeerbecken ohne weiteres sperren, und andererseits jederzeit sich im Bunde mit einer England feindlichen Türkei von Syrien aus in den Besitz des Suezkanals setzen könne, liess England in der Mossulfrage eine gütliche Einigung mit der Türkei suchen und wird auch seine künftige Politik der Türkei gegenüber beeinflussen. Die Sorge wegen eines Angriffs auf den Suezkanal, der nach Lage der Dinge nur von Frankreich zu befürchten ist, hat England in letzter Zeit auch veranlasst,

die Einschränkung der Souveränität Aegyptens wieder in Erwägung zu ziehen.

Während in dem grossen englisch-französischen Wettkampf um die Weltherrschaft, soweit es sich um die beiden Zielpunkte Gibraltar und Suezkanal handelt, Frankreich die führende Rolle spielt und durch seine geschickte Politik England fast ganz in die Verteidigung gedrängt hat, hat, um nicht auch am östlichen Ausgangspunkt der englischen Lebenslinie, dem Roten Meer, in die Defensive gedrängt zu werden, hier England die Führung übernommen, bevor noch Frankreich einleitende Schritte tun konnte; und damit erkennen lassen, dass es die von Frankreich drohende Gefahr klar erkannt hat und für ernst genug hält, ihr die angestrengteste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die am Ausgang des Roten Meeres gelegene französische Kolonie Djibouti hat zwar in Djibouti selbst einen vorzüglichen Kriegshafen, ist aber an sich sehr klein. Ihre Bedeutung liegt darin, dass sie den Ausgang des Roten Meeres fast vollkommen beherrscht, und dass sie in der wirtschaftlichen Anlehnung an das afrikanische Kaiserreich Abessinien, mit dessen Hauptstadt Addis Abeba sie durch eine Eisenbahn verbunden ist, eine ausserordentliche Bedeutung für die zukünftige Entwicklung Abessiniens und den französischen Einfluss daselbst besitzt. Diesen zu brechen, bevor Abessinien in eine mehr oder minder grosse Abhängigkeit von Frankreich gerät, und Djibouti damit zu einem überragenden Machtfaktor an der ostafrikanischen Küste, im drohenden Bereich des oberen Sudans und an der Strasse von Aden wird, ist das Ziel der englischen Politik; und auch hier bedient sich England wieder, vielleicht auch mit, um seine Pläne zu verschleiern, des expansionslüsternen Italien und kettet es so auch hier an seine Mittelmeerpolitik gegen Frankreich; denn durch die von Italien im Einvernehmen mit England geplante Eisenbahn von Massaua über Addis Abeba nach Mogadisco oder einen anderen Hafen im italienischen Somaliland wird um Djibouti eine italienische Interessensphäre gelegt, die eine Ausdehnung Djiboutis in das Innere Abessiniens hemmt und zugleich den englischen Sudan vor einem französischen Angriff von Osten her schützt. Mit dieser italienischen Bahnbaut England auf Kosten und Gefahr seines Bundesgenossen eine strategische Umgehungsbahn um Djibouti für den Fall, dass es Frankreich gelingen sollte, die Strasse von Aden für den Verkehr nach Indien zu sperren.

Wenn man zu allen diesen offenen Vorbereitungen für den unvermeidlichen Wettkampf noch die fieberhafte Tätigkeit hinter den Kulissen an allen Ecken und Enden der Erde rechnet, so schaudert einem vor dem Gedanken an das beispiellose Unglück, das der unausweichliche Zusammenstoss hervorbringen muss. Wären die häuslichen Sorgen Englands und die Finanznöte Frankreichs nicht so gross und ernst, der Zusammenstoss würde schon heute in greifbarer Nähe erscheinen. Und dabei versichern sich die beiden Kämpfer gegenseitig monatlich mindestens ein Mal laut vor der gesamten Welt, unentwegt an der Entente cordiale festzuhalten. Entente cordiale. Eine weniger sentimentale Bezeichnung würde das brutale Ende nicht so sehr der Lächerlichkeit preisgeben, als jene es tut.

Und welches wird der Ausgang dieses Kampfes sein, falls er früher zum Ausbruch gelangen sollte, als jener russisch-asiatische?



Der Ausgang kann nur der gleiche sein, wie der dieses Konflikts; Millionen von Menschen werden hingeschlachtet werden und mit ihrem Blut alle Felder der alten Welt tränken; und diese jungen blühenden Leben werden geopfert werden um ein Nichts; denn weder England, noch Frankreich werden die erträumte Welthegeemonie erlangen: Der Ausgang dieses fürchterlichen aller Kämpfe kann nur der Untergang beider sein, nicht nur als Kolonialmächte, sondern wahrscheinlich auch als Grossmächte Europas. Die unterdrückten Kolonialvölker aber werden durch diesen Gigantenkampf frei werden und den verhassten Europäern ihre Tore schliessen.

Der dritte grosse Konflikt, in den England bewusst treibt, ist der mit den Vereinigten Staaten von Amerika, der dereinst zum Austrag kommen muss. Beide Gegner haben ihre Politik auf dieses Endziel eingestellt.

Diesen Konflikt eingehend zu beleuchten, erübrigt sich, weil sein Austrag in weiterer Ferne liegt, weil seine Entwicklung noch nicht in klaren Umrissen zu erkennen ist, und vor allem, weil nach menschlichem Ermessen die anderen früher zur Entscheidung treibenden Konflikte den englisch-amerikanischen gegenstandslos werden lassen dürften. Diese Wahrscheinlichkeit können beide Gegner natürlich nicht fest in Rechnung stellen, umsoweniger als beide zu sehr an Realpolitik gewohnt sind.

Die Divergenzen sind rein wirtschaftlicher Natur und verstärken sich offensichtlich in einem Maße, das zu einer gewaltsamen Lösung drängt. Die treibenden Momente sind einerseits der Verlust der Weltfinanz-Hegemonie Englands an Amerika, andererseits die rapide Industrialisierung Amerikas, die dieses zwingt, Absatzgebiete ausser Landes zu erobern.

In der Vorkriegszeit war England das Clearinghouse des gesamten Welthandels; alle Finanztransaktionen mündeten in London; und da immer noch die grösste Macht am Golde hängt, war Englands, des Weltbankiers, Machteinfluss ein unbegrenzter. Der Weltkrieg entriss diese Macht den Händen Englands. Europa war ehemals reich, sehr reich. Aller Reichtum aber, alles Gold Europas nahm seinen Weg nach Amerika; und man ist versucht zu glauben, dass, soviel Eisen an Gewicht während des Krieges die Schiffe von Amerika nach Europa trugen, soviel Gold an Gewicht sie zurückbrachten und noch zurückbringen. Mag immerhin England noch das bei weitem reichste Land Europas sein: sein Gold musste gleich dem anderer nach Amerika wandern. Die Rolle als Weltfinanzmacht hat es ausgespielt.

England aber kann diese Tatsache nicht als endgültig anerkennen; der Schaden muss „wiedergutmacht“ werden; denn die von ihm erstrebte absolute Welthegeemonie bedingt die Rückkehr der Finanzmacht in seine Hände. Dieses Problem zu lösen ist unsagbar schwer angesichts der anscheinend unerschütterlichen Kraft Amerikas; und es dürfte ohne einen schweren Waffengang niemals zugunsten Englands gelöst werden können; denn die offene und gradlinige Politik der Vereinigten Staaten kann niemals Verwicklungen und politische Konstellationen schaffen, die Amerika so beugen könnten, dass England diese zu benützen vermöchte, um im Trüben zu fischen und Amerika die Finanzhegeemonie ohne eigenen Blutverlust wieder zu entreissen.

Das andere wesentliche Moment, das den englisch-amerikanischen Konflikt mit heraufbeschwor, ihn verstärkte und in absehbarer Zukunft

lawinenartig anschwellen lassen muss, ist die Ellenbogenfreiheit, deren Amerika auf den Weltmärkten bedarf, und die es sich zu verschaffen weiss. Die Industrialisierung Amerikas hat in den letzten Jahrzehnten weissen Fortschritte gemacht und durch ihre unerreichten technischen gewaltsamen und Verbesserungen auf manchen Gebieten nicht bloss die englische, sondern auch die gesamten übrigen europäischen Industrien geschlagen. Amerika kann auf diesen industriellen Gebieten nicht allein seinen eigenen grossen Bedarf decken, den vor einem Menschenalter noch Europa als unerschöpflich für sich ansah; sondern die beispiellosen Massenherstellungen zwingen es auch, Absatz ausser Landes zu suchen. Auch in handelspolitischer Beziehung verfolgt Amerika eine sehr gerade Linie: Es boxt rechts und links jeden Widerstand nieder; und wo es Fuss fassen will, fasst es Fuß.

Dass die Welthandelsmacht England in erster Linie von diesem jungen, starken Riesen getroffen wird, ist umso natürlicher, als, wie wir schon darlegten, die technische Entwicklung der englischen Industrie in ihrer beispiellosen Rückständigkeit der höchst vollkommenen amerikanischen am wenigsten gewachsen ist.

Was tat England der lästig gewordenen deutschen Konkurrenz gegenüber? Es spann das Netz des Weltkrieges, in dem sich der junge deutsche Recke fangen musste.

Es ist der Fluch der bösen Tat, der England mit der Vernichtung seines Gegners einen hundertfach gefährlicheren Gegner erstehen liess.

Wohl möchte England auch diesen stärkeren Gegner auf gleiche Weise unschädlich machen. Ihm gegenüber aber ist es ohnmächtig; ihm gegenüber kann es weder die politische, noch die militärische Offensive ergreifen; es ist vielmehr völlig in die Defensive gedrängt, aus der sich herauszuwickeln, es sich bisher vergeblich mühte. England wird von der amerikanischen Konkurrenz noch unendlich schwer zu leiden haben, umso mehr, als Amerika mit brutaler Rücksichtslosigkeit seinen Weg verfolgt und irgendwelche Regungen verwandtschaftlicher Gefühle gegenüber dem einstigen Mutterlande nicht empfindet, die zu pflegen es allerdings auch recht wenig Anlass hat. Der Selbsterhaltungstrieb zwingt England, sich zur Wehr zu setzen; und wenn des Zündstoffs genug angehäuft sein wird, muss die gewaltsame Explosion erfolgen.

Zu welchem Ende aber kann diese gewaltsame Explosion führen? Eine weltpolitische Konstellation gegen Amerika zu schmieden, wie es gegen Deutschland tat, wird England nie gelingen.

Während die beiden zuerst beregten Konflikte, der russisch-englische und der französisch-englische, mit grosser Wahrscheinlichkeit auch andere Völker, vielleicht viele andere Völker, in den Endkampf verwickeln werden, wird man sich den amerikanisch-englischen zu denken haben als einen gigantischen Zweikampf; andere Völker brauchen sich nicht in ihn verwickeln zu lassen und werden sich nicht in ihn verwickeln lassen.

Dieser Kampf wird nicht, wie England es bisher ohne Ausnahme zu manövrieren verstand, auf fremdem Boden ausgefochten werden; nicht der europäische, nicht der asiatische Kontinent wird die blutigen Stätten sich bereiten lassen. Der Kampf wird auf hoher See beginnen und dem einen der Gegner ins Land getragen werden; denn ohne völlige Niederlage des einen



kann dieser Kampf nicht enden. Diese völlige Niederlage aber kann dem Unterlegenen nur im eigenen Lande zugefügt werden.

Wie auch könnte die Entwicklung anders sein? Wohl wäre es denkbar, dass England auf hoher See die amerikanische Flotte vernichtet; was aber würde es, wenn die Vernichtung der Flotte die Entscheidung sein sollte, erreicht haben? Amerika mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten würde schnell eine neue Flotte bauen; und das Spiel würde von vorn beginnen. Wenn Amerika vorübergehend ohne eine starke Flotte sein würde, dürfte ihm dadurch schwerer Schaden kaum erstehen. Ganz anders würde es im umgekehrten Falle sein: der völlige Verlust der englischen Flotte würde den unmittelbaren Verlust der Kolonien Englands nach sich ziehen.

Ein Flottenkampf aber kann heute nicht zur völligen Niederwerfung eines Gegners führen, umsoweniger, als keiner der Gegner — sicher nicht England — selbst auf die Gefahr einer schweren Niederlage seine gesamte Flotte einsetzen würde. Ein Flottenkampf kann beide Gegner nur schwächen, den einen vielleicht mehr als den anderen. Eine solche beiderseitige Schwächung aber würde das gegenseitige Machtverhältnis kaum verändern.

Bei Betrachtung der Möglichkeiten dieses Giganten-Zweikampfes müssen wir das Kräfte- und Wertverhältnis der beiden Flotten ausser Berücksichtigung lassen, soweit ein Kraft- und Wertzuwachs in der Zeit bis zu dem noch in der Ferne liegenden Beginn des Kampfes in Frage kommt. Wir müssen uns darauf beschränken, die Flotten als annähernd gleichwertig anzusehen, umsomehr, als eine gewisse Gleichwertigkeit auch der Standard bleiben wird; denn ob England wenige oder viele Schiffe bauen wird, Amerika wird keinen Schritt hinter ihm bleiben.

In dem Augenblick, in welchem der Kampf an Land oder auch nur an die Küste getragen werden wird, dürfte die Position Englands als rettungslos angesehen werden müssen.

Nehmen wir zunächst an, der Kampf werde an die amerikanische Küste getragen werden. Diese ist von ungeheurer Länge. Kann England auch nur in Erwägung ziehen wollen, die ganze Küste Amerikas zu blockieren? Es müsste seine Angriffe auf einzelne Punkte beschränken. Diese einzelnen Angriffe aber, selbst wenn sie für die Engländer erfolgreich sein sollten, würden für Amerika nur Mückenstiche sein, die ihm auch nur in geringem Maße ins Gewicht fallenden Schaden nicht zufügen könnten. Seine lange Küste würde es Amerika vielmehr in wohl allen Fällen ermöglichen, dem Angreifer in den Rücken zu fallen und ihn zu vernichten. England könnte dieses Angriffsspiel wiederholen, solange seine Reserven ausreichen: das Geschick der Angreifer würde immer das gleiche sein. Man bedenke dann weiter, wie gefährlich für England die Verproviantierung seiner Streitmacht sein würde; sie müsste wahrscheinlich ausschliesslich von der Heimat aus erfolgen; denn auf Kanada dürfte dabei nicht allzu viel gerechnet werden können, da Amerika dieses rechtzeitig und in vollem Umfange in Schach zu halten in der Lage sein würde. Dabei soll noch gar nicht die Möglichkeit veranschlagt werden, dass Kanada, so treu es am Mutterlande heute noch hängen mag, bei entsprechender Entwicklung des Kampfes dem Mutterland die Gefolgschaft versagt, vielleicht zum Gegner übergeht; jedenfalls könnte England nicht sein Haupt ruhig in dieses Untertanen Schoss legen.

Aber selbst den uns unmöglich erscheinenden Fall angenommen, dass England in einer ganzen Reihe grosser Schlachten an den amerikanischen Küsten absolut erfolgreich sein würde, was dann? Könnte England, selbst wenn die ganze amerikanische Küste ihm offen wäre, auch nur daran denken, Heere zu landen, um den Feind in seinem Lande zu bezwingen? Würden diese Heere, und wenn sie noch so stark und zahlreich wären, nicht am ersten Tage der Landung schon als verloren zu betrachten sein, in einem so ungeheueren Gebiete wie Amerika? Wir wissen, dass Russland nicht bezwungen werden kann, weil keine noch so siegreiche Macht sich in das weite Innere Russlands wagen darf, wo sie dem sicheren Untergang geweiht sein würde. Weit gefährlicher wäre es, selbst für die grösste und stärkste Macht, in das Gebiet Amerikas eindringen zu wollen, dieses Amerikas mit seinen unerschöpflichen Reserven an Kräften aller Art. Amerika würde also in dem nicht denkbaren ungünstigsten Falle einer völligen Niederlage seiner Flottenmacht niemals besiegt, kaum geschwächt sein.

Nun aber der andere denkbare Fall, dessen Eintreten nicht allein möglich, sondern sogar wahrscheinlich sein dürfte: der Angriff der Amerikaner auf England.

Da England gegenüber Amerika schon jetzt in der Defensive sich befindet und zweifellos immer in der Defensive bleiben wird, dürfte der Ausbruch des Konfliktes nicht erfolgen, solange die amerikanische Flotte der englischen nicht in jeder Hinsicht mindestens gleichwertig ist; und dass dies im gegebenen Zeitpunkt sein wird, erkennen wir heute schon an den fieberhaft betriebenen Vorbereitungen Amerikas, die sich nicht nur auf den Ausbau der Flotte erstrecken, sondern auch auf strategische und aussenpolitische Massnahmen.

Gehen wir also von dem Mindestmaass an Stärke der amerikanischen Flotte aus: beide Flotten sind gleich stark.

England muss mit seiner Flotte seine über die ganze Erde verzweigten Interessen schützen; überall wo englische Interessen wahrzunehmen sind, muss eine genügend starke Macht hinter ihnen stehen; und wenn an einem dieser vielen Punkte die Macht weggezogen werden würde, würde an dieser Stelle sofort ein erheblicher Schaden entstehen; denn das Zurückziehen der Macht würde in jedem Falle die Emanzipation der mittels dieser Macht niedergehaltenen Bevölkerung nach sich ziehen, weil — darüber ist keinerlei Zweifel — England in der ganzen Welt keinen Freund hat; weil es wohl gefürchtet, aber von niemand geliebt wird.

England könnte also, ohne von vornherein seine Weltmachtstellung opfern zu wollen, nur einen Teil seiner Flotte gegen die amerikanische einsetzen, während diese in voller Stärke sich auf den Gegner werfen könnte; denn wo immer Amerika Interessen zu wahren hat, braucht es, mit vielleicht ganz wenigen Ausnahmen, keine Schiffe zur Bewachung derselben einzusetzen; ja es braucht in einem Krieg mit England nötigenfalls kaum seine eigenen Küsten zu schützen, weil eben feindliche Angriffe auf seine Küsten ihm keinen erheblichen Schaden zufügen könnten. England spielt allerdings sehr zuversichtlich mit dem Gedanken, gegebenenfalls Japan auf Amerika zu hetzen; aber diese Politik wird versagen, weil die klugen Japaner klarer sehen als die Engländer, welchen Gang die politischen und kulturellen Entwicklungen nehmen; und weil sie erkennen, dass sie die ihnen mit grosser



Wahrscheinlichkeit in absehbarer Zeit zufallende bedeutende Führerrolle in Asien aufs Spiel setzen würden, wenn sie sich in irgendeinem Konflikt von England als Vorspann benutzen liessen, ganz abgesehen davon, dass es uns bedünken will, dass die Interessen Amerikas und Japans ohne sehr grosse Schwierigkeiten in Einklang gebracht werden können.

Bei dem so bedingten ungleichen Kräfteverhältnis wird möglicherweise England den Kampf auf hoher See zu vermeiden suchen, um mit umso grösserer Entschiedenheit Angriffe auf seine Küsten abwehren zu können. Trotz dieser Beschränkung auf die Verteidigung englischerseits wird Amerika über genügende Streitkräfte verfügen, um die englischen Flankenstellungen im Süden sowohl, wie im Norden anzugreifen, und wenn nicht vernichten, so doch so stark beschäftigen zu können, dass anderen amerikanischen Kräften die Annäherung an die irische Küste möglich sein wird. Irland aber wird die amerikanische Basis für den Angriff auf England sein. Amerika wird sich Irlands bemächtigen, umso leichter, als die irische Bevölkerung den Engländern zunächst passive Resistenz leisten und im geeigneten Augenblick sich auf die Seite der Amerikaner stellen wird. Einmal in Irland Fuss gefasst, wird Amerika eine kaum gehinderte Zufuhr von Reserven und Vorräten zu sichern wissen.

Und dann das Finale!

Der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein. Aber selbst in dem ganz unwahrscheinlichen Fall eines englischen Sieges in dieser Auseinandersetzung würden während dieser vernichtenden Kämpfe die unterdrückten Kolonialvölker sich erheben und Kraft genug haben, das englische Joch endgültig abzuschütteln.

Wenn also England den Geist der Zeit nicht versteht; wenn es sich der Konstituierung der Völkermacht mit dem Ziel der Beseitigung der Kolonialmacht widersetzt, so wird das Schicksal es erbarmungslos in die Knie zwingen.

Es wird der Verteidigung seines Kolonialbesitzes unsagbar schwere Opfer bringen; die Jugend- und Manneskraft Englands wird verbluten; es wird andere Völker in Krieg, Elend, Hunger stürzen, und — alles vergebens! Der koloniale Besitz wird unwiederbringlich verloren gehen. Aber das ist nicht das Schlimmste; die ungeheuren Verluste an Gut und Blut werden seine Lebenskraft so geschwächt haben, dass es nicht einmal mehr die Kraft und den Willen haben wird, an den grossen kulturellen und wirtschaftlichen Aufgaben mitzuarbeiten, die von der anbrechenden Zeit den führenden Nationen auferlegt werden, und die den Ruhm dieser Nationen der Geschichte für ewige Zeiten erhalten werden, während jene Phase der neuzeitlichen Kolonialmacht nur als Schmach der Menschheit registriert werden wird, wenn nicht spätere Geschichtsschreiber auf einer höheren Kulturstufe der Menschheit einen Dienst zu leisten wähnen werden, indem sie diese Schmach unterdrücken und ihre Kenntnis späteren Geschlechtern vorenthalten, oder wenigstens sie in Vergessenheit geraten zu lassen bestrebt sein werden.

Kann England, und mit ihm die anderen Kolonialmächte, wenn es nicht gewaltsam die Augen schliesst, nicht gewaltsam seine Ohren taub macht, im Zweifel sein, welchen Weg es zu gehen hat um seiner selbst und seiner Nachkommen willen? Sollte nicht gerade England in Erkennung der

Erfordernisse der neuen Zeit als erste Weltmacht die Tore dieser neuen Zeit aufschliessen und in sie hineinschreiten, gefolgt von allen, allen Nationen der Welt? Sollten die Führer Englands sich nicht bewusst sein, dass dieser Weg der einzige ist, der ihr Volk in eine ruhmvolle Zukunft geleiten kann; dass sie jetzt noch die Möglichkeit haben, die Führerrolle in die neue Kultur-epoche zu ergreifen; dass den einmal entschwundenen entscheidenden Augenblick ihnen keine Ewigkeit zurückgeben wird? Sollten die Führer Englands, die noch heute der fast tausendjährigen englischen Aristokratie entstammen, sich nicht bewusst sein, dass grosse Teile ihres Volkes mit unseren Ausführungen und Zielen sympathisieren und die unzeitgemässe imperialistische Kolonialpolitik verurteilen, weil sie sehen und fühlen, was greifbar in der Luft hängt: Die Unhaltbarkeit der alten Gwalttherrschaft mit der für England seit jeher charakteristischen hinterhältigen, intrigenhaften Diplomatie; die Befreiung der Unterdrückten; der unaufhaltsame Vormarsch der Herrschaft von Recht und Gerechtigkeit? Sollten diese Führer sich nicht bewusst sein, dass jene grossen Teile ihres Volkes dereinst Rechenschaft von ihnen fordern werden, wenn sie im entscheidenden Augenblick ihr Volk nicht den rechten Weg führen; sollten sie sich nicht bewusst sein, dass diese Rechenschaft blutige Gewalttaten auslösen kann, die nicht zurückschrecken werden vor einer völligen Vertilgung auch einer tausendjährigen englischen Aristokratie?

England steht heute am Scheidewege. Der eine Weg ist die gerade Verlängerung der seit Jahrhunderten verfolgten Richtung brutaler Machtherrschaft; der andere führt unmittelbar in das freundliche, friedliche Tor der Völkermacht; der eine führt zu gewaltsamem Verlust des Kolonialbesitzes, zu Krieg, Hunger, Elend, zu entsetzlichen Revolutionen im Lande; der andere zu freiwilliger Aufgabe des Kolonialbesitzes, zu ernster und edler Arbeit an grossen und neuen Kulturaufgaben; der eine zu Verfeindung mit der ganzen Welt, zu unauslöschlichem Hass, und als Folge davon zur Ablehnung englischer Waren, zum Verlust grosser Gebiete des Weltmarktes; der andere zu freundschaftlichem Zusammenarbeiten mit anderen Völkern, zu Anerkennung und Erfassung der neuen Kulturaufgaben, zur Erhaltung des Weltmarktes in grossem Umfange.

Und doch glauben wir, vorauszusehen, dass England das Ansinnen, freiwillig auf seinen Kolonialbesitz zu verzichten, mit Spott und Hohn zurückweisen, diejenigen für wahnsinnig erklären wird, die ein solches Ansinnen zu stellen wagen. Es wird erklären, dass ein freiwilliges Aufgeben des Kolonialbesitzes eine Revolution bedeuten würde, weit vernichtender, als die schlimmste bolschewistische Revolution. Eine solche Auffassung würde bis zu einem gewissen Grad berechtigt sein — aber auch nur dann — wenn die Umwälzung des Kolonialwesens von heute auf morgen erfolgen würde.

Dem soll und darf natürlich nicht so sein. Die Umwälzung muss zwar mit tunlichster Beschleunigung, aber doch mit Ruhe, Vorsicht, Sicherheit und Festigkeit, in grosszügiger Organisation und sachgemäßer Behandlung durchgeführt werden.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Zuerst also muss der Wille vorhanden sein, der allseitige Wille zur Konstituierung der Völkermacht mit den von uns gekennzeichneten Zielen.



Dass die Aufbringung dieses Willens den Kolonialmächten schwerer sein wird, als anderen Staaten, und von ihnen wiederum England, als der grössten Kolonialmacht, am schwersten, ist durchaus verständlich.

Bei der Einstellung der Kolonialmächte im allgemeinen und der England im besonderen wird niemand erwarten, dass sie aus Rücksicht auf Menschheit und Völkergemeinschaft sich zur Aufbringung solchen Willens ermannen. Das erwartet niemand; es ist auch gar nicht nötig. Sie sollen nur ihr eigenes Wohl, ihren eigenen Vorteil ins Auge fassen; sie sollen nur erwägen, ob der Eintritt in die Völkermacht diesen mehr dient, oder das Fernbleiben von ihr. Schon der Wille aber, diese Erwägung mit tiefem Ernst und tiefem Forschen anzustellen, entscheidet zugunsten der Völkermacht; denn ein ernstes und forschendes Erwägen kann keinen Zweifel lassen, dass im ureigensten Interesse nur der in das Tor der Völkermacht führende Weg eingeschlagen werden darf.

Die Nation, welche als Mitglied in die Völkermacht eintritt, muss deren Ziele wollen; und wenn alle das Gleiche wollen, wie kann die Erreichung der Ziele unüberwindliche Schwierigkeiten bieten können?

Wohl sind es gewaltige Aufgaben, die die Völkermacht zu erfüllen haben wird, und manchem wird schwindeln vor solcher Fülle von Aufgaben; ihre Bewältigung aber ist nur eine Frage der Organisation. Wohl wird und muss der Apparat der Völkermacht ein ungeheuer grosser sein; sein Funktionieren aber ist ebenfalls nur eine Frage der Organisation. Wohl bietet der Aufbau einer so gewaltigen Organisation schier unabsehbare Schwierigkeiten; und wohl wird, namentlich im Anfang ihrer Tätigkeit, mancher Fehlgreif unvermeidbar sein; aber der neue Geist, der alle beherrschen wird, der gute Wille, von dem alle beseelt sein werden, wird alle die Schwierigkeiten überwinden lassen.

Das Schema der Organisation, soweit es von vornherein bestimmt sein muss — den weiteren Ausbau bringt der Gang der Geschäfte automatisch mit sich —, ist keineswegs kompliziert.

Die Leitung der Völkermacht liegt bei dem Gremium, das sich, wie wir bereits ausführten, zusammensetzt aus von den einzelnen Staaten entsandten stimmberechtigten Vertretern, die, wie wir ebenfalls bereits ausführten, der Besten welche sein müssen, deren Auswahl die höchsten Anforderungen an moralische Gesinnung stellt, von denen jeder einzelne Gewähr bieten muss für völlige Einsetzung für die hohen Ziele der Völkermacht. Da diese stimmberechtigten Vertreter den Eid leisten müssen, in Ausübung ihrer Funktionen niemals die Sonderinteressen ihres Landes, sondern ausschliesslich die Interessen der Völkermacht zu vertreten; da sie somit in hohem Maße aus den Untertanenverpflichtungen gegen ihre Staaten ausscheiden, um dafür in einer überstaatlichen Macht höhere Pflichten zu übernehmen, werden die nimmer endenden Völkerbundsstreitigkeiten und Schachergeschäfte bei Verteilung der Ratssitze der Völkermacht fernbleiben; denn jeder Staat darf von jedem einzelnen Beamten der Völkermacht die Wahrung seiner Interessen in dem gleichen Maße erwarten, wie von den von ihm abgeordneten Vertretern; ja die Völkermachtsbeamten müssen so über jedem Zweifel überparteilich sein, dass es nicht als eine Absonderlichkeit auffallen darf, wenn der eigene Abgeordnete gegen einen Antrag seines Landes stimmt, während

vielleicht die meisten anderen für ihn stimmen. Das Vertrauen eines jeden Staates zu jedem einzelnen Beamten der Völkermacht wird umso grösser werden, mit umso grösserer Entschiedenheit das Gremium von dem ihm zustehenden Recht Gebrauch machen wird, diejenigen seiner Mitglieder auszuschliessen, denen nachgewiesen werden kann, dass sie irgendwelche Sonderinteressen vertreten, dass sie den ethischen Pflichten ihres hohen Amtes nicht gewachsen sind.

Das Gremium, das in Wahrheit die Völkermachtregierung bildet, beruft nach seinem Ermessen, nach den gleichen Prinzipien und den gleichen Gesichtspunkten, nach denen seine Mitglieder berufen worden sind, die untergeordneten Beamten und Sachkundigen, ohne dabei an irgendwelche Vorschriften gebunden zu sein, diese Beamten und Sachkundigen nach einem bestimmten Verhältnis aus den verschiedenen Ländern zu berufen. Es hat nur die eine Verpflichtung: die Besten auszusuchen, wo immer sie zu finden sind.

Das Gremium — bezeichnen wir es endgültig als „Völkermachtregierung“ —, also die Völkermachtregierung ist berechtigt, ausser dem ständigen Beamtenstab jederzeit nach freiem Ermessen, ebenfalls immer nur nach den gleichen Gesichtspunkten, für bestimmte Aufgaben besonders geeignete Persönlichkeiten für vorübergehende Zeit zu berufen, wobei ein Hauptaugenmerk darauf zu legen sein wird, dass diese zwar ausreichend bezahlt werden, aber auch die Berufungen als höchste Auszeichnungen der ganzen Welt zu betrachten sind.

Die Bezahlung der Völkermachtsbeamten muss eine reichliche sein, entsprechend den hohen Anforderungen, die an diese gestellt werden.

Ein oberflächlich Urteilender wird bei dem Gedanken an die Völkermachtregierung und ihren Apparat vor den hohen Ausgaben für denselben erschrecken. Wohl sollen alle Beamten hoch bezahlt werden; wohl wird der Apparat ein sehr grosser sein; wohl wird für seine Unterhaltung eine Summe aufzuwenden sein, deren Höhe als schwindelerregend erscheint: sie kann aber so nur erscheinen bei oberflächlicher Betrachtung. So gross diese Summe auch sein mag, sie wird noch nicht den hundertsten Teil ausmachen von den Summen, die heute von den Völkern für Erhaltung ihrer Militärmacht aufzuwenden sind, die aber nach Einsetzung der Völkermacht in Wegfall kommen werden. Sie fällt umsoweniger ins Gewicht, wenn man berücksichtigt, welche Unsummen Kriege verschlingen würden, die durch die Völkermacht werden verhütet werden; wenn man berücksichtigt, wie viele laufende Ausgaben dem einzelnen Staat durch das Wirken der Völkermacht werden erspart werden.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, dass für eine Kolonialmacht von der Grösse der englischen die Entscheidung an jenem Scheideweg schwer ist, weil die Folgen, zunächst mehr im Falle einer Entscheidung für die Völkermacht, als im anderen Falle, von weittragender Bedeutung sein werden, weil diese Entscheidung eine Umgestaltung auf allen Gebieten nach sich ziehen wird; eine Umstellung, wie sie dem englischen Volk nie zuvor auferlegt ward.

Es wäre, wenn auch kurzsichtig, so doch keineswegs ganz unverständlich, wenn England vor einer so gewaltigen Umstellung zurückschrecken würde; wenn es auch bei voller Erkenntnis, dass im Falle seines Beharrens



auf jetzigem Wege das Ende seiner Kolonialmacht in erkennbare Nähe gerückt sein würde, dieses verhängnisvolle Beharren der ungeheueren Umstellung vorziehen würde, wenn es gleich einem Verzweifelnden, der vor dem Bankrott steht, lieber auf ein mögliches Wunder der Errettung wartet, als den schmerzhaften, aber heilenden Schnitt zu tun.

Jedenfalls hat England, und mit ihm jede Kolonialmacht, einen Anspruch darauf, genau wissen zu wollen, wie seine Interessen bei seiner Unterwerfung unter die Völkermacht, also bei einem freiwilligen Verzicht auf den Kolonialbesitz, gewahrt werden sollen.

Das wichtigste, das die Völkermacht für die Kolonialmächte zu tun verpflichtet wäre, ist, die Umgestaltung und Umwälzung, ohne ihren Zielen Abbruch zu tun, in einer Weise vorzunehmen, die den Kolonialmächten ermöglicht, ihre eigene, namentlich wirtschaftliche Umgestaltung, zwar mit aller möglichen Beschleunigung, aber doch mit der unerlässlichen Mühe durchzuführen.

Ein freiwilliger Verzicht auf den Kolonialbesitz muss zur Voraussetzung die Gewähr haben, dass mindestens in den gleichen Zeitmaßen, in denen die koloniale Umgestaltung durchgeführt werden soll, alle Zollschranken zwischen den Staaten, die als Mitglieder der Völkermacht beigetreten sein werden, beseitigt werden; dass also jedem Lande jeder Markt ohne jede Zollbelastung offen steht; dass also jede Kolonialmacht in der Lage ist, für einen eventuellen Verlust bisheriger Absatzgebiete sich andere Märkte zu erwerben.

Die Beseitigung aller Zollschranken ist demnach die unerlässliche Voraussetzung für die Beseitigung der Kolonialmacht.

Wir führten bereits an dem Beispiel des früheren Deutschland der Kleinstaaterei aus, dass Bedenken gegen die Aufhebung von Zollschranken nicht berechtigt sind; dass durch Aufhebung der Zollschranken im einzelnen wohl Verschiebungen, im grossen Ganzen aber keine wesentlichen Veränderungen herbeigeführt werden können.

Auch die Aufhebung der Zollschranken wird bei allen Völkern Umstellungen nötig machen; aber in keinem Falle werden diese Verluste bringen, die nicht in absehbarer Zeit wieder eingeholt werden könnten.

Dass jetzt, schon seit Jahren und Jahren, die gesamte Wirtschaft Europas, ja der Welt, an einer schweren Absatzkrise leidet, ist nicht zum geringsten darauf zurückzuführen, dass alle Länder die Zolloschrauben stark angezogen, die Friedensverträge eine grosse Anzahl neuer kleiner Staaten gebilde geschaffen haben, die an ihren Grenzen unnatürlich hohe Zollmauern errichtet haben, einerseits um sich die nötigen Mittel zur Ausbalanzierung ihrer notleidenden Budgets zu verschaffen, andererseits um gewaltsam Industrien im Lande grosszuziehen.

Alle Erhebung von Einfuhr- und Ausfuhrzöllen ist nicht mehr zeitgemäß; sie ist so wenig zeitgemäß, wie Schutzwälle um die Städte es sind; sie muss beseitigt werden; die neue Zeit hat keinen Raum mehr für derartiges nutzloses Gerümpel.

Die beiden Stützen der Zollpolitik: die Schaffung von Einnahmen und der Schutz der Inlandindustrien, sind morsch geworden, tragen das Gebäude nicht mehr.

Die Zölle sind Steuern, die von den eigenen Staatsuntertanen gezahlt werden müssen. Alle Staatsmittel müssen von den Steuerzahlern aufgebracht werden. Es ist demnach ganz gleich, in welcher Form und unter welcher Bezeichnung von ihnen die Steuern erhoben werden. Wenn deshalb der Steuerzahler keine Zölle mehr zu zahlen hat, so kann er das dadurch ersparte Geld in anderer Form als Steuern abführen.

Nach dieser einen Richtung würde also die Aufhebung der Zollschranken nur eine Umwandlung der Steuergesetze erforderlich machen. Anders ist es mit dem Schutz der Industrien.

Wenn man die Wirtschaftspolitik der Industrieländer im abgelaufenen halben Jahrhundert Revue passieren lässt, muss man erkennen, dass es der Hochschutzzpolitik gelungen ist, Industrien ins Leben zu rufen und zu grosser Bedeutung aufzuziehen. Ganz besonders trifft das auf die Vereinigten Staaten von Amerika zu, die vor einem halben Jahrhundert anfangen, Zölle zu erheben in so enormer Höhe, dass ganz Europa in maßloses Staunen, noch mehr in maßlose Wut geriet.

Wenn auch zugegeben werden muss, dass diese Politik enormen Zollschutzes Amerika auch manchen Schaden zugefügt hat, so unterliegt es andererseits keinem Zweifel, dass es sein Ziel in vollem Umfang erreicht hat, gegen das jene Schäden nicht ins Gewicht fallen können: Es hat Industrien ins Leben gerufen von Ausmaßen, die damals, als die Hochschutzzpolitik einsetzte, selbst ein Jules Verne nicht zu träumen gewagt haben würde.

Was aber vor einem halben Jahrhundert richtig und gut war, braucht es heute nicht mehr zu sein; es ist es auch heute, an der Schwelle einer neuen Zeit, nicht mehr.

Auf keinem Gebiete haben sich in den letzten Jahrzehnten so gewaltige Wandlungen vollzogen wie auf dem der Industrie; grössere vollziehen sich gegenwärtig auf ihm; noch grössere werden sich in absehbarer Zeit vollziehen.

Es ist ausser Frage, dass die Höhe der Zölle eine bestimmte Grenze nicht überschreiten kann im Interesse der eigenen Bevölkerung; denn es ist heute nicht mehr angängig, den Konsum gewisser Auslandswaren, und seien es auch Luxusartikel, absolut zu untersagen; kein Volk lässt sich das von seiner Regierung mehr bieten. Das Ueberschreiten einer bestimmten Höhe der Zölle aber würde einem solchen Verbot gleichkommen.

Das Ausmaß der Einfuhrzölle kann heute auch deswegen nicht mehr überspannt werden, weil jedes Land, welches Waren einführt, andere Waren ausführt; und deshalb gezwungen ist, dem Auslande, das es als Kunden erwerbend oder erhalten will, in der Normierung seiner Einfuhrzölle entgegenzukommen. Diese gegenseitigen Entgegenkommen sind heute die wesentlichen Bestandteile der Handelsverträge, deren Zustandekommen infolge des endlosen Feilschens immer schwerer wird und Verstimmungen auslöst, die das Nebeneinanderleben so wenig erfreulich gestalten.

Einen Nutzen von Schutzzöllen könnte heute ein Land nur haben, wenn es nicht, oder nur in geringem Maße exportieren würde; ein solches Land aber gibt es nicht mehr und kann es nicht geben, weil eine Einfuhr ohne Ausfuhr das Land sehr bald aller Barmittel berauben und damit die weitere Einfuhr unmöglich machen würde.



Je mehr sich in einem Lande die Höhe der Ausfuhr der der Einfuhr angleicht, umso weniger ist die Aufrechterhaltung seiner Zollschranken innerlich berechtigt; ja sie ist in Wirklichkeit von Schaden, wenn man bedenkt, welche gewaltige Unterhaltungskosten der Zollapparat verursacht; und wenn man bedenkt, wieviel angenehmer und ungefährdeter der Handelsverkehr mit anderen Ländern wäre, wenn die aus den Zollschikanen erstehenden Verstimmungen gänzlich ausgeschaltet werden könnten.

Mancher Staatsmann ist sich dessen voll bewusst, muss aber gegen seine Ueberzeugung und gegen seinen Willen an der alten Zollpolitik festhalten, weil andere Völker nicht von ihr lassen. Ein Aufatmen aber würde durch die Reihen der denkenden Staatsmänner gehen, wenn alle Völker die lästigen, unzeitgemäßen Zollschranken beseitigen würden.

Selbst die denkbar höchsten Schutzzölle aber können heute die Erzeugnisse einer in hohem Grade leistungsfähigen Industrie nicht mehr von der Einfuhr ausschliessen, weil die höhere Leistungsfähigkeit der ausländischen Industrie Preise ermöglicht, die einschliesslich der höchsten Zollsätze noch immer unter den Preisen der Inlandserzeugnisse liegen. Das bekannteste Beispiel dafür gibt die amerikanische Automobilindustrie. Diese Industrie arbeitet nicht allein mit den neuesten und besten Errungenschaften der Technik, sondern auch mit einer überaus rationellen Ausnutzung der Arbeitskraft, und zwar in einem Maße, das trotz des offen daliegenden Vorbildes noch von der Industrie keines anderen Landes erreicht wird.

Der amerikanischen Automobilindustrie steht wegen ihrer beispiellos niedrigen Verkaufspreise bei guten Qualitäten jeder Markt offen; kein noch so hoher Schutzzoll vermag sie zurückzuhalten.

Was die amerikanische Automobilindustrie bewiesen hat, beweisen heute bereits noch andere Industrien, werden morgen viele beweisen.

Da nun keine nennenswerte Industrie sich auf den Inlandsmarkt beschränken kann, sondern auch exportieren muss, wird und muss jede Industrie trotz höchsten Zollschatzes zugrunde gehen, die sich nicht ermannen kann, sich technisch umzustellen nach dem Muster der amerikanischen Industrie.

Die Gewähr für das Gedeihen einer Industrie liegt also heute nicht mehr im Schutzzollsystem, sondern einzig und allein in der technischen Höchstleistung. Wer das nicht erkennt, nicht schon erkannt hat, darf sich nicht wundern, wenn seine Industrie erstirbt.

Das Moment der technischen Höchstleistung bedingt neuerdings auch eine Umgestaltung der Rohstoffversorgung.

Bei den bisherigen Fabrikationsmethoden zogen die Industrien die Rohstoffe an; jetzt kehrt das Erfordernis der Höchstleistung diese Gestaltung völlig um: jetzt ziehen die Rohstoffe die Industrien an. Es ist ein einfaches Rechenexempel, dass die Gestehungskosten eines Fertigfabrikates erheblich herabgemindert werden, wenn, verbunden mit allen Errungenschaften der Technik und der Rationalisierung von Zeit und Arbeitskraft, durch Verlegung der Industrien an die Produktionsstätten der Rohstoffe der Zwischenhandel mit Rohstoffen und Halbfabrikaten, wie Gespinsten und dergleichen, ausgeschaltet wird, wenn Transportkosten, Kapitalzinsen und anderes mehr gespart werden.

Mit dieser Gestaltung muss die Zukunft rechnen; sie ist im Werden und keine Macht der Erde vermag sie aufzuhalten, wenn auch naturgemäß diese Gestaltung nur sehr langsam sich vollziehen wird, weil hochkultivierte Industrien nicht an jeder beliebigen Stelle der Erde hervorgezaubert werden können. Dass aber eine Hervorbringung leistungsfähigster Industrien an beliebigen Stellen möglich ist, hat uns Amerika bewiesen; und dieser Beweis sollte uns lehren, nicht die Achseln zu zucken über ein vermeintlich wahn-sinniges Unterfangen, sondern alle unsere Kräfte aufzuwenden, uns rechtzeitig umzustellen, damit einst die andere Zeit uns anders finde, das heisst: gewappnet gegenüber solchen einschneidenden Umgestaltungen.

Ogleich also diese Umgestaltung nur langsam vor sich gehen kann, dürfen wir doch schon jetzt keine Zeit verlieren, unsere Maßnahmen zu treffen; denn wenn auch die Erzeugnisse unserer fern von den Produktionsstätten der Rohstoffe gelegenen Industrien noch lange Zeit werden gebraucht werden, so kann sich für diese bald fühlbar machen, dass die an den Produktionsstätten errichteten Industrien, namentlich wenn sie von Amerikanern errichtet wurden, die alten Industrien unterbieten können, sodass diese befürchten müssen, in nicht zu ferner Zeit unrentabel zu werden.

Es sei nochmals hervorgehoben: Keine Macht der Erde vermag, diese im Zuge befindliche Umgestaltung aufzuhalten; auch England nicht. Aber gerade der Engländer ist in dieser Beziehung von einer ans Unglaubliche grenzenden Unempfindlichkeit und Beschränktheit. Man braucht nur einen Blick in seine Fabriken zu werfen, um sofort zu erkennen, wie rückständig seine Betriebe sind gegenüber den deutschen, noch mehr den amerikanischen. Seit mehr als einem halben Jahrhundert hat er seine Fabrikationsmethoden nicht oder kaum geändert. Die durch den Bergarbeiterstreik offenbar gewordene grandiose Rückständigkeit hat jetzt endlich den Entschluss gezeitigt, die primitivsten Betriebe des Kohlenbergbaus den neuzeitlichen Erfordernissen anzupassen und Verbesserungen an ihnen vorzunehmen, die andere Völker in ihren Betrieben vor mehr als fünfzig Jahren vornahmen. Ob freilich dieser Entschluss, den England in die Welt hinausposaunte, auch ernstlich durchgeführt werden wird, erscheint bei der Mentalität des Engländerns durchaus als fraglich.

Wer die geschichtlichen Zusammenhänge zu überschauen, dem Lebensstrom zu folgen, das kulturelle Werden zu erkennen vermag, fasst sich an den Kopf, wenn hervorragende Stellen in England — hervorragend insofern, als sie in England führend sind — heute noch Aeusserungen tun, die bezeugen, dass der Engländer aus der Vergangenheit nichts gelernt hat; dass er als einziger heute noch nicht fühlt, dass eine neue Zeit im Herankommen ist, die alte Methoden und Anschauungen mit Entschiedenheit verwerfen und neue Forderungen mit ebensolcher Entschiedenheit stellt; dass er noch immer nicht erkannt hat, dass es für die Erhaltung seiner Industrie nur das einzige Mittel gibt, sie durch Verbesserungen so leistungsfähig zu gestalten, wie es die der jugendfrisch vorwärtstrebenden Völker sind. Anstatt das zu tun, sinnt er schon wieder auf Mittel, leistungsfähiger werdende Konkurrenten erschlagen zu können. Es ist geradezu witzig, zu sehen, wie England, das vor dem Krieg Deutschland für den Feind hielt, weil seine Industrie sich zu hoher Blüte entwickelt hatte, das nach dem Krieg, nach Vernichtung dieses Gegners diesem gegenüber zuweilen eine Gönnermiene



aufsteckte; jetzt, da es merkt, dass der junge deutsche Recke etwas vollbringt, das zu vollbringen England für unmöglich hielt, das ihm kaum ein anderes Volk nachmachen können dürfte; dass dieser Recke trotz der furchtbarsten Knebelung sich wieder streckt und dabei eine Fessel nach der anderen sprengt; dass er wieder anfängt, Vernichtetes aufzurichten, schier erschrocken stutzt. Jetzt, da es sieht, dass dieser junge Recke sich anschickt, in Erkennung der neuen Zeit Umgestaltungen vorzunehmen, die es ihm für notwendig erscheinen lassen, engere Verbindungen mit der französischen Industrie einzugehen, schreit England schon wieder hinter ihm her: „Haltet den Dieb!“ Und schon fängt es wieder an, Deutschland in der Welt zu verdächtigen, um zu verhindern, dass solche Verbindungen eingegangen werden, die der englischen Industrie das Leben schwer machen könnten. Witzig ist diese Erscheinung umsomehr, als die englische Industrie von der deutschen aufgefordert worden war, mit ihr solche engere Verbindung einzugehen, diese Aufforderung aber ablehnte, weil sie eben nicht zu erkennen vermochte, um was es geht.

Schon fängt England wieder an, in alten Angstvorstellungen an Konkurrenzfieber zu leiden. Es vergeht kein Tag ohne einen günstigen Kohlenbericht aus dem Ruhrgebiet, ohne die Meldung eines deutschen Kontraktabschlusses oder steigende Börsenkurse. Die britische Elektrizitätsindustrie ist kürzlich in einer längeren Untersuchung zu dem Ergebnis gekommen, dass der Dawes-Plan sie vom Weltmarkt verdrängen muss, weil er die Löhne des deutschen Arbeiters drückt. Der grosse industrielle Verband fordert daher die Revision dieses Planes. Die „Daily Mail“ verurteilt jedes Entgegenkommen Deutschland gegenüber, weil eine Politik des Entgegenkommens nur den Konkurrenten wieder grosszüchte.

England ist unverbesserlich und muss deshalb, wenn nicht in letzter Stunde noch die Einsicht kommt, den Weg zu seinem Untergang, den wir alle wahrhaftig nicht wünschen, gehen. England ist unverbesserlich, weil ihm die Fähigkeit mangelt, seine Borniertheit, seine Ueberheblichkeit zu erkennen und abzulegen, die es blind machen gegen das Neue, das die ganze Menschheit bereits sieht.

England war Jahrhunderte lang anderen Völkern überlegen durch die hervorragenden diplomatischen Leistungen seiner Staatsmänner. Diese Jahrhunderte alte Ueberlegenheit aber ist heute ein Fluch für England, weil sie eine Ueberheblichkeit des Engländeriums grossgezüchtet hat, die nur als Beschränktheit bezeichnet werden kann, umsomehr als dem Engländer infolge seiner einseitigen Erziehung ein höherer Grad Denkvermögens abgeht, der ihn befähigen könnte, das kulturelle Werden ebenso zu erkennen wie denkende Menschen.

Alle diplomatischen Listen, und wenn es sie vertausendfacht; alle militärischen Rüstungen werden England nicht in den Stand setzen, jene Umgestaltungen zu verhindern.

Wenn es nicht die Kraft aufbringen wird, sich ihnen anzugleichen, wird es vom Schicksal rücksichtslos beiseite geschoben werden; wenn es sich ihnen widersetzt, erbarmungslos zermalmt.

Seine viele Jahrhunderte alte Behaglichkeit, die der Engländer als höchstes Gut schätzt, muss er freilich aufgeben; er muss arbeiten, wie andere arbeiten müssen. Die neue Zeit hat nicht Raum für Drohen; sie ver-

langt, dass jeder im Schweisse seines Angesichts sein Brot esse, nicht aber sich, wie es der Engländer bis heute zu tun liebte, vom Schweisse anderer ernähren lässt.

Insoweit wird die neue Zeit, die nächste Kulturepoche, einen Zug des Kommunismus aufweisen, der, nichts weniger als ein Unglück, sich der ganzen Menschheit aufprägen wird; dem keiner, auch der Engländer nicht, wird ausweichen können.

Nehmen wir aber doch den, leider unwahrscheinlichen, Fall an, dass England sich noch besinnt; dass es aufmerkt auf den Pulsschlag der neuen Zeit; dass es bereit ist, sich auf allen Gebieten, namentlich dem industriellen und wirtschaftlichen, den Erfordernissen der Weltwirtschaft und der Kultur entsprechend, umzustellen und damit die einzig mögliche Grundlage für sich schafft, in der künftigen Weltwirtschaft überhaupt eine Rolle mitzuspielen.

Diese *conditio sine qua non* vorausgesetzt — sie müsste von England in gleicher Weise auch erfüllt werden, wenn es im Besitz seiner Kolonialmacht verbleiben würde —, hat also England bei seinem Eintritt in die Völkermacht zunächst die Gewähr, dass durch völlige Aufhebung aller Zollschranken in angemessen kürzester Zeit ihm alle Märkte in gleicher Weise offenstehen werden, wie jedem seiner Konkurrenten; dass es also, wenn es arbeitet wie die anderen, und seine Industrie und Wirtschaft wissenschaftlich behandelt wie die anderen, es keinen Konkurrenten zu fürchten braucht.

England braucht ebenso wenig wie die anderen auch jene Umgestaltung zu fürchten, welche die Industrien nach den Produktionsstätten der Rohstoffe zieht, weil diese Umgestaltung sich nur in langsamem Tempo vollziehen kann und somit aufgeweckten und wachsamem Völkern Zeit genug lässt, sich rechtzeitig Ersatzindustrien aufzubauen. England möge dabei an Deutschland denken, dessen Industrien noch mehr als die englischen von ausländischen Rohstoffen abhängig sind. Und trotzdem ist den deutschen Wirtschaftlern und Industriellen keinen Augenblick bange vor jenen gewaltigen Umgestaltungen. Wie viele neue Industrien sind in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland zu grosser Blüte gelangt, die von ausländischen Rohstoffen nicht abhängig sind! Man denke nur an die Herstellung von Kunstseide, von Stickstoff, von Farben und vielen anderen chemischen Produkten. Und weil der Deutsche seine Industrie wissenschaftlich betreibt; weil er nicht die Behaglichkeit vor die Arbeit setzt, sondern den Schweiss vor den Ruhm und den Lohn; weil er seine ganze Kraft an sein Werk setzt, ist ihm nicht bange um die Zukunft, mögen kulturelle und wirtschaftliche Umwälzungen über ihn kommen, so viele ihrer wollen und in welchem Ausmass immer. Sein geschärfter Geist, sein klares Auge, sein Gefühl für das Notwendige werden ihn von Erfindungen zu Erfindungen führen, so dass der Verlust alter liebgewordener Industrien ihn nicht allzu viel schmerzen, ihn vielmehr anspornen wird zu neuem Denken und Schaffen.

Eine solche Sprache mag seinerseits dem Engländer als überheblich erscheinen; aber es ist doch ein Unterschied zwischen dieser deutschen Ueberheblichkeit und der englischen. Hinter der deutschen Ueberheblichkeit steckt etwas, an ihrer Sprache ist jedes Wort wahr; hinter der englischen steckt



nichts, ihr Denken ist hohl. Dazu kommt, dass wir, bei Gott, diese Sprache nicht führen, um uns zu brüsten, sondern einzig und allein, um England zu zeigen, dass Erlerntes und Erarbeitetes eine gewisse Zuversicht verleihen, ein gewisses Selbstvertrauen, das uns gestattet, furchtlos den geraden und ehrlichen Weg zu gehen; das uns keinen Konkurrenten fürchten lässt; das in uns niemals auch nur den Gedanken aufkommen lassen kann, einen Konkurrenten mit unehrlichen Waffen bekämpfen, oder gar ihn meuchlings totschlagen zu wollen.

Der deutsche Denker würde es als ein tiefes Unglück für Deutschland betrachten, wenn der Deutsche nicht überall schwer mit der Konkurrenz zu kämpfen haben würde; denn Konkurrenzlosigkeit macht, wie das Beispiel Englands zeigt, geniesserisch, schlaff, denkfaul. Nur schwerer Konkurrenzkampf erhält die Schaffenskraft, Elastizität, Anpassungsfähigkeit und Erfindergabe; er allein schafft ein Uebermass an Kraft, das uns Unglücksfällen und Umwälzungen, wie sie auch kommen mögen, gewachsen sein lässt; und verleiht uns die Ruhe und die Sicherheit, ohne die schwere Krisen nicht zu überwinden sind.

Immer also Englands Anpassungsfähigkeit und Anpassungswillen vorausgesetzt, würde durch die Aufhebung aller Zollschranken England bei einem freiwilligen Verzicht auf Kolonialmacht in Hinsicht auf Absatzgebiete keineswegs ungünstiger gestellt sein, als jedes andere Industrievolk.

England aber hat darüber hinaus noch die Möglichkeit, sich neben dem Offenstehen aller Märkte einen kaum einbringlichen Vorsprung zu schaffen, wenn es die Zeit des Abbaues der Kolonialmacht zu nützen verstehen wird, und zwar in der Weise, dass es entsprechend den Intentionen der Völkermacht die Loslösung von seinem Kolonialbesitz in einer Form vollzieht, die ihm die Freundschaft der Kolonialvölker gewährleistet.

Das freilich bedingt wiederum eine nicht unwesentliche Umstellung des Engländerturns, eine Umstellung nach psychologischen Gesichtspunkten.

Die Engländer haben alle die Jahrhunderte hindurch in den Kolonien mit Gewalt geherrscht und nirgends das Bestreben an den Tag gelegt, die von ihm beherrschten Völker seelisch sich zu nähern; und selbst wenn die zuweilen Saiten der Liebenswürdigkeit aufzogen, so konnte das nicht verfangen, weil die Liebenswürdigkeit nur Maske war und als solche immer auch erkannt wurde. Es sei immer wieder hervorgehoben: England wird in der Welt gefürchtet, aber von niemand geliebt; und wenn die Kolonialmacht unvermittelt, von heute auf morgen, aufgehoben werden würde, so dürften alle Kolonialvölker, wie von einem schweren Alp befreit, aufatmen und in den abziehenden Engländern den Erbfeind sehen und sie jedenfalls bis auf lange Zeit als solchen betrachten.

Zu den wertvollsten Imponderabilien im Völkerverkehr gehörten von jeher die freundschaftlichen Beziehungen — die ehrlich freundschaftlichen —, und sie werden in der neuen Zeit eine noch weit wichtigere Rolle spielen.

Es sind wiederum die Franzosen, die dieses Moment gegenüber der kolonialen Bevölkerung immer hervorkehrten und sich damit Freundschaften und Sympathien erwarben, die von fast unbegrenzter Dauer sind. So wird heute noch in manchen überseeischen Gebieten, die Frankreich vor länger als einem Jahrhundert verlor, die französische Sprache gesprochen;

werden heute noch französische Sitten und Gebräuche gepflegt; und die Zuneigung zu Frankreich ist eine offenkundige, natürliche, ehrliche. Aus dieser Zuneigung zieht Frankreich nach wie vor Nutzen; denn wo immer und mit Liebe gepflegt, während die Beziehungen zu ihm aufrecht erhalten oder weniger auf kühler Berechnung beruhen.

Wie hoch die auf psychologischen Grundlagen beruhende Kolonisation und Durchdringung der Franzosen einzuschätzen ist, erkennt man staunend in den Balkanländern, die Frankreich kolonisierte, ohne sie jemals besessen zu haben. Frankreich hat seit langen Zeiten die Herzen der Balkanvölker erobert, hat ihnen seine Sprache gebracht, seine Kultur, seine Sitten; und diese haben bei viel grösseren Teilen dieser Völker, als Fernstehende auch nur zu vermuten vermögen, Eingang gefunden, und sind so fest verankert, dass ein jemaliges Losreissen gar nicht denkbar erscheint. Von welchem grossen Nutzen für den französischen Handel diese Seelenfreundschaften sind, erkennt man in diesen Ländern auf Schritt und Tritt.

Wenn die Engländer es über sich vermögen werden, während der Zeit der Loslösung von der Kolonialmacht das nachzuholen, was sie in all den Jahrhunderten versäumten, so schwer es ihnen auch sein mag; ihnen, die in ihrer Ueberheblichkeit es bewusst ablehnten, sich anderen zu nähern; die beanspruchten, dass man sie suche; wenn sie es über sich vermögen werden, um die Herzen ihrer Kolonialvölker zu werben: dann werden sie, deren Waren jene Märkte beherrschen, diese Märkte auch behaupten, und damit beim Fallen der Zollschranken allen anderen Völkern gegenüber einen Vorsprung haben, den sich zu erhalten, nur an ihnen liegen wird.

Aber, aber! Wird der Engländer nicht lieber in die Grube fahren wollen, als zum ersten Mal in ehrlicher Absicht um Freundschaft werben?

Nun, es wird nicht anderer Schuld sein, wenn England in der neuen Zeit nicht mit an der Spitze der Völker stehen wird.

Die Befreiung der unterdrückten Völker, die Unabhängigkeit der Kolonien kann sich natürlich nicht überall in gleichem Tempo vollziehen; diese wird sich vielmehr nach dem Umfang des umzustellenden Apparates, nach dem kulturellen Stand und manchen anderen Umständen zu richten haben.

Den Anfang der Befreiung wird in jedem Fall ein Antrag der Kolonie bei der Völkermacht auf Unabhängigkeitserklärung bilden.

Es darf angenommen werden, dass sofort nach Konstituierung der Völkermacht die meisten Kolonien derartige Anträge stellen werden. Und doch werden wir erleben, dass eine oder die andere Kolonie, zufrieden mit ihrem gegenwärtigen Schicksal, einen solchen Antrag nicht stellen wird. Wenn aber eine Kolonie in ihrem gegenwärtigen Abhängigkeitsverhältnis verbleiben will, so soll kein Mensch auch nur den Versuch unternehmen, diese Kolonie umzustimmen; denn die neue Zeit fordert nur die Befreiung unterdrückter Völker; und wenn eine Kolonie im Abhängigkeitsverhältnis verbleiben will, so fühlt sie sich eben nicht unterdrückt.

Zu den Kolonien, die einen Antrag nicht stellen werden, dürfte voraussichtlich Australien gehören, das, wie bei jeder Gelegenheit offenbar wird, sich als Pflanzstätte Englands im eigentlichen Sinne betrachtet und mit dem Mutterland so eng verwachsen ist, dass eine Loslösung in absehbarer Zeit



kaum in Frage kommen dürfte. Dass dem so ist, beruht auf einem ganz natürlichen Zustand.

Bei Australien handelt es sich ebenso, wie im 18. Jahrhundert bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht um unterjochte Völker, denn die unterjochten Eingeborenen, die ursprünglichen Bewohner und Besitzer dieses Erdteils, sind von den Kolonisten völlig ausgerottet worden. Die heutigen Australier sind im wesentlichen Engländer, die vorige Generation vielfach noch in England geboren, und fühlen sich in Australien auf englischem Boden, auf Heimaterde. Es wäre deshalb fast unverständlich, wenn die Australier die Emanzipation erstreben würden; denn die Umstände, die im 18. Jahrhundert die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Nordamerikas bedingten und herbeiführten, obwalten in Australien nicht; obwalten deshalb nicht, weil die Engländer aus dem amerikanischen Unabhängigkeitsunglück genug gelernt hatten, um in Australien rechtzeitig die Umstände zu beseitigen, die den Australiern die Unabhängigkeit als unerlässlich erscheinen lassen könnten.

Und dabei ist der australische Engländer ein anderes Gebilde als der europäische, insofern als er minderwertiger ist als dieser; so minderwertig, dass es dem englischen Aristokraten Ueberwindung kostet, mit dem Australier die Hand zu schütteln. Solches aber empfindet der australische Engländer nicht; er gibt sich in Australien, in bewusstem Engländertum und stolz auf dieses, so überhebend und dünkeltum wie der Aristokrat im Mutterlande; ja er hat auch die dreieinige Gottheit der englischen Aristokraten zu seinem Idol erhoben: Home, Sport, Church. Wenn der englische Aristokrat nur unwillig dem australischen Engländer die Hand schüttelt, so kann man das durchaus verstehen; denn der Australier entstammt dem übelsten Auswurf der englischen Gesellschaft. Wir haben gesehen, wie lange und in welchem Umfange England seine Verbrecher nach Australien deportierte; wir haben gesehen, wie dieses Verbrechergesindel in Australien hauste; wie es im Kot sich wälzte. Das ist noch gar nicht lange her; noch die Grossväter der heutigen mannhaften Jugend bildeten dieses im Kot sich wälzende Gesindel. Wenn auch inzwischen mancher sittlich gesunde Europäer in Australien einwanderte, so ist doch nicht wegzuleugnen, dass in den meisten australischen Engländern von heute Blut jenes Verbrechergesindels kreist. Wer jemals sich mit dem Vererbungsproblem beschäftigte, hat mit Erstaunen festgestellt, welche ungeheure Rolle die Vererbung in der Gestaltung körperlicher, geistiger und seelischer Eigenschaften spielt; hat mit Erstaunen festgestellt, dass Vererbungen nicht bloss unmittelbar von Eltern auf Kinder, sondern auch von Grosseltern und Urahnen auf Enkel und Urenkel, ja dass die Vererbungen durch Jahrhunderte nachweisbar sind. Die heutigen Australier sind erst die Söhne und Enkel jener Verbrecher. Wie viel edles Blut muss noch nach Australien getragen werden; wie viele Generationen müssen noch kommen und gehen und sich immer wieder mit von auswärts kommendem edlen Blut vermischen, ehe die letzten Spuren des Verbrecherblutes aus dem australischen Engländertum getilgt werden.

Es verbleibt nach alledem den Engländern die Aufgabe, in Australien mit der Zeit die Fehler zu tilgen, die sie begingen, als sie ohne Rücksicht auf Australien den Auswurf ihrer Gesellschaft deportierten. Die Erfüllung dieser Aufgabe wird England nicht nur den Dank künftiger

Geschlechter Australiens einbringen, sondern Dank und Anerkennung der Menschheit überhaupt.

So möge denn Australien im englischen Staatenverband verbleiben; und wenn es immer sein Genügen darin finden sollte: die Menschheit wird es zufrieden sein.

In der Ferne freilich taucht die Möglichkeit auf, dass das englische Element nicht für ewige Zeiten sich in Australien wird als Herr behaupten können; denn die wichtigste koloniale Lebensquelle, die Einwanderung, stagniert, und die natürliche Vermehrung des englischen Elements ist eine recht geringe, weil der australische Engländer das Wohlleben des private gentleman leben will. Dieser Genüsslingsdrang beherrscht alle Klassen, den Arbeiter genau so wie den Grosskaufmann; und es haben sich nach dieser Richtung in Australien Verhältnisse ausgebildet, wie sie nicht einmal im alten England denkbar sind.

Australien ist infolge dieses Dranges das Paradies der Arbeiter geworden; nirgends sind die Löhne so hoch; nirgends sind ihre Verhältnisse und ihre Versorgung so bis ins kleinste geregelt. Die Arbeiter englischen Elementes sind dadurch selbst zu einer Herrenkaste geworden; sie halten sich ihrerseits Dienstboten, eben wie der private gentleman. Diese Dienstboten aber sind chinesische Einwanderer, die sich keiner Arbeit scheuen und zu geringen Löhnen arbeiten, und die durch keine Einwanderungsverbote abgewehrt werden können. Ihre Emsigkeit, Genügsamkeit und Gleichgültigkeit gegen alles Komfortable haben schon heute die Gelben in dieser erstarrenden englischen Gesellschaft, deren überspanntes Selbstbewusstsein eine naive und robuste Lebenskraft erstickt, zu unentbehrlichen Dienern, Landarbeitern, Krämern gemacht.

Und hinter dieser immer mehr überhandnehmenden chinesischen Kraftzufuhr droht in noch höherem Maße die Kraft der japanischen Expansion.

Die chinesischen Heloten aber werden dereinst, geführt von klugen japanischen Pionieren, das senile australische Engländertum mit Naturgewalt zur Seite, an die Wand drücken; und dann wird Australien an einer bedeutungsvollen Wende stehen. Bis dahin aber werden noch Generationen absterben; und es ist nicht an uns, diese naturbedingten Schicksalswandlungen schon heute in unsere Berechnungen einzubeziehen.

Eine gewisse Aehnlichkeit mit Australien zeigt die Lage in Kanada; eine Aehnlichkeit im Verhältnis zum Mutterland. Auch Kanada betont ostentativ seine Zugehörigkeit zum englischen Imperium; und es ist deshalb durchaus möglich, dass, bis auf weiteres wenigstens, es im englischen Staatenverband verbleiben will; umsomehr, als es als englische Kolonie bekanntlich einen hohen Grad von Unabhängigkeit und Selbstverwaltung geniesst.

Die Bevölkerung Kanadas aber ist mit der australischen in keiner Hinsicht zu vergleichen; sie ist gesund, lebenskräftig und lebensfroh, und steigt stetig zu grösserer Kraft und grösserem Ansehen.

Nicht unvergessen darf indes bleiben, dass die kanadische Bevölkerung sich nicht ausschliesslich aus englischem Element zusammensetzt, dass viel französisches, viel irisches, viel deutsches Blut in ihr pulsiert; und dass diese



nicht englischen Elemente einmal sehr überraschend die volle Unabhängigkeit von England verlangen und gegen ihre Brüder englischen Blutes durchsetzen können.

In diesem Falle würde die Völkermacht in Aktion zu treten haben; denn eine solche Loslösung kann nur kraft einer entsprechenden Verfügung der Völkermacht erfolgen und rechtskräftig und unantastbar bleiben. Die Kolonie muss einen Antrag auf Unabhängigkeitserklärung bei der Völkermacht stellen.

Wie aber soll ein solcher Antrag zustande kommen; wer soll ihn stellen? Soll die Regierung der Kolonie, falls sie eine solche hat, den Antrag stellen; oder soll er durch eine Art Volksentscheid zustande gebracht werden?

Eine allgemein gültige Norm für den Unabhängigkeitsantrag lässt sich nicht aufstellen, weil in den verschiedenen Kolonien die Verhältnisse ganz verschieden liegen, und weil die Norm den Verhältnissen des antragstellenden Landes angeformt sein muss. Es wäre z. B. undenkbar, eine für Kanada anwendbare Norm auch für indische Völker anwenden zu wollen.

Es muss dem freien Ermessen der Völkermacht anheimgestellt bleiben, welche Norm sie in jedem einzelnen Fall aufzustellen gedenkt.

Man könnte schon hier einwenden, dass durch solche Vorerwägungen und Vorverhandlungen zu viel Zeit verloren gehen, und damit die Gefahr eines zu langsamen Arbeitens der Völkermacht zu fürchten sein werde. Das darf natürlich nicht sein und braucht auch nicht zu sein; denn ein promptes Arbeiten ist auch nur eine Frage der Organisation. Ein wesentliches Merkmal der Völkermacht wird und muss vielmehr sein, dass ihr jede bürokratische Schwerfälligkeit fern bleibt; dass ein ungebrochener frischer Zug die Geschäfte nach kaufmännischen Prinzipien vorwärts treibt. Da die Völkermacht in der Lage ist, jederzeit den augenblicklichen Bedürfnissen entsprechend ihren Apparat zu ergänzen; da sie nach praktischen Erwägungen jederzeit endgültige Verfügungen treffen kann, vermag sie sehr wohl, über allen Beamtenorganismen zu stehen und dem diesen allgemein eigenen Bürokratismus bei sich keinen Eingang zu gewähren.

Wenn also bei der Völkermacht ein Ersuchen Kanadas auf Unabhängigkeitserklärung, das von einem einzelnen Menschen gestellt sein kann, eingegangen sein wird, so würde sie sofort zu erwägen haben, welche Form der offiziellen Antragstellung die kanadischen Verhältnisse bedingen.

Bei diesen Erwägungen wird als leitendes Motiv voranstellen, und zwar ausnahmslos in allen Fällen, ganz gleich von welcher Kolonie der Antrag gestellt sein wird, die prinzipielle Geneigtheit, dem Antrag stattzugeben.

Kanada hat eine eigene Regierung, und diese muss natürlich unter allen Umständen berechtigt sein, den Unabhängigkeitsantrag zu stellen. Einem von der kanadischen Regierung gestellten Antrag müsste ohne weitere Formalitäten, ohne weitere Erwägungen und ohne irgendwelche Erhebungen über Volksstimmung und dergleichen seitens der Völkermacht stattgegeben werden.

Es müssen aber auch die Anträge erwogen werden, die nicht von der Regierung ausgegangen sein werden, sondern mit Umgehung der Regierung, ja vielleicht sogar gegen den Willen der Regierung, von Einzelpersonen oder einzelnen Volksteilen; umsomehr als die kanadische Regierung nicht un-

wesentlich von England beeinflusst wird, oder wenigstens beeinflusst werden kann, sodass also ein Regierungsbeschluss, namentlich ein solcher nach dieser Richtung, nicht unter allen Umständen sich mit der Volksstimmung decken muss, zumal von England heute noch in demselben Ausmasse Machenschaften zu befürchten sind, wie es solche bei der Erzwingung der irischen Union wirken liess.

Einen solchen nicht regierungsseitigen Antrag wird die Völkermacht auf den Wert des oder der Antragsteller zu prüfen haben. Wenn auf Grund der Prüfung, die an irgendwelche Normen auch nicht gebunden ist, die Völkermacht zu der Ansicht gelangen sollte, dass das Verlangen nach Unabhängigkeit die Unterstützung grösserer Volksteile finden könnte, so würde sie unverzüglich die einleitenden Massnahmen zu treffen haben für einen herbeizuführenden Volksentscheid. Dieser darf aber nicht nach allgemeinem gleichen Wahlrecht herbeigeführt werden, weil in Kolonien noch weniger, als es in den europäischen Staaten sein sollte, die Zahl der Stimmen, als der Wert derselben entscheidend sein darf.

Für die Wertigkeit der Stimmen kann auch nicht eine für alle Kolonien geltende Norm aufgestellt werden; auch in dieser Hinsicht muss jede Kolonie individuell behandelt werden.

Die Völkermacht wird, sobald sie den Antrag für ernst befunden haben wird, Vertrauensmänner oder Bevollmächtigte nach der Kolonie entsenden mit folgenden Aufgaben:

1. Einvernehmen mit der kanadischen Regierung, die durch England oder direkt Mitglied der Völkermacht sein, und demgemäss deren Statuten zu befolgen haben würde, nach denen sie diese Bevollmächtigten als Vorgesetzte zu betrachten und zu behandeln hätte, also verpflichtet wäre, ihnen jede geforderte Unterstützung zu gewähren.

2. Eingehende Erkundigungen nach der Seriosität des oder der Antragsteller.

3. Falls diese Erkundigungen die nach den allgemeinen Richtlinien bereits vorhandene prinzipielle Geneigtheit zur Gewährung der Unabhängigkeit positiv werden lassen sollten, Studium der lokalen Verhältnisse zwecks Festlegung der Normen für den Volksentscheid. Wie schon betont, darf unter keinen Umständen nur die Zahl der Stimmen entscheidend sein, sondern auch ihr Wert. Eine allgemeine Abstimmung ist in den meisten Kolonien wegen allerlei technischer Schwierigkeiten nicht durchzuführen, und man wird sich wohl in allen Fällen mit einer Abstimmung an den grösseren Plätzen begnügen müssen, an der die Landbevölkerung sich auf Grund vorangegangener Einschreibung in die Wahllisten beteiligen kann; sie würde für den Zweck auch hinreichend sein, weil eben jedem Unabhängigkeitsantrag prinzipiell stattgegeben werden soll, und nur dann nicht, wenn in der Bevölkerung eine ziemlich allgemeine Abneigung gegen die Unabhängigkeit festgestellt werden würde.

In Kanada würde der Volksentscheid nur an den grösseren Plätzen herbeizuführen sein. Der Wert der Stimmen ist gemäss Verordnungen der Völkermachtsbevollmächtigten nach Intelligenz und Wirtschaft zu normieren.

4. Die Bevollmächtigten haben Vorkehrungen zu treffen, dass bei den Abstimmungen keinerlei Beeinflussungen stattfinden können. Beamte der



betreffenden Kolonialmacht, also in Kanada englische Beamte, dürfen sich an der Abstimmung nicht beteiligen. Wenn Abstimmungsbeeinflussungen zugunsten der Kolonialmacht festgestellt werden, so sollen die Schuldigen mit relativ schweren Strafen belegt werden, und es soll die Völkermacht, falls die Abstimmung für das Verbleiben im Staatenverband der Kolonialmacht entschied, als Strafe für die Beeinflussung die Unabhängigkeit der Kolonie verfügen; auch dann, wenn die aufgedeckten Abstimmungsbeeinflussungen noch nicht das Gesamtergebn zu ändern vermochten.

5. Die Völkermachtsbevollmächtigten haben zunächst bis zur Unabhängigkeitserklärung durch die Völkermacht, die sofort rechtskräftig wird, in der Kolonie zu verbleiben, um die Interessen der Kolonie gegen die Kolonialmacht zu schützen.

6. Die Völkermacht hat gleichzeitig mit der Unabhängigkeitserklärung auf Grund der Berichte ihrer Bevollmächtigten den Zeitpunkt zu bestimmen, bis zu welchem die Kolonialmacht als solche sich vollständig aus der Kolonie zurückziehen und die Regierungsgewalt in vollem Umfange der Vertretung der Kolonie zu überantworten hat. Mindestens bis zu diesem Zeitpunkt haben die Bevollmächtigten der Völkermacht weiterhin in der Kolonie zu verbleiben, ebenfalls um die Interessen der Kolonie zu schützen.

In einer hochentwickelten Kolonie wie Kanada, das eine Regierung bereits hat, kann die Loslösung verhältnismässig schnell erfolgen.

Andere hochentwickelte Kolonien, die ihre Verwaltung ohne weiteres selbst in die Hand nehmen können, sodass die Zeit für die Loslösung auf ein Minimum beschränkt werden kann, sind Irland und die Südafrikanische Kolonie.

Am dringendsten von allen Unabhängigkeitserklärungen ist die Irlands. Kein Mensch wird nach unseren Darlegungen darüber im Zweifel sein können.

Da es weiterhin keinem Zweifel unterliegt, dass mindestens der grösste Teil der irischen Bevölkerung die Unabhängigkeit dringend begehrt, ist im Falle Irland von jeder Volksabstimmung Abstand zu nehmen. Es ist vielmehr sofort nach Konstituierung der Völkermacht die Unabhängigkeitserklärung Irlands als dringendstes Geschäft unverweilt zu geben, angesichts der grossen Schuld, die ganz Europa an Irland abzutragen hat. Das fast ein Jahrtausend alte Elend Irlands verpflichtet die Menschheit, verpflichtet die Völkermacht, Irland als meist bevorzugtes Kind zu behandeln und ihm alles zu gewähren und ihm alles zu verschaffen, auf das Anspruch zu erheben es berechtigt ist nach Menschensatzungen und Menschenempfinden. Die Völkermacht hat Irland nötigenfalls einen Beamtenstab zur Verfügung zu stellen, so lange, bis die Auseinanderlösung und Auseinandersetzung mit England endgültig erfolgt sein wird, was bei den Jahrhunderte alten Verwicklungen voraussichtlich eine geraume Zeit erfordern wird.

Eines der wichtigsten Momente in der Auseinandersetzung wird die Zurückführung des Grundbesitzes an Irland sein. Wir haben gesehen, dass der Grundbesitz den Iren geraubt und an die Grossen Englands verteilt wurde. Dieses himmelschreiende Unrecht muss in vollem Umfang wieder-

gutgemacht werden; das heisst: der gesamte in englischen Händen befindliche irische Grundbesitz muss entschädigungslos an Irland zurückgegeben werden, und zwar einschliesslich aller Mobilien und Immobilien. In dieser Forderung liegt keine Ungerechtigkeit, nicht einmal eine Unbilligkeit gegen England; denn gegenüber den geschaffenen Mobilien und Baulichkeiten, soweit sie nicht vom irischen Pächter geschaffen wurden, steht die acht Jahrhunderte lange Nutzniessung der englischen Besitzer am Lande; und zudem sind diese zu jener Nutzniessung in keinem Verhältnis stehenden Aufwendungen doch mit dem Gelde gemacht worden, das aus dem irischen Boden herausgeholt worden ist; denn England hat niemals englisches Geld in Irland angelegt; wohl aber haben die englischen Grossen fast ein Jahrtausend lang tatenlos von den Erträgen ihres irischen Besitzes nicht und kann, sondern darüber hinaus auch noch ungeheuren Reichtum angesammelt. Kein menschlich fühlendes Wesen, kein gerecht denkendes, würde die Weigerung der entschädigungslosen Rückerstattung des Grundbesitzes an Irland verstehen können, dieses Mindestmasses von Wiedergutmachung, Würde bei dieser Auseinandersetzung mit dem Mass gemessen werden, mit dem England nach dem grossen Krieg Deutschland gegenüber mass: England würde Entschädigungen zu zahlen haben, von denen es nicht den tausendsten Teil mit seinem gesamten Vermögen zu zahlen in der Lage wäre; Entschädigungen, die sich nur zusammensetzen aus ziffernmässig wenigstens annähernd nachweisbaren Schädigungen, wie Raub an öffentlichem Gut, Raub an Individuen, Vernichtung der Industrien und Gewerbe. Grösser noch und schwerer noch ist der Schaden, der ziffernmässig nicht nachweisbar ist, wie die Verhinderung der Benutzung der irischen Häfen, Verhinderung des Aufbaues von Industrien, Herbeiführung und Nichtverhinderung von Hungersnöten — wir denken unentwegt an jene entsetzliche Hungersnot in den vierziger Jahren und die furchtbarste Grausamkeit, die von Menschen je verübt wurde —, bewusste physische und moralische Verelendung des irischen Volkes.

Nach alledem ist es geradezu eine Selbstverständlichkeit, dass der Grundbesitz entschädigungslos an Irland zurückgegeben, oder vielmehr von der Regierung des unabhängig gewordenen Irland auf Grund der Völkermachtsentscheidung enteignet wird.

Wie deswegen die englische Regierung sich mit ihren Grossen, die Besitzer des irischen Bodens sind, auseinandersetzen wird, ist ihre Angelegenheit und soll uns nicht einen Augenblick beunruhigen; wenn wir es auch nicht verstehen würden, wenn die englische Regierung auf Kosten ihrer arbeitenden Bevölkerung jenen Grossen für die Enteignung irgendwelcher Entschädigung bezahlen würde, angesichts des nach der Enteignung immer noch grossen Reichtums derselben und angesichts des Umstandes, dass diese Privilegierten seit vielen Generationen enorme Erträge aus dem irischen Boden zogen, die ihnen nicht zukamen.

Zwecks nicht zu unterbrechender Bewirtschaftung des enteigneten Bodens würde die Völkermachtsvertretung darauf zu achten haben, dass die bisherigen Pächter die Bewirtschaftung in unveränderter Weise für die Rechnung der irischen Regierung weiterführen; und dass, eben um eine Unterbrechung der vollen Produktion zu vermeiden, eine Aufteilung des



Grundbesitzes unter die irischen Bauern allmählich erfolgt, und zwar zu Bedingungen, die den Bauer hochkommen lassen müssen, und unter Ausschaltung jedweder Spekulation.

Der Tag, an dem die absolute Loslösung Irlands von England, an dem seine absolute Unabhängigkeit ausgesprochen und gesichert sein wird, wird ein Freudentag bei allen Völkern der Erde sein; bei allen Menschen, denen Mitleid und Mitgefühl keine unbekanntenen Begriffe sind, die menschlich fühlen und die Satzungen der Ethik höher schätzen, als Gewaltherrschaft und Diplomatenlist.

Die andere englische Kolonie, deren Unabhängigkeitserklärung ebenfalls eine vorherige Erhebung über die Volksstimmung erübrigt, bilden die beiden ehemaligen Burenrepubliken; der Befreiungsdrang dieser ehemals selbständigen, selbstbewussten und aufrechten Bevölkerung steht ausser jedem Zweifel.

Wenn auch die Buren jetzt sich mit den Tatsachen so gut wie möglich abgefunden haben, und bei dem reichlichen Maß von Selbstverwaltung anscheinend in gutem Einvernehmen mit England stehen, so fügen sie sich in das Joch doch nur so lange als sie müssen.

Der Uebergang vom gegenwärtigen Zustand zur völligen Unabhängigkeit der ehemaligen Burenrepubliken ist ebenfalls nicht mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, und die Inanspruchnahme der Völkermacht würde im wesentlichen beschränkt werden können auf Ueberwachung der Auseinandersetzung.

Auf eine Regelung von Grundbesitzverhältnissen, ähnlich wie in Irland, wo die geschichtlichen Voraussetzungen ganz andere sind, sich bei der Auseinandersetzung der Burenrepubliken mit England einzulassen, würde für die Völkermacht kein Grund vorliegen; es müsste vielmehr eine solche Verquickung vermieden werden zwecks schneller und möglichst reibungsloser Auseinandersetzung. Deswegen brauchen aber die Buren auf etwaige Rechte nicht zu verzichten; sie müssten vermeintliche Ansprüche, wie vielleicht solche an Diamantenfelder, nach der Auseinandersetzung in einem Rechtsverfahren bei der Völkermacht anhängig machen. Das aber berührt ein anderes Wirkungsfeld der Völkermacht, das mit der Beseitigung der Kolonialmacht nicht direkt zu tun hat.

In fast gleicher Weise wie die Loslösung der Burenrepubliken wird sich die Aegyptens vollziehen, da dieses ebenfalls eine eigene Regierung besitzt, die ohne Schwierigkeiten die absolute Selbstverwaltung in die Hand nehmen kann.

Bei dieser Auseinandersetzung aber ist ein Problem zu lösen, dem gewisse Hindernisse entgegenstehen werden, das aber in dem einzig möglichen Sinn gelöst werden muss: das Problem des Suezkanals.

Dieser wurde seiner Zeit nicht von Aegypten, noch auch von einer anderen Macht gebaut, sondern von einer Aktiengesellschaft, also einem Unternehmen privatrechtlicher Natur. Die Aktionäre waren der Khedive und Franzosen. Der Khedive musste wenige Jahre nach Eröffnung des Kanals wegen von England bewusst herbeigeführter Schwierigkeiten seinen Aktienbesitz den Engländern verkaufen. England kaufte später auch den

französischen Aktienbesitz auf, sodass es heute alleiniger Besitzer des Suezkanals ist.

Dieser Zustand aber muss beseitigt werden, weil er mit menschenrechtlichen Grundsätzen nicht vereinbar ist. Es muss künftig jedes unabhängige Land auch völlig frei sein; und es kann keinem solchen zugemutet werden, zu dulden, dass sein Haustor sich im Besitz eines anderen befindet. Der Suezkanal muss also Aegypten überantwortet werden gegen eine tragbare angemessene Vergütung für den Aktienbesitz.

Da aber der Suezkanal andererseits ein allen Völkern in gleichem Maße zugängiger Verkehrsweg zu sein hat, so würde Aegypten der Völkermacht gegenüber die Pflicht zu übernehmen haben, den Suezkanal entsprechend den genauen Vorschriften der Völkermacht in Stand zu halten, und alles zu tun, damit der Kanal allen Ansprüchen genügen kann, die mit gutem Recht an einen international so wichtigen Verkehrsweg gestellt werden müssen. Wenn Aegypten diese Vorschriften nicht getreulich erfüllt — Mitglieder der Völkermacht haben nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten; also auch Aegypten —, so kann die Völkermacht den Suezkanal in eigene Verwaltung übernehmen, oder aber der ägyptischen Regierung für die Verwaltung des Suezkanals eine Kommission, deren Kosten natürlich Aegypten zu tragen haben würde, begeben, welche die höchstmögliche Leistungsfähigkeit des Kanals nach jeder Richtung gewährleistet.

Eine ähnliche Lösung dürfte auch für die von den Engländern geschaffenen Nilstauungen zu finden sein, falls nicht, wie wir vermuten, aber nicht positiv wissen, diese Anlagen mit ägyptischem Geld gebaut wurden. In diesem Falle würden die Engländer natürlich keinerlei Anspruch auf irgendwelche Entschädigung haben.

Ein Loslösungsproblem, fast ebenso wichtig und unerlässlich wie das irische, in seiner Durchführung aber unendlich viel schwieriger, ist das indische. Trotz der Schwierigkeiten aber muss es mit Aufwendung aller Kraft in Angriff genommen werden, um die indische Bevölkerung von einem seit Jahrhunderten auf ihr lastenden Joch endlich zu befreien.

Eine Abstimmung zwecks Unabhängigkeitserklärung in Indien herbeizuführen, ist unseres Erachtens nicht erforderlich, weil das Freiheitsstreben der Inder zu offenbar ist. Wenn aber der Gedanke einer Abstimmung erwogen werden sollte, so darf es nur von dem Gesichtspunkte aus geschehen, an der Abstimmung nur die Eingeborenenbevölkerung teilnehmen zu lassen; und von dieser wiederum nur die Intelligenz, weil die Landbevölkerung so gross auch ihre Zahl ist, in ihrem furchtbaren Elend dahinkümmert und kein Interesse und kein Verständnis für das haben kann, was über dem Erwerb des halben Stückes Brot für den täglichen Bedarf hinaus liegt.

Der indischen Eingeborenenbevölkerung ist in ihrer Intelligenzschicht ein Führertum erstanden, das berufen und fähig ist, das ganze grosse Volk zu besseren Zeiten zu geleiten. Diese indische Intelligenz steht auf einer hohen Kulturstufe; ihr sind die wertvollen Güter der Jahrtausende alten indischen Kultur vererbt worden; und der Gegenwart ist sie durch eifriges Studium europäischer Zivilisation, europäischer Wissenschaften durchaus



gewachsen, umsomehr als sie nach der ganzen indischen Kultur auf einer höheren Stufe der Moral steht, als das Europäertum; oder doch den ethischen Gesetzen williger gehorcht als dieses.

Mit dieser Intelligenz, unter Führung vielleicht eines Rabindranath Tagore, eines Mahatma Gandhi und anderer, würde sich die Völkermacht zunächst zwecks Schaffung der ersten Grundlagen in Verbindung zu setzen haben.

Von vornherein müsste als Grundsatz zu gelten, haben, dass Indien nicht ein einziger Staat verbleiben kann, sondern in mehrere Staaten eingeteilt werden muss, weil Indien, ein ganzer Erdteil, zu verschiedenartige Völker einschliesst, die unter eine einheitliche Eingeborenen-Regierung nicht gestellt werden können. Die nationalen Sonderkulturen der indischen Völker sind mindestens in gleichem Maße verschieden, wie die der europäischen Völker; und wie für diese die Erhaltung der nationalen Sonderkulturen Lebenselement ist, und wie die Erhaltung der nationalen Sonderkulturen der Gesamtkultur der Menschheit dient, so müssen auch in Indien die nationalen Verschiedenheiten erhalten bleiben, damit auch die unteren Schichten der Bevölkerung Interesse und Lust an nationaler Betätigung finden können und damit den Ausgangspunkt für den kulturellen Aufstieg gewinnen.

Die Abgrenzungen der einzelnen indischen Reiche, deren natürlich nicht zu viele sein dürfen, können nur nach den Vorschlägen der kundigen Eingeborenen-Intelligenz erfolgen.

Die Völkermacht würde für Indien einen Apparat zu schaffen haben von so grossem Umfang, dass man erschrecken möchte. Kein Schrecken aber darf uns ankommen; und würde der Apparat noch so gross sein müssen: das Interesse der gesamten Menschheit erfordert gebieterisch seine Schaffung.

Nach erfolgter geographischer Bestimmung der indischen Einzelreiche, die völlig unabhängig auch unter sich sein sollen, sind die Regierungen für die verschiedenen Reiche zu bilden, deren Form eine geistes-aristokratische zu sein haben wird. Die indischen Fürsten, die jetzt Vasallen Englands sind, in angemessener Form in die Regierungen einzubeziehen, wird sich vermutlich als vorteilhaft ergeben.

Sobald die Frage der Unabhängigkeitserklärung Indiens zur Erörterung stehen wird, hat die Völkermacht Kommissionen zu bestimmen, die der grossen englisch-indischen Regierung für die verschiedenen Verwaltungszweige beizugeben sind mit der Aufgabe, im Interesse des künftigen Indiens die Verwaltung zu überwachen bis zur völligen Auflösung der englischen Regierungsorgane. Da England der Völkermacht angehören wird, würde es mit dieser selbstverständlichen und unentbehrlichen Ueberwachung von vornherein einverstanden sein; es kann es umsomehr sein, als durch die Kommissionen bei der Loslösung die englischen Interessen natürlich ebenfalls geschützt werden würden. Die Ueberwachung soll im wesentlichen verhüten, dass das künftige Indien während der Uebergangszeit von den Engländern benachteiligt werde.

Jeder der neugebildeten Regierungen ist seitens der Völkermacht ein Stab von hervorragenden Beamten beizugeben, damit die erforderlichen wirtschaftlichen, zivilisatorischen und kulturellen Aufgaben durchgeführt

werden können. Wenn auch dieser Stab der betr. indischen Regierung naturgemäß auf deren Kosten beigegeben wird, so werden dieser daraus keinerlei besondere Kosten erwachsen, da für die Bezahlung ja Arbeit geleistet wird, die an eingeborene Beamte auch bezahlt werden müsste; diese aber die Art leisten könnten.

Da zudem die Völkermachtsbeamten keinerlei andere Interessen wahrzunehmen haben und wahrnehmen dürfen, als die des indischen Staates, dem sie zugeordnet sind; und diese Beamten von der Völkermacht nach ihren allgemeinen Prinzipien ausgewählt worden sind, also zu den besten und hervorragendsten Beamten gehören; da sie der beauftragenden Völkermacht vor Antritt ihres indischen Amtes den Eid geleistet haben, getreu der Völkermachtsidee, in Indien unter Wahrung der Interessen der Allgemeinheit ausschliesslich dem Wohle des indischen Staates zu dienen, so könnte die betreffende indische Regierung die Erledigung ihrer Geschäfte in keine besseren Hände legen, als in die dieser Völkermachtsbeamten.

Es liegt in der Idee des ganzen Unternehmens, dass diese Beamten der indischen Regierung nur so lange zu dienen haben, bis diese imstande sein wird, die Aufgaben, die das eigene Land stellt, und die die Völkermacht in Vertretung der gesamten Menschheit im Interesse des Kulturaufstiegs stellt, ohne Unterstützung zu erfüllen. Als leitendes Motiv hat dabei der Völkermacht zu gelten, dass ihre Beamten sich so bald als möglich entbehrlich machen, dass sie die Eingeborenen mit Eifer unterrichten und einarbeiten, damit diese bald in die Lage kommen, die Funktionen auszuüben. Wenn in dem einen oder anderen Falle der indische Staat die Zurückziehung der Völkermachtsbeamten zu einem früheren Zeitpunkt für erwünscht halten sollte, als die Völkermacht, so kann er bei dieser einen dahingehenden Antrag stellen. Die Völkermacht, die grundsätzlich darauf eingestellt ist, ihre Beamten zu dem frühest möglichen Zeitpunkt zurückzurufen, würde auf Grund dieses Antrages die nötigen Feststellungen machen und dem Antrag stattgeben, wenn dadurch eine empfindliche Schädigung des indischen Staates selbst oder der menschlichen Allgemeinheit nicht zu befürchten sein würde. Voraussichtlich aber werden die hervorragenden Eigenschaften der Völkermachtsbeamten, deren wesentlichste absolute Selbstlosigkeit und unwandelbare Treue gegen den indischen Staat sind, die indischen Regierungen wünschen lassen, die Beamten länger zu behalten, als es die Völkermacht für erforderlich halten wird.

Es ist selbstverständlich, dass die Völkermacht bei Auswahl dieser Beamten das in Indien bedienstet gewesene englische Beamtentum, unter dem zweifellos viele tüchtige, ja hervorragende Persönlichkeiten sich befinden, wegen seiner reichen Erfahrungen besonders zu berücksichtigen bereit ist; es muss aber prinzipiell die Anzahl der englischen Beamten so beschränkt bleiben, dass keinerlei Möglichkeit besteht, englische Interessen irgendwie in den Vordergrund zu stellen. Die zu wählenden englischen Beamten müssten natürlich auch den Eid leisten, englische Interessen, privater oder öffentlicher Natur, nicht zu vertreten, sondern einzig und allein die Interessen des indischen Staates nach den Richtlinien der Völkermacht.

Wir heben dies besonders hervor, weil es naturgemäß dem englischen Beamten schwer sein wird, von der Wahrung englischer Interessen zur



Wahrung indischer Interessen, zuweilen vielleicht gegen die englischen, unvermittelt überzugehen; weil er dabei oft in Gewissenskonflikte geraten kann. Wir heben dies auch hervor, weil jeder Engländer — vom englischen nationalistischen Standpunkt aus zweifellos anzuerkennen — dem Wahlspruch treu ist: Right or wrong — my country! Dieser Wahlspruch ist, gelinde ausgedrückt, derb; und wir Deutsche zum Beispiel würden eine gewisse Scham empfinden, ihn auf unsere Fahnen zu schreiben; aber er charakterisiert treffend den Engländer und sein nationales Empfinden. Diese Gesinnung ist ein unlösbarer Bestandteil seines Charakters geworden; und deshalb ist mit einer gewissen Berechtigung anzunehmen, dass er den Aufgaben eines Völkermachtsbeamten, der, solange er im Dienste der Völkermacht steht, den Sonderinteressen seines Vaterlandes fremd gegenüberstehen muss, ja in Wahrheit geflissentlich fremder, als den Interessen aller anderen Länder, gerade in ihren wesentlichen Momenten nicht immer gewachsen ist.

Englisches Privateigentum in Indien muss unangefochten bleiben. Dagegen hat der englische Staat für irgendwelche Aufwendungen, wie z. B. Bewässerungsanlagen und dergleichen, keinen Anspruch auf Ersatz, erstens weil alle diese Aufwendungen, wenn auch von der englischen Regierung, so doch ganz ausschliesslich mit indischem Gelde gemacht wurden; zweitens aber, selbst wenn auch englisches Geld dafür aufgewendet worden wäre — wir bestreiten es mit Entschiedenheit —, weil England so viel aus Indien gezogen hat, dass diese mit englischem Geld gemachten Aufwendungen nur ein verschwindend kleines Aequivalent für den aus Indien gezogenen reichen Nutzen sein würden.

Das englische Militär hat nach Maßgabe der Auflösungsfristen für die englische Verwaltung zu verschwinden. Militärische Macht würden die indischen Staaten nur zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Inneren benötigen, also nur als Polizeimacht, die natürlich im Verhältnis zu der von England in Indien unterhaltenen Militärmacht nur gering sein wird.

Nach erfolgter vollständiger Auflösung der englischen Verwaltung in Indien, und nach erfolgter genügender Einarbeitung der indischen Beamten in den einzelnen Staatsbetrieben, die die Völkermachtsbeamten entbehrlich macht, wird eine andere Art der Tätigkeit der Völkermacht in den neugeschaffenen selbständigen Staaten einsetzen, die eigentliche kulturelle Arbeit.

Die Völkermacht, so wie wir sie uns denken und wie sie sein muss, um den Aufgaben gewachsen zu sein, die ihr das Schicksal zuweist, hat nicht nur die Pflichten zu erfüllen, von denen unsere Ausführungen bisher handelten; hat nicht nur auf den Wegen der Völker das aus den Gleisen Geratene wieder in die richtige Spur zu lenken; hat nicht nur Streitigkeiten unter den Völkern zu schlichten und damit künftige Kriege zu verhindern; hat nicht nur das Recht herzustellen, wo Unrecht geschah; hat nicht nur die Unterdrückten zu befreien und Sonderstellungen und Uebergriffe der mächtigen Völker aufzuheben und unwirksam zu machen; sondern die Völkermacht hat darüber hinaus grosse Kulturaufgaben zu erfüllen, die erst eigentlich den Aufstieg der Menschheit ermöglichen werden.

Diese kulturellen Pflichten liegen im wesentlichen einerseits darin, die auf niederen Kulturstufen stehenden Völker mit allen Mitteln auf höhere Stufen zu führen, andererseits unerschlossene Gebiete zur Nutzbarmachung für die Allgemeinheit zu erschliessen, und wenig bevölkerte Gebiete den Be-

völkerungsüberschüssen auf engem Boden zur Besiedelung zugänglich zu machen.

Die Menschheit der ganzen Erde ist in den letzten hundert Jahren zahlenmässig mehr gewachsen, als in den tausend Jahren vorher; und das Wachstum wird ein immer schnelleres Tempo annehmen. Der Rückgang und die Stagnierung der Menschenzahl mancher Völker in der letzten Zeit, wie die der Franzosen, fallen dabei nicht ins Gewicht, da sie nur ganz gering sind im Verhältnis zum Wachstum anderer Völker.

Das schnelle zahlenmässige Wachstum des Menschengeschlechtes ist im wesentlichen darauf zurückzuführen, dass Erfindungsgabe und Wissenschaft den Feinden der Menschheit zu Leibe gerückt sind und viele von ihnen völlig besiegt haben. Diese Feinde sind die Seuchen, die ansteckenden Krankheiten, die in früheren Zeiten oft genug in wenigen Wochen den natürlichen Zuwachs von Jahrzehnten vernichteten. Die stärksten dieser Feinde sind von der Wissenschaft endgültig niedergedrungen; Pest, Cholera, Diphtherie, Syphilis und andere. Noch kämpft die Wissenschaft vergebens gegen andere furchtbare Feinde, wie Tuberkulose und Krebs; aber es unterliegt keinem Zweifel, dass in absehbarer Zeit auch diese Feinde werden unschädlich gemacht werden.

Wenn die Menschen nicht mehr jährlich zu Hunderttausenden an Tuberkulose und Krebs sterben werden; wenn die Säuglingssterblichkeit noch viel weiter herabgedrückt sein wird, als es schon geschehen ist; wenn das Lebensalter des Menschen verlängert sein wird — eine Erhöhung um zehn bis zwanzig Prozent dürfte der Wissenschaft und der Gesundheitspflege in nicht zu ferner Zeit gelingen —; wenn die Kriege nicht mehr Millionen an Opfern verschlingen; wenn Hungersnöte nicht mehr grosse Volksteile vernichten werden; wenn die Segnungen der Wissenschaft und Gesundheitspflege allen Völkern, auch den primitivsten, in der gleichen Weise und in gleichem Umfange zugetragen werden können, wie heute nur den höchst-kultivierten: dann wird die Gesamtbevölkerungszunahme eine ungeahnt schnelle sein. Dieser Zeitpunkt aber wird mit dem In-Erscheinung-treten der Völkermacht in greifbare Nähe gerückt sein.

Jene Segnungen allen, allen Völkern zuzutragen, Hungersnöte zu bekämpfen, die heute noch immer freventliche Leichtfertigkeit oder gar böser Wille unter grossen Völkern ausbrechen lassen, sind dringende Aufgaben der Völkermacht; und diese Aufgaben können nur erfüllt werden von einer Macht, der das Wohl aller Völker, aller Menschen in gleichem Maße am Herzen liegt, der der hungernde Inder ein Kind ist so gut wie der Engländer, Franzose oder Deutsche, die dem hungernden Inder die Mutterliebe ange-deihen lässt wie diesen.

Es gibt noch heute schwachsinnige Menschen, die die Ansicht vertreten, Kriege seien unentbehrlich, weil ohne sie die Menschheit zu gross an Zahl werden würden, um ernährt werden zu können; die die Bekämpfung der Seuchen aus den gleichen Gründen für einen Eingriff in die Natur zum Nachteil der Menschheit erachten.

Solche Anschauungen sind natürlich kindisch und blöde.

Die Erde vermag selbst bei dem heutigen Stand der Lebenstechnik tausendmal mehr Menschen zu ernähren, als heute auf ihr leben; und bei der unzweifelhaft fortschreitenden Lebenstechnik im Verhältnis ihres Fort-



schreitens entsprechend mehr. Eine weise Gottheit, die dem menschlichen Streben einen immer höheren Kulturaufstieg gestattet, ja ihn fordert, hat in ihrem Haushalt vorgesorgt, dass kein Menschenleben aus Mangel an Nahrung zugrunde zu gehen braucht; und je mehr der Menschen werden, umso höher wird sich die Lebenstechnik entwickeln.

Lassen wir aber die Höherentwicklung der Lebenstechnik ganz ausser Berücksichtigung und gehen wir bei unseren Betrachtungen von ihrem gegenwärtigen Stand aus.

Es müssen von der Völkermacht zwei wichtige Fragen für die Bevölkerungspolitik gelöst werden:

1. Was soll aus dem Bevölkerungszuwachs dichtbevölkerter Länder werden?
2. Wie ist bei dem gegebenen Stand der Lebenstechnik Nahrung zu schaffen für eine in absehbarer Zeit stark vermehrte Menschheit?

Beide Fragen können von der Völkermacht gelöst werden und werden von ihr gelöst werden.

Wir haben heute schon dichtbevölkerte Länder, deren Bevölkerungszuwachs von ihnen nicht mehr oder doch nur ungenügend ernährt werden kann, wie Deutschland, Italien, Japan. Die Herbeischaffung von Nahrungsmitteln aus dem Ausland ist in Nicht-Kriegszeiten in genügendem Umfang wohl möglich, aber diese Länder haben nicht genug Arbeit für ihre Bevölkerung, und erst die Arbeit schafft das Brot. Der innere Druck in diesen Ländern ist deshalb so gross, dass die Regierungen gezwungen eine Expansionspolitik treiben müssen, umso entschiedener, je weniger sie eigene Kolonien besitzen, wie eben die genannten Länder. Diese vom Schicksal aufgedrungene Expansionspolitik muss zu Zusammenstössen mit anderen Völkern führen; Kriege sind die unvermeidliche Folge. Es ist nicht die Schuld der nach Erwerb von Kolonien strebenden Nationen; es ist die Schuld derer, die mehr Kolonien besitzen, als zur Ernährung ihrer Bevölkerung und zur Ansiedelung ihres Bevölkerungsüberschusses erforderlich sind.

Wie ein lastender Alp liegt seit Jahrhunderten der nach englischer Ansicht „gottgewollte“ Druck der britischen Seemacht hemmungslos auf den aufstrebenden Völkern Europas und der Erde. Englischer Egoismus teilt ihnen ihren Anteil an kolonialer Betätigung und an der Weltwirtschaft mit gönnerhafter Miene zu, aber niemals mehr, als zuzuteilen er durch die politischen Verhältnisse gezwungen ist.

Deutschland hatte einige Kolonien erworben. Wieviel Arbeit hat es an sie gewendet; wie hat es sie gehegt und gepflegt! Der Krieg nahm alles weg. Die gemeinste Verleumdung, die jemals gegen ein Volk geschleudert wurde, musste Deutschland auf sich speien lassen: Deutschland habe seine Unfähigkeit, Kolonien zu verwalten, erwiesen.

Jene Verleumdung war die einzige Begründung für den Raub.

Wie moralisch tief müssen Menschen stehen, die eine solche Verleumdung wider alles bessere Wissen aussprechen können! Wie sittlich tief müssen Menschen stehen, die sich solcher Verleumdung bedienen, um ungestraft stehlen zu können!

Der Brite wird zwar entgegnen, die Alliierten hätten die Verwaltung der ehemals deutschen Kolonien nur als Mandate vom Völkerbund übernommen. Vom Völkerbund! Natürlich! Lüge muss auf Lüge folgen, die fort-

zeugend Böses muss gebären. Wir wissen nur zu gut, dass schon in Versailles die Räuber die Kolonien endgültig annectieren wollten, und dass der schwindelhafte Ausweg der Mandate nur zustande kam, weil Wilson — der einzige Punkt, in dem er bis zu einem gewissen Grade standhaft blieb — in die endgültige Aufteilung nicht willigen wollte. Die Mandatsverteilung aber erfolgte genau so, wie vorher die Räuber die Annexion vereinbart hatten.

Nach dem Versailler Diktat hat zwar Deutschland nach seinem Eintritt in den Völkerbund die Möglichkeit, seinerseits mit Mandaten bedacht zu werden.

Es ist eine Potenzierung der Gemeinheit, auf jene Verleumdung noch diesen Spott folgen zu lassen.

Chamberlain hat jetzt erst im Parlament — vermutlich als Auswirkung der Locarno-Verträge! — klipp und klar erklärt, dass England nicht die Absicht habe, die übernommenen Mandate wieder abzugeben; dass aber Deutschland nach seinem Eintritt in den Völkerbund den Antrag auf Zuteilung eines Mandates stellen könne, falls ein solches frei werde!

Was der Moloch verschlungen hat, gibt er nicht wieder heraus; und so besteht für Deutschland, wie auch für manche andere Länder, keine Möglichkeit, kolonialen Besitz zwecks Ansiedelung seines Bevölkerungsüberschusses zu erwerben. Italien sichert sich unter Aufwendung aller Kraft und unter voller Ausnützung der ihm augenblicklich günstigen politischen Konstellation einige Fetzen in Nordafrika, die es nur erlangen kann, weil andere sich darum streiten.

Und wie ist doch bei aller Kraft Italien das Spielwerk englischer Diplomatie, deren ureigenstes Tätigkeitsfeld heute mehr denn je das Mittelmeer ist! Dieses Mittelmeer mit den lieblichen und reichen Gestaden, die einst zu der Griechen Zeiten einem hochstehenden Menschengeschlecht die Welt so schön und vollkommen erscheinen liessen, ist heute dank den Engländern, die es nicht mit Unrecht als die Lebenslinie ihrer Kolonialmacht betrachten, der Hexenkessel, in dem England die Giftgetränke braut, die die europäische Bevölkerung mit Ausnahme der englischen verzehren sollen.

Gestern noch unterstützte England alle Aspirationen Italiens, um Frankreich im Schach zu halten, heute schon hat es Angst vor einem bewusststarken Italien und durchkreuzt seine Pläne und fördert wieder einmal Frankreich. Und so geht es fort und fort; und kein Volk, das nicht unter dem ewigen durch die Interessen Englands — so wie England sie versteht — bedingten Wechsel dieser hinterhältigen Politik zu leiden hat.

Es muss doch einem Mussolini, der, ein Naturmensch, nichts kennt von Diplomatenränken; der so offen, ehrlich und gerade ist, wie zielbewusst, frisch und draufgängerisch, den Ekel erregen angesichts einer so unehrlichen, hinterlistigen, perfiden Diplomatie, wie der englischen. Und doch muss er, wie die Dinge der Welt heute noch liegen, den Ekel überwinden und mit dieser Diplomatie, die ihm heute im Brustton der Ueberzeugung das bestreitet, was sie ihm gestern als die natürlichste Selbstverständlichkeit zugestand, verhandeln.

Wie gross wird das Glück einst sein; wie leicht die Arbeit, wenn die Staatenlenker einander mit voller Offenheit und Ehrlichkeit werden begegnen können!



Deutschland kann nicht anders: es muss seine Kinder hinausziehen lassen, damit sie sich in fremden Kolonien ansiedeln, soweit ihnen seitens dieser Kolonien das überhaupt gestattet ist. Wie gross aber sind die Gefahren, denen der deutsche Ansiedler ausgesetzt ist! Er ist völlig vogelfrei; er arbeitet fast unmenschlich und weiss doch, dass sein zu schaffendes Gut und Vermögen jeden Tag bei Eintritt des Kriegszustandes von dem fremden Staat konfisziert werden kann. Von den ihm täglich widerfahrenden Widerwärtigkeiten und Schikanen soll dabei noch gar nicht die Rede sein.

Sind das Zustände, die der Menschheit würdig sind? Muss nicht die ganze Menschheit sich aufbäumen gegen eine solche Barbarei der Kolonialmächte? England mit dem ungeheuren Kolonialbesitz, der nach Aufnahme der Bevölkerungsüberschüsse aller Völker von einer fühlbaren Zunahme des Bevölkerungsstandes kaum etwas merken würde, sieht gelassen und selbstzufrieden zu, wie andere Völker mangels kolonialen Besitzes schwere Not leiden; und stellt doch Bajonette auf, um den Zutritt zu wehren. Ist das nicht fast ein Gegenstück zu jener irischen Hungerkatastrophe?!

Und der Engländer redet sich ein, dieser Zustand sei „gottgewollt“.

Hat denn der Engländer die Erde erschaffen, dass er nach seinem Belieben darüber verfügt; dass er von ihr verbannt, was immer ihm beliebt? Welch' anderes Recht steht ihm dabei zur Seite, als die verfluchte ange-masste Gewalt?! Wer immer an das Walten einer übersinnlichen Macht glaubt — kein Denker kann es leugnen! —: muss er nicht mit Erschauern an das Gericht denken, das früher oder später die Uebeltäter, die die Weltordnung umstürzen wollen, erreichen muss?

Die Völkermacht muss Wandel schaffen!

Während die Befreiung der unterdrückten Völker der erste und vornehmste zwingende Grund ist für die Beseitigung der Kolonialmacht, ist die Rücksicht auf die Völker ohne kolonialen Besitz der zweite Grund.

Nach Beseitigung der Kolonialmacht steht jedem Auswanderer, welchem Volke er auch entstamme, jeder Platz der Erde frei zu Besiedlung, und er hat nur nötig, die örtlichen Bestimmungen des Ansiedlungsgebietes, die ihn in keiner Hinsicht gegenüber irgendeinem anderen benachteiligen können, zu beachten. Niemals hat er zu befürchten, dass sein Eigentum enteignet werde.

Die Völkermacht wird als oberste Aufsichtsbehörde des gesamten Siedlungswesens, ohne einen Zwang auszuüben, den Auswanderungsorganisationen der verschiedenen Länder Ratschläge für die Richtungen der Auswanderzüge erteilen, um nach Möglichkeit in bestimmten Gebieten geschlossene Volksteile anzusiedeln, damit diese als getreue Untertanen des Siedlungsstaates doch ihre alten nationalen Sonderkulturen, an denen sie mit der Seele hängen, weiter pflegen können.

Die Ernährung der künftigen, vielfach vermehrten Bevölkerung der Erde ist zu ermöglichen durch eine rationelle Kultivierung der un bebauten und unerschlossenen Gebiete in allen Teilen der Erde. Ihrer sind so viele und so ungeheuer grosse, dass nicht die geringste Sorge um die Ernährungsmöglichkeit aller Menschen bei einer vielfachen Vermehrung obzuwalten braucht.

Je weiter die Technik vorschreitet, umso leichter wird die Urbarmachung öder Ländereien erreicht werden können, auch die der grossen tiefen Sandwüsten.

Die Geschichtsschreiber der Bibel berichten uns, dass Palästina, bezw. Kanaan, ein Land gewesen sei, in dem Milch und Honig flosse, das also einer so üppigen und fruchtbaren Natur sich erfreute, dass es als ein wahres Schlaraffenland angesehen wurde. Und was ist dieses Land heute? Durchziehen es nicht lange, entsetzlich öde Sandwüsten? Sind nicht unübersehbare Teile völlig unfruchtbar? Ist die Schuld für eine solche Wandlung von einem Extrem zum anderen der Gottheit, oder, wenn man will, der Natur zuzuschreiben? Mit nichten! Die Schuld liegt bei den Menschen. Das Land ist vernachlässigt, ist verlottert.

Wo der Mensch die Waldungen vernichtete, die in menschenlosen Gegenden allein vermögen, die Erde fruchtbar zu erhalten; wo der Mensch nicht seine schützende Hand über das Land hält; wo sein Spaten nicht arbeitet; wo der Wind auf weiten Strecken das einzige bewegende Element ist: da legt sich eine Sanddecke auf die Fluren; und die Decke wird dichter und dicker; und es kommt eine Zeit, in der man es für unmöglich hält, dass in diesen Gebieten jemals eine Vegetation war und jemals eine solche wieder sein wird.

Jenes biblische Land ist nur ein Beispiel von vielen. Wie schnell in jenen Gebieten der Wüstensand seine verheerende Arbeit verrichtet, kann man heute dort erkennen, wo deutscher Geist und deutsche Arbeit die Bagdadbahn schaffen wollten. Während Teile derselben fertig und bereits in Betrieb waren, waren andere Teile bei Ausbruch des Krieges halbfertig; Bahndämme waren aufgeführt, Schienenstränge gelegt; und heute schon liegt das alles unter einer dichten Sanddecke; nur hier und da eine Schiene vom abgerutschten Damm wie ein Arm aus der Erde emporgestreckt.

Aus jenen Gebieten kann in seiner ganzen Ausdehnung das Eden von ehedem wieder hergestellt werden, in dem mehr Milch und Honig noch fliessen können, als vor 4000 Jahren flossen.

Diese Gebiete sind aber nur ein winziger Teil der Erdoberfläche, welche schier endlose Gefilde enthält, die unergiebig sind, aber der Menschheit dienstbar gemacht werden können.

Wie die Völkermacht verpflichtet sein wird, nach dieser Richtung zu wirken, werden wir noch sehen.

Kehren wir nach dieser notwendigen Abschweifung zu unserem indischen Problem zurück.

Die Völkermacht hat der Regierung des neubegründeten Staates einen mehrgliedrigeren Kulturbeirat zu stellen, der wiederum ausschliesslich diesem Staate zu dienen hat, dessen Interessen nach jeder Richtung zu wahren, die natürlich ebenfalls den Interessen der Allgemeinheit nicht zuwiderlaufen dürfen; ihnen vielmehr sich anzufürmen haben, was aber einer besonderen Betonung nicht bedarf, weil diese Interessen ja von Natur identisch sind.

Nehmen wir an, das heutige Indien wird in fünf oder mehr, auch unter sich unabhängige Reiche geteilt, so würde die Regierung jedes dieser neu erstandenen Reiche von der Völkermacht einen solchen Kulturbeirat gestellt erhalten. Dieser Kulturbeirat wird die Verhältnisse des Staates, dem



er zugeteilt ist, nach jeder nur denkbaren Richtung untersuchen und prüfen, und entsprechend der sich entwickelnden Leistungsfähigkeit des Staatswesens die Durchführung der ihm als erforderlich erscheinenden Kulturaufgaben verlangen; und seine Forderungen, die, es muss immer wieder wiederholt werden, ohne Nebenabsichten im Interesse dieses Staates gestellt werden, müssen erfüllt werden.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, alle diese sich ergebenden Kulturaufgaben zu kennzeichnen, umsoweniger als manche von ihnen rein örtlicher Art sein werden, deren Charakter uns gar nicht bekannt sein kann. Nur einige solcher Aufgaben, die allen indischen Staaten mehr oder weniger gemeinsam sein werden, möchten wir beleuchten.

Die indische Bevölkerung ist zum allergrössten Teil eine bäurische, die bei schwerster Arbeit in der drückendsten Armut lebt. Die Lage der Bauern zu heben, ist die nächstliegende, die wichtigste, die vornehmste Aufgabe.

Um nach Möglichkeit sofort eine Erleichterung für die Bauern zu schaffen, muss die Steuergesetzgebung nach diesem Ziel hinarbeiten, von der Ueberzeugung ausgehend, dass nach Schaffung besserer Einkommen für die Bauern diese später auch steuerkräftiger werden müssen.

Selbstverständlich braucht der neubegründete Staat sofort Geld, und das muss auch beschafft werden. Dabei ist Voraussetzung, dass während des allmählichen Uebergangs der Regierungsgewalt von den Engländern auf die Regierung des neuen Staates mit Hilfe der Völkermachtsbevollmächtigten ein den örtlichen Verhältnissen angepasstes Steuergesetz ausgearbeitet worden sein wird, das nach endgültigem Uebergang der Regierungsgewalt sofort in Wirksamkeit treten kann.

Dass in der ganzen Staatseinrichtung die grösstmögliche Sparsamkeit Richtschnur zu sein hat, versteht sich für eine Schöpfung der Völkermacht von selbst. Ebenso von selbst versteht sich, dass von vornherein in dem neuen Staatswesen jede Korruption ausgeschlossen ist und ausgeschlossen bleibt; dass jede Korruption oder Unregelmässigkeit mit den schwersten Strafen belegt wird, und dass die Völkermacht für die Sauberkeit des Staatsorganismus verantwortlich ist. Wir verhehlen uns nicht, dass dieser Punkt den Völkermachtsbevollmächtigten Sorgen bereiten wird, angesichts des im Orient so eingebürgerten Bestechungsunwesens, aber wenn die Säuberung von Anbeginn strengstens durchgeführt werden wird, kann der erhoffte Erfolg nicht ausbleiben.

Der nächste Weg ist, den Bauer mit modernen Ackergeräten auszurüsten, damit er mit weniger körperlicher Anstrengung als bisher seinen Acker besser bearbeiten und zu grösseren Erträgen bringen kann. Wir wissen, wie primitiv die Geräte des indischen Bauern sind; wir wissen, dass noch heute er die Ernte mit der Sichel mäht, dass den meisten Bauern die Sense unbekannt ist, dass einen modernen Pflug sie sich wegen der Kosten nicht anschaffen können.

Die Völkermacht muss den indischen Staaten in Form von Anleihen die Mittel zur Verfügung stellen, um die Bauern ausstatten zu können. Sie wird für diese Zwecke jederzeit Geld aufbringen können, weil für ihre Anleihen ja alle ihre Mitglieder haften, und weil diese Anleihen — dafür bürgt die Zuverlässigkeit der Völkermachtsbeamten — nur für Anlagen gegeben werden, die die Rückzahlung gewährleisten.

Jedem Bauer muss seine Regierung, die eben durch die Unterstützung der Völkermacht dazu in der Lage sein wird, auf Kredit alles erforderliche moderne Ackergerät liefern, das er aus den Erträgen seiner Ernten allmählich zurückzahlen haben wird. Da von dem Prinzip auszugehen sein wird, die Lage des indischen Bauern unter allen Umständen zu bessern, denkbarst leicht gemacht werden, obgleich kein Zweifel ist, dass durch Verwendung der modernen Ackergeräte die Erträge seiner Ernten sehr bald erheblich zunehmen werden. Heute wird der Ackerboden kaum gefurcht aber, wird er seine Dankbarkeit vervielfältigen. Es wird bei der Umgestaltung der Bauernwirtschaft ernstlich auch in Erwägung gezogen werden müssen, ob die örtlichen Verhältnisse nicht gestatten, den Ackerboden mit Motorpflügen zu bearbeiten, derart, dass grössere Gemeinschaften die einzelnen Bauern anteilig zu tragen haben würden. Auf solcher Genossenschaftsbasis könnten dann noch manche andere Erleichterungen für eine rationelle Bewirtschaftung beschafft werden.

Der Kulturbeirat wird auch die bestmögliche Verwertung der Ernten in die Wege zu leiten haben. Bewucherungen der Bauern durch Geldleiher, wie bisher, müssen völlig unmöglich gemacht werden.

In wasserarmen Gegenden werden Bewässerungsanlagen geschaffen werden müssen, werden vor allem umfangreiche Waldkulturen anzulegen sein; andere Gegenden mit häufigen Ueberschwemmungen müssen so reguliert werden, dass die Landwirtschaft von Ueberschwemmungsschäden nach Möglichkeit wenig betroffen wird. Oede Gebiete, wie Wüsten und dergleichen, müssen fruchtbar gemacht werden. Verkehrswege, wie Eisenbahnen und Schiffe, müssen in erforderlichem Ausmaße gebaut werden, damit die Bodenerzeugnisse schnell und billig befördert werden können.

Bei allen diesen Umgestaltungen und Verbesserungen ist — immer wieder sei es hervorgehoben — ausschliesslich das Wohl der Bevölkerung im Auge zu halten; sie soll und muss auf schnellen Wegen dahin gebracht werden, ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Das Los des indischen Bauern braucht nicht schlechter zu sein, als das des englischen, des französischen oder holländischen. Der indische Bauer soll erfahren, dass es auch für ihn einen Sonntag gibt, an dem er, der so arbeitsam und genügsam ist, frei von Nahrungssorgen und drückenden Lasten, der wohligen Ruhe pflegen kann. Sein kleines Anwesen soll nicht mehr mit Schulden überlastet sein; seine Arbeitsamkeit soll ihn bald einen freien Mann auf freiem Boden sein lassen; er soll sich nach Jahren auch einiger Ersparnisse erfreuen können, die zweifellos niemand sorgsamer zusammenhalten kann, als es der indische Bauer tun wird. In seinem Haus soll endlich das sorglos fröhliche Lachen zu hören sein, das am heutigen Indien scheu und furchtsam vorüberhuscht.

Und dann wird der Körper sich recken, das Auge wieder klar werden und ein behagliches Glück widerspiegeln, ein Glück, zu dem so wenig, ach, und so wenig gehört nach unseren Begriffen, und das nie doch dem indischen Bauer noch ward. Dann aber auch wird der Geist sich recken; er wird nicht stumpf mehr sein gegen alles, was ausserhalb des Erwerbes des kärg-



lichsten Unterhaltes liegt; er wird nicht mehr empfänglich sein für Gutes und Schönes, das ihm eine höhere Kultur selbstlos entgegenbringen wird.

Und hierin liegt dann die weitere Aufgabe des Kulturbeirates der indischen Regierungen: Kulturstätten zu schaffen, um die Bevölkerung allmählich zu höheren Zielen zu führen. Es muss dabei fest im Auge behalten werden, dass der Kulturbeirat, also die Völkermacht, die Pflicht hat, in dem neuen Staatswesen die Höherentwicklung der Kultur zu verlangen und zu leiten, dass sie sich aber in keiner Hinsicht in die inneren Geschäfte der Staaten zu mischen hat, sobald diese ihre Verwaltung selbst in die Hand genommen haben werden, und soweit sie nicht gegen die Pflichten, die sie als Mitglieder der Völkermacht zu erfüllen haben, verstossen werden. Das bezieht sich nicht nur auf politische Angelegenheiten, sondern noch mehr auf religiöse. Die Völkermacht darf unter keinen Umständen irgendwelchen Einfluss auf religiöse Angelegenheiten nehmen. Umsomehr aber wird der Kulturbeirat die Förderung des Schulwesens zu pflegen haben, um auch die breiten Massen mit der Zeit auf höhere Kulturstufen führen zu können, auf denen sie zu erkennen vermögen, wie weit ihre Anschauungen und Ueberlieferungen veraltet sind und neuen Platz zu machen haben.

Die Erziehung auf religiösem und ethischem Gebiet muss hervorragenden eingeborenen Führern anvertraut werden, die allein die Psyche des Volkes kennen, und die allein beurteilen können, welche Wege einzuschlagen sind, um die Massen aufwärts zu führen. Diese Führer müssen namentlich ihren ganzen Einfluss einsetzen, um den Zwist zwischen Hindu und Moslem auszutilgen; sie müssen dem Volke predigen, dass die verschiedenen Religionen alle den gleichen Gott anbeten; dass die verschiedenen Formen des Anbetens diesem Gott gleichwertig sind, und dass sie es deshalb den Menschen auch sein müssen; dass jede Religion recht hat, und deshalb jede Religion den Anspruch erheben darf, von Andersdenkenden nicht allein geduldet, sondern auch geachtet zu werden. Das Volk muss darauf hingewiesen werden, dass es nur darauf ankommt, die göttlichen Gesetze der Ethik zu erfüllen, die gleichermaßen von Hindu und Moslem erfüllt werden können und erfüllt werden müssen. Wir halten es nicht für schwer, jedenfalls nicht für unerreichbar, die unseligen religiösen Streitigkeiten durch freundliche Zusprache und Aufklärung durch die eingeborenen Führer zu bannen, weil wir der Meinung sind, dass diese Streitigkeiten Jahrhunderte lang von den Engländern unter Feuer gehalten wurden, um sie in ihnen als geeignet erscheinenden Zeitpunkten je nach Gutdünken in hellen Flammen auflodern zu lassen.

Wenn dieser unheilvolle Einfluss der Engländer unwirksam gemacht sein wird, dann kann es nicht schwer sein, Versöhnung zu predigen und zu erreichen. Es wird umsoweniger schwer sein, wenn die indischen Völker erkannt haben werden, dass die Aussöhnungsaktionen von der Völkermacht ausgehen, einer Macht, die zu ihren vornehmsten Pflichten zählt, sie vorwärts zu bringen; die der indischen Bevölkerung gegenüber kein anderes Ziel im Auge hat, als ihr Wohl.

Indien liefert heute schon ungeheuer grosse Mengen Exportgutes; aber diese sind ein winziges Korn gegen die Mengen, die es bei einem Aufbau nach unseren Ideen, bei einer modernen rationellen Bewirtschaftung

zu liefern imstande sein wird; namentlich auch, wenn unter Leitung des Kulturbeirates oder eines besonderen Wirtschaftsbeirates in Indien Industrien aufgebaut sein werden, deren Entstehen England stets im Keime zu ersticken wusste; die mit allen Hilfsmöglichkeiten zu grosser Blüte geführt werden können, geführt werden müssen. Es kann sich dabei natürlich nur um Industrien handeln, für welche die Rohstoffe Indien selbst hervorbringt. Deren Arten aber sind so viele, dass in erkennbarer Zeit eine riesige Industrialisierung Indiens erreicht werden kann.

Schon wieder werden bei solchen Gedankengängen manche unserer Wirtschaftspolitiker den Kopf verlieren und ein Geschrei erheben: Wo soll das hinaus? Wir leiden schon heute überall an Ueberproduktion; wo soll künftig die ver Hundert-, die vertausendfachen Mengen untergebracht werden, wenn, wie in Indien, in allen Teilen der Erde in solcher Weise industrialisiert und rationalisiert werden soll?

Uns aber macht eine solche ungeheuere Produktion keine Sorge. Zunächst muss bedacht werden, dass der Gesamtbevölkerungszuwachs auf der Erde in der Zeit bis zur Erreichung einer so gewaltigen Produktion ein ganz erheblicher sein wird. Weiterhin muss bedacht werden, dass noch immer jedes Jahr in den verschiedensten Teilen der bewohnten Erde Hungersnöte herrschen. Mit dem Eintritt der Völkermacht ins Leben muss die letzte Hungersnot zu Grabe getragen worden sein. Die Völkermacht hat dafür zu sorgen, dass, wo immer auch Not herrscht, rechtzeitig und in völlig genügendem Maße Nahrungsmittel herbeigeschafft werden. Die dafür aufzuwendenden Kosten dürfen dabei keinerlei Einfluss haben; zunächst wenigstens nicht. Erst muss die notleidende Bevölkerung ernährt werden, und dann kann erörtert werden, ob und in welchem Umfange sie die Kosten dafür aufbringen kann und aufzubringen hat. Wenn sie dazu nicht in der Lage ist — nur selten dürfte das der Fall sein —, so spielt das auch keine Rolle; dann werden die Kosten auf die Mitglieder der Völkermacht umgelegt, sodass auf einen der nicht hungernden Menschen der Erde ein Betrag entfällt, so klein, dass er zahlenmäßig kaum ausgedrückt werden kann.

Aber nehmen wir immerhin an, was nach unserer Ueberzeugung auch kommen wird, dass die produzierten Mengen im Verhältnis zur Bevölkerungszahl viel, sehr viel grösser geworden sein werden, als sie heute sind.

Auch dafür wird sich der Ausgleich von selbst, geradezu automatisch ergeben.

Eine solche Mehrproduktion, ganz gleich auf welchem Gebiete, wird erreicht werden durch erhöhte Einstellung technischer Hilfsmittel. Der Einzelmensch wird deshalb in der Lage sein, mit dem gleichen Kraftaufwand und in der gleichen Zeit wie bisher eine wesentlich grössere Menge zu produzieren, die er, selbst wenn er für sich noch eine höhere Entlohnung zu berechnen, zu einem erheblich billigeren Preis abgeben können wird als bisher. Durch den niedrigeren Preis aber wird der Konsum erleichtert und entsprechend erhöht. Nehmen wir zum Beispiel an, es werde in Indien viel mehr Reis und Tee produziert nach Einführung der von uns geforderten Methoden und Neuerungen. Der indische Bauer wird dann ein erheblich höheres Einkommen haben und trotzdem seine Produktion wesentlich billiger abgeben können, als er es jetzt bei Hungerlöhnen tun kann. Der Konsum wird dadurch grösser werden, dass dann manche Familie, die



heute sich hauptsächlich von Kartoffeln nährt, mehr den billig gewordenen Reis essen wird. In mancher Familie, die wegen zu hohen Preises noch nie Tee trank, wird er dann täglich auf dem Tische stehen.

Und so ist es mit allen Produkten, mit Nahrungsmitteln sowohl, wie mit Industrieerzeugnissen.

Wie teuer sind heute noch Kleiderstoffe! Wie mancher Mann ist nicht in der Lage, sich jährlich einen Anzug zu kaufen! Er muss mehrere Jahre für einen solchen sparen. Es ist nicht allein möglich; es ist wahrscheinlich, dass in nicht ferner Zeit Anzüge nur den dritten oder vierten Teil kosten werden von dem, was heute für sie aufzuwenden ist. In dem Verhältnis, in welchem der Preis fällt, wird der Konsum steigen.

Wieviel leichter würde heute schon dem Menschen sein, den Lebensunterhalt zu erschwingen; wieviel leichter würde ihm eine höhere Lebensführung sein, wenn alle Unternehmer von Industrie und Landwirtschaft sich die Philosophie eines Henry Ford zu eigen gemacht hätten: der Unternehmer soll produzieren nicht um seinetwillen, sondern im Dienst an der Menschheit. Er soll seine Lebensarbeit darin erblicken, zu sinnen und zu rechnen, um die Qualität seines Produktes stetig zu erhöhen, gleichzeitig aber den Preis von Stufe zu Stufe herabzusetzen, damit jeder im Volk in der Lage ist, sich das Produkt anzuschaffen; damit jeder in der Lage ist, seinen Lebensstand zu verbessern. Während andere Unternehmer sich zu Kartellen zusammenschliessen, um die Verkaufspreise kontrollieren und hochhalten zu können, geht Ford den entgegengesetzten Weg und verkauft seine Wagen, die schon längst billiger sind, als die jeder Konkurrenz, immer billiger und billiger, eingedenk seiner weisen Philosophie. Dass bei einer solchen Philosophie der Unternehmer sich selbst gut stehen kann, beweist Ford an sich. Er, der die Qualität seines Produktes von Stufe zu Stufe immer auf das jeweilige Maximum erhöht; der die Verkaufspreise dauernd von Stufe zu Stufe immer auf das jeweilige Minimum herabsetzt; der seinen Arbeitern die höchsten Löhne der Welt zahlt: er ist dabei, fast gegen seinen Willen, der reichste Mann der Welt geworden!

So gross auch die Bevölkerung Indiens ist; so stark sie sich auch vermehren wird unter den günstigeren Lebensbedingungen und unter der Unmöglichkeit von Hungersnöten, die jetzt noch unausgesetzt viele Opfer fordern: die für Indien geforderte Unabhängigkeit und die damit verbundene segensreiche wirtschaftliche und kulturelle Umgestaltung werden viele Europäer anziehen, ohne deren Mithilfe die Umgestaltung und die dauernde Höherentwicklung nicht möglich sein werden.

Auch die klugen Japaner, die in Indien schon zahlreich angesiedelt sind, werden gleich den Europäern reichliche und vielfältige Arbeitsmöglichkeiten finden.

Europäer aber und Japaner werden sich von jeder politischen Tätigkeit bescheiden fern halten und den Eingeborenen, den unbeschränkten Herren des Landes, niemals lästig sein. Sie werden ihnen keine Arbeit und keine Verdienstmöglichkeiten wegnehmen; denn was sie arbeiten und leisten, tun sie zwar für sich; aber durch ihre Arbeit werden Wirtschaft und Kultur der Eingeborenen gefördert, sodass ein friedliches Zusammenarbeiten so unerlässlich wie erspriesslich sein wird.

Bei der Neugestaltung in Indien, sowie in anderen kolonialen Gebieten, wird voraussichtlich eine nicht unwichtige Rolle die Frage zu spielen haben, wie die Superioritätsrechte der Eingeborenenbevölkerung gegenüber den angesiedelten Kolonisten in geeigneter Weise zu wahren sein werden; eine Frage, die von der Völkermacht in Wahrung der Interessen aller, aber in bevorzugter Wahrung der Interessen der Eingeborenen mit vieler Gründlichkeit behandelt werden muss, in Ansehung des Umstandes, dass nach der Neugestaltung die Ansiedelung von Kolonisten nirgends verhindert oder erschwert werden darf. Diese Frage in völlig befriedigender Weise zu lösen, erfordert umso mehr eine sehr gründliche Behandlung seitens der Völkermacht, als es auch nach dieser Richtung wahrscheinlich erforderlich sein wird, jedes koloniale Gebiet individuell zu behandeln.

Wir wagen nicht, ein endgültiges Urteil darüber zu fällen, sind aber der Meinung, dass folgende allgemeine Richtlinien befolgt werden sollten:

Als Grundsatz muss unangetastet bleiben, dass die Eingeborenen — in Australien und Kanada zum Beispiel natürlich die gegenwärtig herrschende Bevölkerung — die unbeschränkten Herren des Landes zu bleiben haben, und dass alle Ansiedler nach diesen Gebieten nur in der Absicht kommen, in friedlichem Zusammenarbeiten mit den Herren des Landes sich eine Existenz zu schaffen, und dabei den Interessen ihres Adoptivvaterlandes so zu dienen, als wäre es ihr eigentliches Vaterland. Die Kolonisten sind den Gesetzen des Adoptivvaterlandes unterworfen, und zwar ausschliesslich diesen; ein Appell an das Vaterland, wie es jetzt zum Nutzen der Kolonisten in nur zu oft ungerechter Form und Ausdehnung, und zum Schaden der Kolonie möglich ist; und der dem Vaterland den stets erwünschten Anlass gibt, energisch einzuschreiten, was oft zur Annexion des Landes, wie im Falle der Burenstaaten, führte, ist nicht statthaft.

Die Kolonisten unterstehen aber den Gesetzen des Adoptivvaterlandes natürlich nicht nur in Bezug auf Pflichten. Diese Gesetze gewähren ihnen auch jeden Schutz in nicht geringerem Maße als den Einheimischen. Irgendwelche politische Rechte jedoch geniessen sie nicht. Wenn die Kolonisten der Meinung sein sollten, dass ihre Rechte von der Regierung gröblich verletzt werden, so haben sie ein Einspruchsrecht bei der Völkermacht, die den Fall untersuchen und gemäß ihren allgemeinen Grundsätzen zur Entscheidung bringen wird, der sich die Parteien in allen Fällen zu unterwerfen haben. Gegen Entscheidungen der Völkermacht, auf welchem Gebiete es auch sei, gibt es keinerlei Berufung.

Der Gedanke des Ganzen ist: Die Kolonisten sollen alle Bewegungsfreiheit geniessen; sie haben Anspruch auf vollen Schutz ihrer Interessen; aber sie können keinerlei politische Rechte ausüben, weil sie stets und immer nur Gäste in der Kolonie sein können, und weil von vornherein jede Möglichkeit ausgeschaltet sein soll, die Rechte der Eingeborenen als Besitzer des Landes zu schmälern, oder diese gar zu verdrängen.

Das sind, wie schon erklärt, nur allgemeine Richtlinien, die eine individuelle Behandlung durch die Völkermacht nicht ausschliessen. Wenn zum Beispiel ein ausgedehntes Gebiet nur eine sehr dünne Eingeborenenbevölkerung hat, kann die Völkermacht Ansiedelungen nach unbewohnten Distrikten leiten und diese angesiedelten Distrikte als Besitztum der Ansiedler behandeln. In solchen Gebieten könnte die Völkermacht auch, jedoch



ausschliesslich auf Grund freundschaftlicher Verhandlungen mit den Eingeborenen, die Schaffung von Siedelungen in bewohnten Teilen durchführen, die Eigentum der Kolonisten werden; aus denen die Eingeborenen sich zurückziehen, oder als politische Gäste der Kolonie, jedoch Herren auf ihrem Grund und Boden, verbleiben.

Derartige Massnahmen seitens der Völkermacht erfordern natürlich eine kluge Behandlung und dürfen nicht gegen den Grundsatz verstossen, den Eingeborenen nichts gegen ihren Willen zu nehmen.

Solche Besiedelungen mit der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit der völligen Besitzergreifung durch die Ansiedler werden in Afrika ins Leben zu rufen sein, weil dieser Erdteil noch sehr schwach oder nicht bewohnte Gebiete aufweist, die der Kultivierung harren.

Die Aufgaben der Völkermacht in Afrika sind gross und schwer; hier wird sie weit mehr als in jedem anderen Gebiet Aufgaben zu erfüllen haben, die zunächst vorwiegend kultureller Art sein werden und einen wesentlichen wirtschaftlichen Nutzen in absehbar kurzer Zeit nicht erwarten lassen können.

An den Negerstämmen, die teilweise noch auf tiefer Kulturstufe stehen, hat die Völkermacht die Pflicht, ohne Absichten auf wirtschaftliche Vorteile für die Europäer oder andere Völker, sie von Stufe zu Stufe nach oben zu geleiten und dazu zunächst, mit kundigen Europäern beratend, die Grundlagen für diese Kulturarbeit zu schaffen.

Die Völkermacht muss ohne Ansehung der Kosten die besten und geeignetsten Menschen zu diesen noch mehr oder minder rohen Stämmen als Erzieher senden, die in mühe-, aber liebevoller Arbeit das Ziel, wenn auch erst im Verlauf von Generationen, erreichen werden. Dass es erreicht werden wird, ist bei den Grundsätzen und Richtlinien der Völkermacht ausser jedem Zweifel.

Wir haben gesehen, dass von Anfang der europäischen Kolonisation an, ohne jede Ausnahme, in allen ergriffenen Gebieten die Eingeborenen den Fremdlingen freundlich und voll von Vertrauen entgegenkamen, und dass, hätten die Europäer dieses naive Vertrauen nicht betrogen; hätten sie nicht so grauenvoll und schmachvoll an ihnen gehandelt, es kaum zu Feindseligkeiten gekommen sein würde.

Sollten deshalb heute noch, was kaum anzunehmen ist, irgendwo Stämme anzutreffen sein, die jene trüben Erfahrungen mit den Europäern noch nicht machten, so werden sie ohne Schwierigkeit für eine Erziehung im Sinne der Völkermacht zu gewinnen sein. Schwieriger wird es sein, die zu gewinnen, die unter den Europäern zu leiden hatten, die diese als die Erbfeinde, als die Teufel, betrachten, zum mindesten aber ausserordentlich misstrauisch ihnen gegenüber sind. Bei diesen muss erst das Vertrauen nicht allein wiederhergestellt, sondern auch verdient werden; und das wird, nach allem, was voranging, wahrhaftig nicht leicht sein. Aber auch dieses Ziel wird erreicht werden, mit umso grösserer Wahrscheinlichkeit, als die Eingeborenen doch sehr bald empfinden werden, dass die Europäer der Völkermacht ganz andere sind, als die von ehemals; und als es keinem Zweifel unterliegt, dass diese Stämme auf noch niedriger Kulturstufe auch das mit Kindern gemein haben, dass sie für Liebe empfänglich sind und

instinktiv empfinden, wer ihnen mit wahrer und aufrichtiger Liebe naht. Jeder der von der Völkermacht entsendeten Erzieher, dessen moralische Qualitäten hoch über jedem Zweifel stehen müssen; der ihnen ein Vater in des Wortes bester Bedeutung sein soll und sein will, wird ihnen mit solcher Liebe nahen und sie gewinnen.

Mit aller Entschiedenheit verlangen wir, die wir tief religiös empfinden, dass seitens der Völkermacht unter keinen Umständen christliche Mission getrieben oder auch nur geduldet wird; wir verlangen sogar, ebenfalls mit aller Entschiedenheit, die uns die Begeisterung für den Kulturaufstieg verleiht, die Liebe zu den Eingeborenen wie allen Menschen, die Ueberzeugung von der unbedingten Notwendigkeit, die Menschen auf niedriger Kulturstufe emporzuziehen und ihnen tiefes, aber wahres religiöses Empfinden einzuflössen, dass die Völkermacht alle Missionen bei den Eingeborenen einzieht und sie durch ihre Erzieher ersetzt, die nur mit sittlichen Momenten wirken sollen; die vor allem Vorbild sein sollen; denn Erziehung ist in eigentlichem Sinne vorbildliches Leben, vorbildliches Wirken.

Um rohe Völker für die Kultur zu gewinnen, darf man nicht damit anfangen, ihnen eine neue Religion aufzwingen zu wollen. Erst wenn — vorausgesetzt, dass weise Erzieher es überhaupt für wünschenswert im einzelnen Falle erachten — sie für die Kultur gewonnen sein werden, kann man versuchen, ihnen eine neue Religion zu verkünden.

Es ist geradezu unverständlich, dass man bis heute diesen falschen Weg ging, auf dem man das Vertrauen der Wilden verlieren musste.

Das ist ein so natürlicher und einfacher psychologischer Vorgang, dass nur eine verbohrte Bigotterie dafür blind sein kann.

Alle auf niedriger Kulturstufe stehenden Völker sind im eigentlichen Sinne tiefer religiös als der Kulturmensch, weil sie durch viel mehr Kultverpflichtungen dauernd die Berührung mit der Gottheit empfinden. Sie hängen an ihrem Aberglauben, der ihre Religion ist, den wir von unserem dunkelhaft hohen christlichen Standpunkt aus aber als eine Religion nicht anerkennen wollen, mit viel grösserer Zähigkeit und viel grösserer Innigkeit fest, als wir an unserer Religion.

Die von der Völkermacht zu entsendenden Erzieher werden das Vertrauen der Eingeborenen viel leichter und sicherer erwerben, wenn sie das Christentum in Europa lassen und in Afrika sich die genaue Kenntnis der Eingeborenen-Religionen aneignen; wenn sie diese bei den Eingeborenen gelten lassen und nur vorsichtig, nach und nach, Unsinniges und Schädliches auszumerzen suchen. Sie werden den Eingeborenen das Wirken Gottes im Menschen und in der ihn umgebenden Natur offenbar werden lassen, nicht im Sinne der Naturalisten, deren Weltanschauung dem Naiven immer unverständlich bleiben wird, genau so wie dem Weltweisen, der das Wirken einer übersinnlichen Macht erkennt, dem die Natur die naturalistische Weltanschauung am sinnigsten widerlegt.

Ob bei dieser sorgfältigen, nicht dogmatischen, sondern praktischen religiösen Erziehung im geeigneten Zeitpunkt die christliche Religion mit eingeträufelt werden soll: das zu entscheiden, dürfte vorteilhaft in den einzelnen, immer auch individuell zu behandelnden Fällen den weisen Lehrern überlassen bleiben. Wenn es geschehen soll, dann darf es nur das wahre, das unverfälschte Christentum sein, frei von jeder Dogmatik; das Christen-



tum der einfachen Nächstenliebe; eine Religion der Ethik; ein Christentum, das sich örtlichen und zeitlichen Verhältnissen anpassen lässt; ein Christentum, das wandelbar ist, wie alles in der Welt wandelbar ist und sein muss, wenn es Bestand haben soll. Darin eben liegt das Ungenügen der grossen Religionen, dass sie starr an ihren Urformen festhalten und deshalb von einer gewandelten Menschheit nicht mehr verstanden werden können.

Gleichzeitig mit den Erziehern werden wir den auf niedriger Kulturstufe stehenden Eingeborenen den Vertrauen erweckenden und Vertrauen verdienenden Kaufmann zu entsenden haben. Hier gilt es ebenso, das vorhandene berechnete Misstrauen gegen die Europäer zu überwinden; und es wird für die Völkermacht zu erwägen geben, ob sie von diesem Gesichtspunkt aus in dem einen oder anderen Fall nicht lieber mohammedanische Händler mit diesen Aufgaben betraut, als europäische, weil jene noch von früher her bei den Eingeborenen in gutem Angedenken stehen. Der naive Mensch wird, wenn ihm die seinem Geschmack, seinen Neigungen, seinen Bedürfnissen entsprechenden Waren gebracht werden, sich immer gern auf einen Tauschhandel einlassen, aber er muss das Gefühl erlangen und erhalten können, dass er vom Händler nicht übervorteilt wird. Die Ehrlichkeit des Händlers ist nirgends unerlässlicher, als im Verkehr mit solchen naiven Menschen. Wenn aber die Eingeborenen einmal das Gefühl der Sicherheit erlangt haben; wenn der Händler ihnen gegenüber gemäß den eindringlichen Weisungen der Völkermacht den Weg der Ehrlichkeit nie verlässt, dann ist der Eingeborene nicht nur für den Handel, sondern auch für die Kultur gewonnen; und die Fortschritte werden ersichtlich schnelle sein.

Die Araber haben in früheren Zeiten in Afrika mit den wilden Negerstämmen einen solchen beide Teile befriedigenden Handel getrieben und auch zivilisatorisch viel bei ihnen erreicht. Man sollte deshalb, wie schon angeregt, bei der Völkermacht ernstlich erwägen, die Mohammedaner zur Erfüllung jener Aufgaben zum mindesten mit heranzuziehen, umsomehr als ihnen in der Völkermacht dieselben Rechte und Pflichten zustehen, wie den europäischen Völkern.

Eine der wichtigsten und zugleich eine der am wenigsten aufschiebbaren Aufgaben der Völkermacht in Afrika ist die Umgestaltung und Neuorientierung des Kongofreistaates.

Wir haben gesehen, in welcher grauenhaften Weise die Verwaltung Leopolds gehaust und gewütet hat; wie unendlich viel in diesen Gebieten und an den gepeinigten Eingeborenen wiedergutmacht werden muss. Was der belgische Staat, der Erbe Leopolds, aus dem Kongostaat inzwischen gemacht hat, wissen wir nicht. Nehmen wir aber selbst den günstigsten Fall an, so dürften wohl die furchtbarsten Grausamkeiten aufgehört haben, aber im grossen Ganzen die Verhältnisse nicht erheblich geändert worden sein; der Raubbau jedenfalls dürfte nach wie vor der wesentlichste Zweig des belgischen Unternehmens sein.

Es muss sofort Wandel geschaffen werden. Die gequälten Eingeborenen müssen sofort von den drückenden Zwangslieferungen befreit werden. Der Kongofreistaat muss aufgelöst werden, schon weil er keine der Voraussetzungen erfüllt, unter denen seine Gründung erfolgte, und weil es ein Unding ist, von einem Aktien-Handels-Unternehmen die Erfüllung so grosser

kultureller Aufgaben zu erwarten, die ein so gewaltiges Gebiet, wie der Kongostaat stellt.

Die Völkermacht muss ohne Verzug allen belgischen Stationen im Kongogebiet Beamte begeben, welche die Auflösung derselben zu überwachen haben. Das Gebiet des Kongostaates muss allen Nationen, wie bei seiner Gründung vorgesehen war, zugänglich sein.

Da in diesem Gebiet eine Eingeborenen-Regierung nicht zu schaffen sein dürfte, hat zunächst die Völkermacht die Regierung des Kongostaats zu übernehmen, alle belgischen Beamten wegen ihrer Belastung zu entlassen und eine neue Beamtenschaft nach ihren Richtlinien einzusetzen.

Die Belastung der Völkermacht mit einer Regierung, wie in diesem Falle, darf natürlich nur vorübergehend sein, weil ihre Aufgaben anderer Art sind.

Der Kongostaat dürfte am besten in mehrere Gebiete einzuteilen und jedem dieser Gebiete eine besondere Regierung zu geben sein. Da aber das Kongogebiet nur schwach bevölkert ist, kann eine Eingeborenen-Regierung nicht gebildet werden. Dazu kommt, dass die Kulturstufe der afrikanischen Eingeborenen gerade in diesen Gebieten eine zu tiefe ist, um einer von ihnen gebildeten Regierung kulturelle Aufgaben übertragen zu können, die sie selbst mit Unterstützung der Völkermacht nicht zu erfüllen vermöchten, da ihnen ein auch nur annähernd genügendes Verständnis dafür abgeht.

Das Problem des Kongogebietes, und gleich ihm das anderer afrikanischer Gebiete mit ähnlichen Verhältnissen, kann nur mit Hilfe europäischer Ansiedler gelöst werden.

Der Grundgedanke dieses Problems ist, dass einerseits der Kulturstand der Menschheit gebieterisch erfordert, Völker niedriger Kulturstufe in vorsichtiger, freundlicher und liebevoller Weise aus ihrem Stand der Naivetät herauszuführen und als nützliche Glieder in die kulturwirkenden und kulturschaffenden Völker einzureihen, um ihrer selbst willen und um der ganzen Menschheit willen; und dass andererseits alle nicht oder nur dünn bevölkerte Gebiete, wo sie auch liegen mögen, der freien Besiedelung zugänglich gemacht werden müssen, um die Bevölkerungsüberschüsse der Kulturvölker aufzunehmen.

Wenn auf der einen Seite der Kulturfortschritt erfordert, dass alle bedrückten Völker befreit und alle Kolonialmacht beseitigt werde, so hat auf der anderen Seite wegen dieses selben Kulturfortschritts die Gesamtheit der Menschheit Anspruch auf Besiedelung von Gebieten, die von Eingeborenen nur schwach bevölkert sind; ja sie hat sogar Anspruch auf eine Besitznahme solcher Gebiete, soweit die Menschenrechte der Eingeborenen nicht beeinträchtigt und verletzt werden.

Die Völkermacht würde in Ansehung des Kongostaates vor etwa folgende Aufgabe gestellt sein:

Das Kongogebiet, das nicht an die Grenzen des Kongofreistaates gebunden ist, würde in verschiedene Reiche zu teilen sein, deren Gesamtregierung vorläufig die Völkermacht in Händen hat. Bei Aufrechterhaltung des Prinzips der absolut freien Besiedelung, die keinen Ansiedler irgendwelcher Nation ausschliesst, würde den europäischen Völkern, die an Uebervölkerung leiden, je ein solches Reich zur Besiedelung in empfehlender Form zugewiesen werden. Wenn nach Ablauf einer gewissen Zeit, sagen wir von



zehn oder zwanzig Jahren, ein solches europäisches Volk das ihm zur speziellen Besiedelung zugeteilte Reich in einem angemessenen Umfang mit eigenen Landeskindern besiedelt haben wird, so soll dieses Reich als Besitz dieses Volkes zu gelten haben und ihm seitens der Völkermacht die Regierungsgewalt in vollem Umfange übergeben werden. Dabei ist verstanden, dass dieses neubegründete Reich absolut unabhängig sein, und in keinerlei politischem Verhältnis zum Heimatland der Ansiedler, denen die Regierungsgewalt übergeben worden ist, stehen wird.

Eine derartige nationale Verteilung der Kolonisten auf bestimmte Gebiete hat gewisse Vorteile, die von der Völkermacht nicht unberücksichtigt gelassen werden können. Wenn Kolonisten eines Vaterlandes sich gemeinsam in bestimmten Gebieten ansiedeln, so wird es ihnen leichter, auf fremder Erde Fuss zu fassen; ihre seelische Stimmung wird leichter bewahrt vor jener hemmenden Depression, die ein Fremdsein, ein Sichverlassen-fühlen auslöst; die unerlässliche Schaffensfreude wird erhalten. Gemeinsames Vaterland, gemeinsame Erinnerungen, gemeinsames Empfinden, gemeinsame Sprache, gemeinsame Lieder stärken den Mut und erhöhen die Lebenskraft und Lebenslust.

Bei der Regierungsbildung eines so neugeschaffenen Reiches machen sich die Vorzüge solcher nationaler Ansiedelung noch mehr geltend; denn eine Regierung, die nur aus Landsleuten zusammengesetzt ist, wird das Volk viel besser verstehen und sein Wohl viel besser wahren können, als eine anders geartete Regierung. Und schliesslich darf nicht vergessen werden, dass die Völker, die Bevölkerungsüberschüsse hervorbringen, die lebenskräftigsten sind; und dass es deshalb von Nutzen für die gesamte Menschheit sein wird, wenn die Sonderkulturen dieser Völker nach anderen Erdteilen verpflanzt, dort erhalten und gepflegt werden.

Die in solchen neugeschaffenen Reichen eingesessenen Eingeborenen müssen mit allen Mitteln geschützt werden. Sie sollen zwar den Landesgesetzen unterworfen sein, doch müssen die Gesetze ihnen gegenüber einer ihrem Kulturstand angemessenen Dehnung fähig sein; denn Gesetze dürfen einem Untertanen gegenüber nur soweit zur Anwendung kommen, als sie von diesem verstanden werden können. Die Eingeborenen müssen freie Herren auf freiem Boden bleiben, und können und sollen nur in Güte zu den Europäern herangezogen werden.

Die neue Ansiedlerregierung hat sowohl dem Land als Siedlungsgebiet, als auch den Eingeborenen gegenüber alle die Pflichten zu übernehmen, die nach unseren Ausführungen die Völkermacht für die afrikanischen Gebiete übernommen hatte. Da aber nicht anzunehmen ist, dass eine solche Ansiedlerregierung von Anfang an den hohen kulturellen Anforderungen in genügendem Maß gewachsen ist, so ist ihr von der Völkermacht ebenfalls ein Kulturbeirat beizugeben, so lange, bis die Regierung jene Pflichten in vollem Umfang selbst erfüllen kann.

Wo es sich um dünnbevölkerte Gebiete handelt, in denen schon heute die eine oder andere europäische Kolonialmacht Fuss gefasst und sich Souveränitätsrechte angeeignet hat, wird die Völkermacht festzustellen haben, ob die Eingeborenenbevölkerung stark und fortgeschritten genug ist, um die Regierung des Gebietes übernehmen und die ihr, wie jeder anderen Regierung, von der Völkermacht auferlegten Pflichten erfüllen zu können.

Wenn das verneint werden muss, so wird weiter zu entscheiden sein, ob eine Eingeborenen-Regierung mit Hilfe eines Völkermachtsbeirates dazu in der Lage ist. Sollte auch das verneint werden, so würde die Völkermacht den dem Volke der in diesem Gebiet herrschenden Kolonialmacht angehörenden Ansiedlern die Regierungsbildung aufgeben, aber verlangen, dass die europäische Kolonialmacht als solche sich völlig zurückzieht, da auch diese Gebiete unabhängig zu sein haben. Auch diesen Ansiedlerregierungen würde für angemessene Zeit je ein Kulturbeirat beizugeben sein, dessen vornehmste Aufgabe — es kann nicht oft genug wiederholt und hervorgehoben werden — die Beschützung und die Förderung der Eingeborenen zu sein hat.

Völlig anders liegen die Verhältnisse in Nordafrika: in Algier, Tunis, Marokko, Abessinien, wo eine vorwiegend mohammedanische Bevölkerung seit alters eine bemerkenswerte Kultur schuf und pflegte. Die europäische Einflusssphäre hat von jeher diese Gebiete in ihren Bereich zu ziehen versucht und immer auch in gewissem Umfang gezogen, soviel sich auch die mohammedanischen Herren des Landes stets mit aller Macht gegen ihre Unterjochung wehrten.

Mehr als je aber sind heute diese Gebiete von europäischen Mächten umstritten, weil heute unter so veränderten strategischen Verhältnissen sie einen bedeutenden Einfluss auf die Beherrschung des Mittelmeeres auszuüben vermögen, der Lebensader Englands einerseits, der wichtigsten Verteidigungslinie der anderen europäischen Interessen andererseits.

Diese nordafrikanischen Reiche sind ohne Ausnahme in der Lage, sich selbst zu regieren, sind aber teils, wie Algier, Kolonien europäischer Mächte, teils, wie Marokko, selbständige Staaten in starkem Abhängigkeitsverhältnis zu europäischen Mächten.

Die Auflösung aller europäischen Kolonialmacht in diesen Reichen, die Wiederherstellung ihrer völligen Unabhängigkeit ist unerlässlich, nicht allein, weil die unterdrückten Völker Anspruch auf Befreiung haben; und nicht allein, weil diese Reiche der Besiedelung durch Angehörige aller Nationen zugänglich sein müssen: sondern — das ist hier ein verstärkendes Moment — namentlich und besonders weil, wenn diese Gebiete nicht der Machtsphäre der Kolonialmächte sehr bald werden entzogen werden, die Eifersucht unter den interessierten europäischen Mächten, die nicht von Jahr zu Jahr, sondern von Tag zu Tag wächst, Verwicklungen heraufbeschwören muss, welche wiederum die ganze Welt in Verwirrung und Verzweiflung stürzen wird.

Wenn der Balkan bisher mit Recht als Kriegsherd Europas bezeichnet wurde: die afrikanischen Mittelmeergebiete sind es heute in höherem Grade.

Da es sich in den grösseren Gebieten, wie Algier, Marokko, Tunis, um die Beseitigung der französischen Kolonialmacht handelt, welche die Herrschaft mehr oder minder fest in Händen hält, glauben wir nicht, dass die Neuordnung der Dinge auf allzu grosse Schwierigkeiten stossen wird, weil wir der Meinung sind, dass das französische Volk der Völkermachtsidee geneigt ist; eben weil es den Völkerbund im Herzen verwirft, den es als ein Bollwerk Englands betrachtet; weil es der Beseitigung der Kolonialmacht nicht in



dem Maße widerstreben wird, als es voraussichtlich von seiten Englands geschehen wird.

Wenn wir in der Behandlung unseres Problems den Standpunkt vertreten, dass Frankreich ohne sehr grosse Schwierigkeiten für die von uns gekennzeichneten Forderungen der neuen Zeit zu gewinnen sein wird, so geschieht es, weil wir uns nicht irreführen lassen wollen von jenen imperialistischen Kreisen Frankreichs, die im Wettkampf mit England Ziele verfolgen, die auf die Alleinbeherrschung der Welt gerichtet sind, und die dabei Frankreich von einem Abenteuer in das andere stürzen.

Dieser ungesunde Imperialismus mit allen seinen Ausläufern, den man mit „Poincarismus“ bezeichnen könnte, entspricht nicht dem Geist des französischen Volkes. Wohl liegt es in der Natur des Romanen, sich an kühnen Unternehmen grosser Führer, falls sie erfolgreich auslaufen, leicht zu berauschen; aber ebenso schnell verflüchtigt sich der Rausch bei Rückschlägen und Misserfolgen. Das sind Eigenarten französischer Leidenschaften. Der französische Geist aber, das, was im Franzosen stabil ist, liegt in ruhiger Höhe über den Wogen der Leidenschaften; der französische Geist war von jeher und ist heute noch der ehrlichste, überzeugteste, eifrigste Verfechter grosser kultureller Ideen. Wann immer Edelmut, Menschenliebe, Recht und Gerechtigkeit grosse Ideen gebären: der französische Geist bekannte sich zu ihnen und bahnte ihnen die Wege.

Frankreich wird also nach unserem Empfinden in der Neuordnung der Welt Dinge, deren Grundpfeiler einer die Beseitigung der Kolonialmacht ist, eine Entwicklung erblicken, die der ureigensten Veranlagung, die der Geistesverfassung und Geistesstimmung des französischen Volkes entspricht; die Ideen auf den Schild erhebt, die, wären sie nicht schon geboren, von diesem Volk gezeugt werden könnten.

Das französische Volk — wir betonen immer wieder, dass der Poincarismus nicht eigentlich französischer Geist ist — wird mit viel grösserer Liebe, mit viel gösserem Eifer, mit viel grösserer Ueberzeugungstreue an hervorragender Stelle an jenen grossen Kulturaufgaben mitarbeiten wollen, als weiterhin von Abenteuer zu Abenteuer ziehen; das Blut seiner Jugend auf den Schlachtfeldern ohne Nutzen vergiessen; seine finanzielle und schliesslich seine ethische Kraft zugrunde richten.

Aber nicht allein diese Beweggründe ethischer Natur werden Frankreich sich auf unsere Seite stellen lassen, sondern auch seine rein praktischen Erwägungen.

Selbst wenn Frankreich, was wir nicht annehmen können, sich nur von praktischen Erwägungen leiten lassen würde, so hätte es die Vorteile seines gegenwärtigen Kolonialwesens den Vorteilen, die es aus der Neuordnung ziehen könnte, gegenüber zu stellen.

Und die Vorteile der Neuordnung für Frankreich überwiegen jene bei weitem! Es kann also auch die ausschliesslich realpolitische Einstellung keinen Zweifel über die Stellungnahme Frankreichs lassen.

Es würde zwar in seinem grossen Kolonialreich den Machteinfluss des Gebietes verlieren, dafür aber zweifellos einen Einfluss freundschaftlicher und sittlicher Natur eintauschen, der ihm von grösserem Nutzen sein würde, als dieser. Frankreich ist, im Gegensatz zu England, im allgemeinen nicht der Erbfeind der kolonialen Bevölkerung, sondern er ist ihr Freund, ihr

Weggenosse, der, ihr Gutes zu tun und Kulturgüter zu übermitteln, immer bestrebt war; der niemals in die Kolonien kam in der ausgesprochenen Absicht, sie auszubeuten; dessen ausbeutende Handlungen immer nur Ausschreitungen waren, die vom französischen Volk stets mit Entschiedenheit verurteilt wurden.

Wir haben schon darauf hingewiesen, dass die französische Eigenart, sehr oft ohne jede Absicht, sich die Zuneigung anderer Völker erwirbt; dass überall, wo die Franzosen in Frieden kamen, sie Einfluss gewannen in einem Umfang und von einer Dauer, die sie selbst wahrscheinlich niemals erwartet hätten. Warum also sollten die Franzosen in ihren Kolonialgebieten nach Auflösung ihrer Kolonialmacht nicht jenen Einfluss sich erhalten, ja vergrössern und erweitern, indem sie ihre natürliche einnehmende und verbindliche Art absichtlich spielen lassen? Ist nicht vielmehr zu erwarten, dass dann erst recht französische Art, französische Sitten und Gebräuche angenommen werden, die den kolonialen Völkern an sich zu sagen, heute vom Zwingherrn aber noch widerwillig entgegengenommen werden.

Es erscheint geradezu absurd, anzunehmen, dass Frankreich in seinen Kolonien nach der Neuordnung eine Einbusse an seinem Handel erleiden könnte. Selbst wenn andere rührige Völker sich an diesem Handel beteiligen werden, so hat Frankreich einerseits von vornherein einen nicht unwesentlichen Vorsprung, andererseits wird es sich ohne Schwierigkeit der neugeschaffenen Lage anzupassen verstehen. Die französische Industrie hat in jüngster Zeit durch ihren Anschluss an die deutsche Industrie bewiesen, dass nicht allein sie erkennt, was die Weiterentwicklung der Wirtschaft erfordert, sondern dass sie auch willens ist, die richtigen Wege zu beschreiten und die erforderlichen Anstrengungen zu machen. Tut England solches? Nichts bewegt sich in seiner Industrie, in seiner Wirtschaft nach dieser Richtung. Die Engländer beharren weiter auf ihren veralteten Prinzipien und Systemen; sie müssen darauf beharren, weil ihnen das Jahrhundert lange Wohlergehen, die Jahrhunderte lange Konkurrenzlosigkeit die Fähigkeit nahmen, sich anderen Menschen und Völkern, sich anderen Verhältnissen anzupassen, und sie noch immer wännen lassen, die Welt müsse ihnen sich anpassen; die Welt müsse die Waren nehmen, die sie bringen, und zu den Preisen, die sie verlangen.

Zweifellos streben die mohammedanischen Eingeborenen Nordafrikas nach völliger Unabhängigkeit; zweifellos bekämpfen sie die Franzosen, in denen sie ihre Unterdrücker sehen, wo immer sie können; wenn aber Frankreich freiwillig sich als Kolonialmacht zurückziehen und den Eingeborenen Regierungen mit Lust und Liebe und Freundschaft bei der Neugestaltung behilflich sein wird; wer, der jene Bevölkerung kennt, kann zweifeln, dass Frankreich sich damit einen weitgehenden Einfluss erhalten wird?

Die Umgestaltung der nordafrikanischen Reiche wird die Völkermacht in ähnlicher Weise vorzunehmen haben, wie die Indiens.

So selbstverständlich es ist, dass die völlige Unabhängigkeit von Algier, Tunis, Marokko und Abessinien hergestellt werden muss, so selbstverständlich ist andererseits, dass Unabhängigkeitsbestrebungen einzelner grösserer Stämme innerhalb dieser Reiche nicht gefördert werden können. Sie sollen zwar seitens der Völkermacht alle Unterstützung geniessen, die ihnen



nach deren Richtlinien und Satzungen zustehen; aber Reiche in Reichen zu schaffen ohne zwingende Gründe, kann nicht im Interesse der Nächstbeteiligten und auch nicht im Interesse der Allgemeinheit liegen. Wenn solche Stämme eine andere Kultur besitzen, als das Reich, dem sie angehören, so können sie unter dem Schutze der Völkermacht ihre Sonderkultur ungestört pflegen; aber die Gewährung der Emanzipation bedingt zudem das Vorhandensein der erforderlichen Kräfte wirtschaftlicher, finanzieller, kultureller und bevölkerungspolitischer Natur.

Wie töricht es ist, kleine Staatengebilde zu schaffen, beweisen die neugeschaffenen Ostseestaaten, die sogenannten Randstaaten: Lettland, Estland, Litauen. Diese können nicht leben und nicht sterben. Wer diese Länder bereist, kann überall hören, dass sie die Unterhaltung eigener Staatsbetriebe für einen Wahnsinn halten, der jedem einzelnen Bewohner die Existenzmöglichkeit untergräbt. Ganz allgemein sind diese Völker willens, sich Russland wieder einzuverleiben, wenn dieses erst wieder ein Kulturstaat sein wird.

Ja, Russland! Der Welt Sorgenkind; das Sorgenkind auch der Völkermacht!

Wohl gehört es zu den vornehmsten Grundsätzen der Völkermacht, sich jeder Einmischung in innenpolitische Angelegenheiten der Einzelstaaten zu enthalten, soweit es sich nicht um Unterstützung der Regierungen handelt zum Aufbau von Wirtschaft und Kultur; aber die Völkermacht darf nicht zusehen, wie die ganze Welt zusah, wenn ein grosses Volk, eine grosse Wirtschaft, eine grosse Kultur von Wahnsinnigen vernichtet wird. Nichts bezeichnet die Unzulänglichkeit der heutigen Weltorganisation treffender; nichts lässt die Unmöglichkeit der Fortdauer solcher Zustände klarer erkennen, als das furchtbare Drama des russischen Volkes.

Die Welt hat tatenlos, teilweise mit Schadenfreude, zugesehen, wie eine Handvoll Menschen, erfüllt von phantastischen Ideen, die Macht über das zahlenmässig grösste Volk Europas an sich riss; wie sie, gierig, die Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen; noch gieriger aber, ihren Hunger nach Macht zu sättigen, eine in vielen Jahrhunderten aufgebaute Wirtschaft völlig vernichtete. Die Welt hat zugesehen, wie diese wenigen Menschen sich in der Roten Armee ein Werkzeug schufen, um alle Menschenrechte verhöhnen zu können, um in einem Monat mehr unschuldige Menschen in grauenhaftester Weise hinzumorden, als alle Romanows zusammen im Laufe mehrerer Jahrhunderte. Die Welt hat zugesehen, wie in Russland alle Vermögen vernichtet, wie das ganze Volk nicht allein an den Bettelstab gebracht wurde, sondern ins Hungerelend, während jene Handvoll Menschen sich bereichert und die blutige Armee fett füttert, deren sie als Machtinstrument nicht entbehren kann.

Der grösste Teil des russischen Volkes hungert und betet zu seinem Gott, soweit nicht Wahnsinnsstumpfheit das Gebet verdrängt hat, um endliche Befreiung von dem furchtbaren Joch, gegen das sich aufzulehnen, jedem das Leben kosten würde. Das russische Volk ist bettelarm; von den Hungerlöhnen kann es sich niemals satt essen, viel weniger noch sich kleiden; das ganze Volk ist in des Wortes wahrstem Sinne in Lumpen gehüllt. Und dabei muss jeder dieser Hungernden von seinen wenigen Groschen abgeben an die Kassen, aus denen die bolschewistische Propaganda in der ganzen Welt mit immer offenen Händen bezahlt wird; aus denen die

ungeheuren Unterstützungsgelder an die in Deutschland und England streikenden Arbeiter bezahlt werden, die von dem hungernden russischen Arbeiter um ihr Los beneidet werden. Der russische Arbeiter und der russische Bauer wünschen nichts mehr, als für eine Bourgeoisie arbeiten zu dürfen, gegen die sich deutsche und englische Arbeiter im Streik auflehnen. Sie wünschen es nur, um sich satt essen zu können; darüber hinaus sind sie wunschlos. Ganz Europa erstickt in einem Ueberfluss an Waren, und in Russland fehlen diese Waren absolut. Ganz Europa könnte auf Jahre hinaus gut beschäftigt werden, um nur den allerdringendsten Bedarf Russlands zu decken; aber die Bolschewiken haben kein Geld, um genügend Waren für den allerdringendsten Bedarf zu kaufen; das Geld ist für andere Zwecke bestimmt.

Und dem allen sieht Europa tatenlos zu! Und Europa hätte dem Wüten schon längst Einhalt gebieten können, wenn es einig wäre. So aber buhlt fast jede europäische Regierung um die Gunst, einige Geschäfte mit den Bolschewiken machen zu dürfen, die durch dieses Buhlen — wer kann es ihnen verargen? — in einem Maße frech geworden sind, das jedes Menschenverstandes spottet.

Wir verkennen nicht, dass die allgemeine europäische Arbeitslosigkeit jede Regierung zwingt, eifrig nach Absatzmöglichkeiten zu suchen, aber der Wirtschaft eines jeden europäischen Volkes wäre mehr gedient gewesen, wenn sich Europa verständigt hätte, um Mittel zu ergreifen, die Bolschewiken-Herrschaft zu beseitigen, oder sie zu zwingen, den Forderungen eines Kulturstaates gerecht zu werden. Europa hatte die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, das zu tun, nicht allein um seinetwillen, sondern um der Errettung des unschuldigen, geduldigen russischen Volkes willen. Europa hat die selbstverständlichsten Menschenpflichten verletzt, indem es, wohl helfen könnend, aber Hilfe ablehnend, das ganze russische Volk hungern und grosse Teile davon verhungern liess.

Es ist geradezu ein Frevel, dass die von den Bolschewiken so gern gesehene europäischen Kommissionen von Arbeitern und Wirtschaftlern Märchen verbreiten von Wohlergehen und von der Vorzüglichkeit des Sowjetregimes, welche die Tatsachen Lügen strafen. Was diese Kommissionen in Russland sehen, sind ohne Ausnahmen Potemkin'sche Dörfer, für sie aufgebaut. Mit dem Leben würde ein Schielen über die Potemkin'schen Dörfer hinaus bezahlt werden müssen. Jene europäischen Kommissionen haben auch gar nicht das Bedürfnis, mehr sehen zu wollen. Die Liebenswürdigkeit der Bolschewiken ist so bezaubernd und die Verpflegung in Moskau so ausgezeichnet, dass sie am liebsten als Dauerkommissionen in Russland bleiben möchten.

Möchte, schon allein um Russlands willen, ein gütiges Geschick uns bald die Völkermacht bringen!

Wenn nicht die Völkermacht in Russland Ordnung schafft, wird das Unglück Russlands noch lange Zeit währen. Jene wenigen Männer werden dank der Roten Armee sich noch lange halten können; und wenn nicht, so werden weitere Revolutionen das Unglück nicht mildern, sondern vielleicht noch vergrössern. Ein einiges Europa — die Völkermacht würde ein solches repräsentieren — wäre sehr wohl imstande, Wandel zu schaffen. In dem Augenblick, in dem die Völkermacht verfügen wird, dass kein Land irgend-



welche Beziehungen mit Russland aufrecht erhalten darf, muss auch eine Bolschewikenregierung zu Kreuze kriechen; und wenn nicht, dürfte man auch vor Anwendung militärischer Gewalt nicht zurückschrecken. Die Rote Armee müsste besiegt werden; und das würde trotz des weiten Russlands erreicht werden können, weil die gesamte russische Bevölkerung hinter uns stehen, und die Rote Armee eine sehr grosse Widerstandskraft kaum aufbringen würde; namentlich wenn keine Regierung mehr vorhanden sein wird, die sie ernährt und mästet; denn die Sorte von Menschen, die heute die Macht in Russland in Händen hat, stirbt nicht den Heldentod an der Spitze der Armee. Wenn auch nur schwache Gefahr ihnen droht, werden die für solche Fälle schon bereit stehenden Flugzeuge die Helden, die Millionen unschuldiger Menschen hinschlachteten, in die Lüfte heben und sie landen, wo keine Gefahr mehr droht.

Wir sehen keine Möglichkeit, das russische Chaos zu lösen ohne die Völkermacht; sie aber wird dem gequälten russischen Volk die Sonne wiederbringen und allen anderen Völkern einen ungestörten freien Verkehr mit Russland, der es wieder aufbauen wird.

Nach einer anderen Richtung wird die Völkermacht in einem anderen Kulturland grosse und dringende Aufgaben zu erfüllen haben: in China.

China hat zwar eine uralte Kultur; aber diese alte Kultur ist erstarrt und die Chinesen haben hartnäckig an dem erstarrten Idol festgehalten. Das hat sie in einen gewissen Widerspruch mit ihrer Umwelt gebracht; umsomehr in Widerspruch gebracht, als sie glaubten, durch ein strenges Abschliessen ihre alte überragende Kultur als solche erhalten und die zersetzenden Einflüsse der Aussenwelt fernhalten zu können. Sie haben an diesem Prinzip viele Jahrhunderte festgehalten und ihr Ziel dabei in hohem Maße auch erreicht — nicht aber sich zum Nutzen.

Die Erstarrung ihrer Kultur ging allmählich in eine gewisse innere Zersetzung über, die ihre stärkste Auswirkung auf politischem Gebiet fand. Führende Geister haben wohl erkannt, dass ihr Vaterland, dass ihre Kultur sich wandeln müsse, wie alles in der Welt sich wandelt; aber den breiten Massen die Notwendigkeit solchen Wandels verständlich zu machen, ist unendlich schwer, umso schwerer, als vieles, vieles, was von aussen zu ihnen drang, Entsetzen und Grauen erregte, erregen musste. Der Widerspruch gegen die Neuerer ist deshalb stark und wird noch lange Zeit stark bleiben. Bei der Gestaltung des Landes und des Volkes werden Bürgerkriege noch Jahrzehnte, vielleicht noch länger, dauern und Not und Elend im Gefolge haben.

Hier liegt eine dankbare Aufgabe für die Völkermacht: sie kann China die innere Ruhe verleihen, es der neuen Zeit und der neuen Kultur erschliessen. Ob das grosse chinesische Reich dabei als ein einziges geschlossenes Reich mit Vorteil weiter erhalten bleiben, oder besser in ein nördliches und ein südliches Reich geteilt werden soll, muss genauen Erwägungen mit der chinesischen Intelligenz überlassen bleiben.

Ebenso wichtig, vielleicht noch wichtiger, ist der Einfluss, den die Völkermacht nach anderer Richtung in China geltend zu machen haben

wird: in der Abwehr der gierigen Hunde, die sich seit langem angeschickt haben, sich auf ein schwaches China zu stürzen.

An den Toren Chinas liegen die Kolonialmächte seit vielen Jahrzehnten, um in jedem Augenblick bereit zu sein, die Beute zu erraffen. China ist keiner dieser Kolonialmächte gewachsen und wäre längst von einer derselben verschlungen worden, wenn nicht jede von ihnen eifersüchtig darüber wachte, dass keine andere die Beute erlange; nur diese Eifersucht erhält noch die Unabhängigkeit Chinas. Wehe China, wenn irgend eine politische Weltkonstellation einer der Kolonialmächte ermöglichen würde, es in Besitz zu nehmen! Was China in einem solchen Falle völliger Wehrlosigkeit zu erwarten hätte, kennzeichnet jener ruchlose Opiumkrieg, den England gegen das schwache China führte.

Man bedenke, welche verheerenden Folgen der Opiumgenuss hervorruft; man bedenke, dass der diesem ergebene Mensch schnell zugrunde gehen muss; man bedenke, dass die englische Ostindische Kompagnie planvoll den Opiumgenuss in China verbreitet hatte: und man wird erkennen, dass die chinesische Regierung dem verbrecherischen Treiben bei den bald ersichtlichen furchtbaren Folgen nicht tatenlos zusehen konnte; dass sie die Einfuhr von Opium endlich verbieten musste.

War das nicht das selbstverständliche Recht; war das nicht die unerlässliche Pflicht der chinesischen Regierung? Musste bei solchen Wirkungen solchen Maßnahmen nicht die ganze Welt beipflichten? Konnte es auch nur einen Menschen in der ganzen Welt geben, der nicht verlangen musste, dass der vorsätzlichen Vergiftung eines ganzen grossen Volkes Einhalt geboten werde?

Und doch gab es ein ganzes Volk, welches das Gegenteil wollte: die Engländer!

Sie sollten von einem China sich die ganze Opiumkultur, die sie im wesentlichen zwecks Absatzes in China angelegt hatten, zugrunde richten lassen?! Konnte die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens dieses 400 Millionen-Volkes gegenüber der Erhaltung ihres Opiumgeschäftes ins Gewicht fallen? Ganz unmöglich! Diese chinesische Frechheit musste ein für alle Mal ihren Denkkettel erhalten!

Und England begann den Opiumkrieg gegen China, den es natürlich gewann. Das Opium wurde weiterhin ungehindert in China eingeführt.

Die gefrässigen Hunde vor den Toren Chinas aber muss die Völkermacht entfernen.

China mit seiner alten vornehmen Kultur muss zwar nicht nur wirtschaftlich, sondern auch kulturell der neuen Zeit erschlossen werden, aber es muss in vollem Umfange seine Selbständigkeit behalten, und soweit es sie schon eingebüsst hat, wieder erlangen. China muss mit Hilfe der Völkermacht in absehbarer Zeit in der grossen Völkerfamilie den seiner Grösse und seiner alten und hohen Kultur entsprechenden Platz einnehmen; und die Völkermacht hat darüber zu wachen, dass ihm dieser nie mehr verloren geht.

Und Aufgaben wie in China gibt es für die Völkermacht an allen Ecken und Enden der Erde zu lösen. Diese Aufgaben alle aber können nur gelöst werden, wenn alle Kolonialmacht endgültig beseitigt sein wird, damit die Völkermacht ungehindert nach Menschensatzungen kolonisieren kann.



## Schlusswort.

So ziehe denn hinaus, mein Buch, das du mit Herzblut geschrieben bist und gezeugt von tiefster Liebe zur leidenden Menschheit und festem Glauben an einen herrlichen Kulturaufstieg; so ziehe denn hinaus und rüttle an den Toren der Menschengewissen, auf dass sie nicht länger träge und gefühllos der Verelendung vieler Millionen unschuldiger Menschen zusehen; ziehe hinaus und gewinne die Herzen der Menschen, die Herzen der Völker für edler Menschheit Ziele, und zeige ihnen den Weg, der allein zu den Gefilden des Glückes und der Seligkeit führt; ziehe hinaus, ruhigen Gewissens und klaren Blickes, erfüllt von dem zielsicheren Gedanken, dass du einer guten und hehren Sache dienest; ziehe hinaus, gehe deinen geraden Weg und lasse dich nicht beirren durch Schmähreden und Gift, die von am Wege Stehenden auf dich werden geschleudert werden!

Ja, sie werden auf dich geschleudert werden als ganze Fluten von Unrat; sie werden auf dich geschleudert werden, hohnschreiend, blindwütig, zähnefletschend; denn es sind ihrer gar viele, die den Zweck des Lebens nur erkennen wollen in der Befriedigung roher Sinne, nicht in der der Seele!

Wehrlos, mein Buch, sind wir, du und ich, gegenüber solchen Angriffen, die ich im Geiste schon gegen uns heranfluten sehe; aber ich bin der göttlichen Zuversicht, dass sie vergehen werden; nicht aber die Idee, die ich in Bewegung setze; und deshalb rufe auch ich: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ Ich rufe es umso überzeugter, als es sich gar nicht um eine neue Idee handelt, die ich in Bewegung setzen will, sondern nur um ein Zusammenfassen und Präzisieren von Ideen, Gedanken, Gefühlen, die neben mir Tausende, Hunderttausende denken und empfinden. Die Welt ist voll von solchen Gedanken; und alle diese Hunderttausende werden in meinem Buche nichts Neues finden; sie werden Wort für Wort nur das ausgeführt erkennen, was sie in ihrem Inneren fühlen.

Dieses hunderttausendfältige gleichartige Empfinden aber ist der Nährboden, auf dem solche Ideen gepflanzt und zur Reife gebracht werden müssen.

Noch war es in der Welt immer so, dass nicht neue Ideen sich die Zeiten anformten, sondern dass die veränderten Zeiten die Ideen gebaren. Ideen, die nicht ihrer Zeit entsprossen, hatten kein Blut, waren lebensunfähig; alle grossen Ideen dagegen, die die Welt veränderten, fanden bei ihrer Geburt die Zeit bereit zu ihrem Empfang, sie schon erwartend.

Homer schuf den Griechen die neuen Götter, die heiteren, die menschenähnlichen, weil seine Zeit mit den alten Göttern nichts mehr anzu-



fangen wusste, weil sie an den sonnigen Gestaden Joniens ein sonniges Göttertum brauchte.

Das Griechentum änderte sich im Laufe der langen Jahrhunderte; die heitere Daseinsfreude, die die ganze Welt als ein Gegebenes, als ein Fertiges erkannte, konnte dem wachsenden Geist nicht mehr genügen; das hohe Niveau der griechischen Kultur schuf einen philosophischen Geist, der den Sinn der Welt nicht als vom Olymp ausgehend erkannte. Jenes Ungenügen liess die Menschen tiefer in das Wesen der Dinge dringen; und je tiefer sie zu dringen versuchten, umso empfindlicher ward das Unbefriedigtsein; man wurde irre an der Welt, man wurde irre namentlich an der Menschheit, an dem eigenen moralischen Stand. Ein tiefer Spalt durchdrang die menschliche Seele und die ganze menschliche Lage; alles eigene Vermögen schien gelähmt zu sein; und keine Hoffnung schien zu bestehen, aus eigener Kraft des Menschen die Hemmung zu überwinden. In solcher Hilflosigkeit erwartete die Menschheit die Befreiung von aller Not und eine Versetzung in ein neues Leben, das namentlich den moralischen Zwiespalt überwindet und dem tieferschütterten Menschen Ruhe und Frieden bringt, von einer Macht, die allen Verwicklungen der Welt und damit der Welt selbst unbedingt überlegen ist; nur eine sich selbst angehörige Gottheit könne die Menschheit der Not entwinden.

Und in diese Zeit der Hilflosigkeit des Suchens und Sehens wurde das Christentum geboren, das Christentum der Weltüberlegenheit, der aus Liebe und Gnade erlösenden Gottheit; das Christentum, das dem verzweifelten Menschen wieder Lebensmut und Lebenstrieb einflösste, das ihm einen festen Halt gab und ihn seiner Rettung versicherte.

Die Lehre Jesu wäre eine Episode geblieben, wie sein geschichtliches Leben eine Episode war, wenn sie nicht nach Griechenland gekommen wäre, wo der Boden für eine solche Lehre bereitet war. Nicht im Judenlande wurde das Christentum geboren; Griechenland war seine Wiege.

Und das Gleiche in der Wende zur neuen Zeit, in der Zeit der Renaissance. Die grossen Ideen und Bewegungen derselben konnten nur wirken, weil sie in eine Zeit geboren wurden, die seit Jahrhunderten sich zu ihrem Empfang vorbereitet hatte; weil die Menschheit ihrer schon ungeduldig harrete.

Die christliche Religion hatte sich zur Kirche entwickelt, jener Organisation mit überlegener Autorität. Diese Organisation fügte die ganze Menschheit auf Grund gemeinsamer Ueberzeugungen fest zusammen, verband sie nicht nur durch einen äusseren Zwang, sondern auch innerlich. Die geistige Ordnung ward tief in das Menschliche hineingezogen und empfing daraus starke Einflüsse; ihre nähere Gestaltung wurde mitbestimmt durch das, was der Mensch an Bedürfnissen hatte, oder was nötig schien, um ihn in Bewegung zu setzen. Der Organisationsgedanke hatte nicht nur das Verhältnis des Individuums zur Gemeinschaft bestimmt, sondern auch das der einzelnen Lebensgebiete untereinander. Die religiöse Gemeinschaft, als Kirche, gab dem Einzelnen einen festen Halt, wies ihm die Richtung seines Lebens und nötigte ihn zu bestimmten Leistungen mit sanfterem oder stärkerem Zwang. Damit wurde ein gewisser Stand des Lebens erreicht, eine gewisse geistige Regung bewirkt und eine Disziplinierung der Massen vollzogen. Aber jene Unterordnung und Bindung brachte unvermeidlich

ein starkes Sinken der Selbständigkeit mit sich; und mit der Selbständigkeit musste auch die Innerlichkeit Schaden erleiden. Dadurch, dass der Hauptzweck des Menschen an die Verrichtung gewisser Uebungen und Leistungen, an die Erfüllung seiner kirchlichen Verpflichtungen, verknüpft wurde, musste das, was im Inneren des Menschen vorging, zur Nebensache werden. Der Schwerpunkt des Lebens wurde aus der Seele des Einzelnen herausverlegt, und dieser wie ein blosser Anhang des riesenhaften Kirchensystems behandelt. Die Kirche wurde damit nicht nur zum alleinigen Träger der Wahrheit, sondern auch zum moralischen Gewissen der Menschheit; ihre Diener befanden darüber, was jeder als wahr zu erachten und als gut zu erstreben habe; sie glaubte, ihn ewiger Seligkeit versichern, oder zur Unseligkeit verdammen zu können.

Das Eingezwängtsein in den Dogmatismus aber, der ewig währende Druck der kirchlichen Pflichten, das Unterdrücken jedes Persönlichkeitswollens, Persönlichkeitsstrebens, Persönlichkeitswirkens wurde der Menschheit immer unerträglicher; sie sehnte sich nach Befreiung, nach neuen weltbewegenden Ideen.

Nur weil dieses heisse Verlangen, dieses brünstige Sehnen vorhanden war und durch die ganze Menschheit ging, konnten die grossen Ideen der Renaissance zu Wirklichkeiten werden. Die Italiener sprengten die Fesseln und schufen eine neue grosse Kunst und eine befreiende Gesamtstimmung des Lebens. Die Franzosen führten es weiter in die Verzweigung des Daseins hinein; ihre leitenden Geister gaben dem Individuum eine trotzig Selbständigkeit und befreiten es von der Wust und dem Schutt der Vergangenheit. Die Deutschen verfochten die Freiheitsbewegung auf religiösem Gebiet und senkten sich am tiefsten in das Innere der Seele ein; auf der Höhe ihrer klassischen Literatur entwickelten sie schliesslich die Idee der weltumspannenden, in sich selbst gegründeten, eigenen Gesetzen folgenden Persönlichkeit.

Und wiederum steht die Menschheit an einer der grossen Zeit- und Kulturwenden. Eine alte Zeit ist versunken, eine neue aber noch nicht heraufgekommen. Wiederum empfindet die Menschheit ein trostloses Ungenügen; wiederum erfasst sie Verzweiflung; wiederum erkennt sie die Unmöglichkeit eines ferneren Auskommens mit dem Alten; wiederum verlangt sie mit Sehnsucht und Ungestüm eine neue Wirklichkeit. Und die Menschheit tappt dabei nicht etwa im Dunkeln; sie weiss ganz genau, was sie will, und was sie braucht, um sich aus den Fesseln einer unerträglich gewordenen Vergangenheit, einer unerträglich gewordenen Gegenwart befreien zu können; sie hat Ideen geboren, Ideen, von denen Teile in diesem Buche wieder gegeben sind; die aber eben nur Ideen sind und der Verwirklichung noch harren.

Und wenn die Menschheit so verlangend die Arme nach ihr ausstreckt, warum lässt die Verwirklichung noch auf sich warten?

Es ist auch jetzt wieder, wie immer es war: eine ganze Menschheit verlangt händeringend nach dem in so greifbarer Nähe liegenden Grossen; aber starke irdische Gewalten, die aus niedriger Selbstsucht am Alten hangen, sind am Werke, um jenen neuen Geistern den Eintritt zu wehren, und mit Feuer und Schwert die Tausende zu bekämpfen, die die Pflicht empfinden und den Mut haben, die Menschheit aus dem Unerträglichen erlösen zu wollen.



Musste nicht Sokrates den Giftbecher trinken; und waren nicht schon nach einem einzigen Menschenalter seine Lehren geistiges Eigentum des ganzen Griechenvolkes geworden? Wurden nicht die Christen im römischen Reich wegen ihres Glaubens verfolgt und getötet, um diesen auszurotten; und wurde nicht schon bald darauf das Christentum zur römischen Staatsreligion erhoben? Musste nicht Galilei unter Androhung der Todesstrafe widerrufen; und bewegte sich die Erde nicht doch? Wurde nicht gegen Luther der Bannstrahl geschleudert; und schritt nicht doch seine Reformation im Triumph durch die Welt? Widerfuhr nicht Nietzsche noch Schlimmeres: Nichtachtung; und wurde nicht doch in weniger als einem Menschenalter nach seinem Wirken er der gefeiertste Menschheitslehrer?

Warum sollte es der Idee der Beseitigung der Kolonialmacht besser ergehen; der Kolonialmacht, die als Grundübel jeder erkennt, der die Zusammenhänge des Weltgeschehens versteht; als das Grundübel erkennt, das dem Sehnen der jetzigen Menschheit sich entgegenstemmt; dem neuen Grossen den Eintritt wehrt?

Es wird ihr nicht besser ergehen!

Der Engländer im besonderen wird erklären: „Ein deutsches Buch! Bah! Der Neid der Besitzlosen!“ Er, der seinen Verbrechen den Mantel der Moral umzuhängen pflegt, wird aus dieser seiner Mentalität heraus argumentieren, dass ich die Lösung eines vermeintlichen Kulturproblems verlange in der Absicht, durch eine solche Umwälzung Deutschland erhebliche Vorteile zu verschaffen.

Nun denn! Ich wäre nicht des Glückes wert, Deutscher zu sein, wenn nicht der Gedanke, dass durch Beseitigung der Kolonialmacht mein Vaterland aus schwerer Not befreit werden würde, meine Brust schwellte und ein Gefühl von Glückseligkeit in mir auslöste!

Das bekenne ich freimütig; aber ich erkläre zugleich, dass der Inhalt meines Buches nicht um ein Jota anders sein würde, wenn Deutschland zu den Kolonialmächten zählte, oder gar an Englands Stelle die grösste Kolonialmacht wäre. Ich würde in diesem Falle mit der gleichen Entschiedenheit und mit der gleichen Schärfe die Beseitigung der Kolonialmacht fordern; nicht allein, weil mir die Erhaltung der Menschheit und ihr weiterer Aufstieg wichtiger erscheinen, als die zeitlichen Vorteile, deren Deutschland als grosse Kolonialmacht geniessen würde, sondern auch, weil ich, die künftige Entwicklung der Kultur erkennend, die Beseitigung der Kolonialmacht mit ihren Auswirkungen als ebenso im Interesse der Kolonialmächte liegend erachte, wie im Interesse aller anderen Völker.

Man wird auch mir, wie seit altersher allen Verfechtern neuer Ideen zurufen: „Phantast! Glaubst du, der Menschheit zu dienen, wenn du sie mit undurchführbaren Ideen verwirrst und irreleitest; setzest du dich damit nicht dem Spott der ganzen Welt aus?“

Und wenn es so wäre; wenn die ganze Welt meiner spottete: ich würde ihr erwidern, dass Ideen nicht mit Spott bekämpft werden können, sondern nur mit Ideen.

Aber es ist gar nicht die Welt, die spotten wird; es sind nur diejenigen, welche an der Erhaltung der Kolonialmacht ein gegenwärtiges persönliches Interesse haben, und vielleicht Einzelne, die nur das in ihre Berechnungen

einbeziehen können, was sie mit dem leiblichen Auge zu sehen und mit der Hand zu greifen vermögen; denen der Blick in die Ferne nicht eignet.

„Hältst du“, wird man mir entgegenrufen, „die Welt für ein Puppentheater, in dem du die Völker an Drähten nach deinen Ideen lenken kannst? Hältst du die Menschen für Engel? Glaubst du, dass sie plötzlich Leiden schaften und Laster ablegen und zahm und geduldig werden wie die Schafe? Lehrt dich nicht die Geschichte, dass die Menschen bis zum heutigen Tag nicht besser geworden sind; lässt sie dich nicht schliessen, dass auch künftig sie nicht besser sein werden?“

Dieser letztere Einwand hat den Schein einer gewissen Berechtigung für sich; die Natur des Menschen erscheint uns, nach unserer Kenntnis der Geschichte, im Laufe der übersehbaren Jahrtausende als nicht besser geworden, ja oft als schlechter geworden. Es erscheint uns, als seien die niedrigsten Leidenschaften, Gier und Habsucht, stärker und furchtbarer geworden, als sie vor Jahrtausenden waren. Das erscheint uns aber im wesentlichen nur deshalb so, weil unsere Geschichtskennntnis überwiegend sich auf Völkercharakter und Völkermoral erstreckt. Völker aber haben, als solche, im eigentlichen Sinne weder Charakter, noch Moral; weil sie heute noch, wie vor Jahrtausenden, nur ein Gesetz kennen und achten: die Gewalt; weil im Gegensatz zu den Individuen und deren Gesellschaft sie Gesetze der Moral nicht anerkennen; und wenn sie solche befolgen, sie es nur so lange tun, als sie ihren selbstischen Interessen dienen.

Trotzdem muss zugegeben werden, dass ein Besserwerden der menschlichen Natur kaum erkennbar ist; nicht aber kann zugegeben werden, dass nicht die Menschheit in der Moral Fortschritte machte. Diese Fortschritte sind klar erkennbar in den Beziehungen der menschlichen Gesellschaft, in der freiwilligen Beachtung und Befolgung der Gesetze der Gesellschaft. Schritt für Schritt ist ein Aufstieg der gesellschaftlichen Moral erkennbar; und manche sittliche Errungenschaft ist heute der Menschheit ein Segen, deren Forderung vor einem Jahrhundert noch Spott ausgelöst haben würde.

Sollte also wirklich die menschliche Natur nicht besserungsfähig sein, so ist es doch sicher die Moral der menschlichen Gesellschaft; und die von mir geforderte Beseitigung der Kolonialmacht stützt sich nicht auf jene, sondern auf diese.

Ich wiederhole aber: Die Nichtbesserungsfähigkeit der menschlichen Natur ist nur ein Schein; denn wenn wir tiefer blicken und forschen, so vermögen wir wohl ein Besserwerden zu erkennen; und wir vermögen auch zu erkennen, dass durch allen sittlichen Aufstieg der menschlichen Gesellschaft die Menschheit nicht glücklicher werden kann, wenn nicht auch das Individuum in seiner Natur besser wird. Wenn ich deshalb sagte, dass die Geschichte wohl ein Besserwerden der gesellschaftlichen Moral erkennen lasse, nicht aber ein solches der menschlichen Natur, so soll und kann damit nicht behauptet werden, dass die menschliche Natur nicht besserungsfähig sei; es soll vielmehr gesagt werden, dass der Fortschritt der gesellschaftlichen Moral leichter erkennbar ist, als der des individuellen Besserwerden; dass der Fortschritt der ersteren ein schnellerer ist, als der des letzteren. So skeptisch man auch gegenüber einem Besserwerden der menschlichen Natur sein möge, es lässt sich nicht verkennen, dass die besser gewordene gesellschaftliche Moral ein Bessergewordensein des Individuums



einschliesst; dass die gesellschaftliche Moral der Ausgangspunkt für die individuelle Moral ist; dass die Gesellschaft dem Individuum erst die Möglichkeit schafft, zu erkennen, was gut und böse ist, sich selbst zu erziehen, das heisst, sich besser machen.

„Wenn aber, wie du behauptest,“ wird man mir weiter entgegenhalten, „der Kulturaufstieg der Menschheit vom Besserwerden der menschlichen Natur bedingt; ein solches Besserwerden aber in Jahrtausenden kaum merklich ist: lohnt dann ein Kulturaufstieg überhaupt, ein Kulturaufstieg, der mehr ist, als ein Besserwerden der gesellschaftlichen Moral?“

Oh, ihr Kleingläubigen! Oh, ihr Kinder naiven Daseins! Wollt ihr die Ewigkeit mit einer einzigen Sekunde ausmessen? Könnt ihr nicht begreifen, dass die wenigen Jahrtausende, die zu überschauen uns vergönnt sind, weniger sind, als eine solche Sekunde? Wisst ihr, von wannen das Menschengeschlecht gekommen ist; und wisst ihr, wohinnen es geht? Wisst ihr, wie alt es schon ist; und wisst ihr, wie alt es noch werden kann?

Die Gelehrten suchen, diese Fragen zu lösen mit Schlüssen aus geologischen und sphärischen Beschaffenheiten, aus aufgefundenen menschlichen Ueberresten.

Unendlich viel haben die Gelehrten geschaffen; unendlich viel allein in der letzten kurzen Spanne Zeit, vor der noch Finsternis über so vielem hing. Unendlich viel haben sie geschaffen, und doch ist dieses Viel nur ein Atom im Vergleich zu dem, was sie noch schaffen werden.

Noch wird das Alter des Menschengeschlechts sehr verschieden geschätzt; aber alles Schätzen ist Hypothese. Man urteilt nach aufgefundenen menschlichen Ueberresten; aber wer kann wissen, wie lange vorher schon Menschen lebten, von denen keine Ueberreste blieben?

Nehmen wir das Alter des Menschengeschlechts mit 100 000 Jahren an — die Gelehrten gehen im allgemeinen nicht so hoch, weil die Beweismöglichkeit nicht so weit reicht; ich dagegen, der ich nicht von wissenschaftlichen, sondern von philosophischen Betrachtungen ausgehe, bin geneigt, ein noch viel höheres Alter als wahrscheinlich anzunehmen —; nehmen wir aber, um in diesem für uns ganz unwesentlichen Punkt keinen Widerspruch zu veranlassen, das Alter mit 100 000 Jahren an.

Davon überblicken wir, soweit es sich um Erkennen des menschlichen Wesens handelt, etwa 4000 Jahre. Das Griechenvolk stand auf einer hohen Kulturstufe. Welche Wandlungen musste das Menschengeschlecht durchlaufen, ehe es diese Stufe erreichte! Und wenn wir in diesen 4000 Jahren einen kleinen Fortschritt in der Natur des Menschen zu erkennen vermögen: muss der Fortschritt innerhalb 100 000 Jahren nicht um das vielfache grösser gewesen sein? Er muss sogar im Verhältnis zur Zeitspanne ungleich grösser gewesen sein, wenn wir Vergleiche ziehen zwischen dem Urgeschlecht, dessen Wesen wir rückschauend am Naturwerden einigermaßen zu erkennen vermögen, und dem Griechenvolk.

Wenn wir uns nun in das Walten der übersinnlichen Macht, der Gottheit, versetzen, das wir erkennen als ein dauerndes Schaffen, ein dauerndes Werden; das wir erkennen als ein dauerndes Emporentwickeln alles Erschaffenen; wenn wir aus dem Walten der übersinnlichen Macht erkennen, dass das Menschengeschlecht bestimmt ist, aus eigenem Schaffen seine Höherentwicklung zu vollbringen; dass es bestimmt ist, einem ihm von der

Gottheit eingeflössen Drange folgend, unentwegt und unersättlich an dem Aufstieg zu wirken; wenn wir bedenken, dass die bisher zurückgelegten 100 000 Jahre kaum eine Minute des Menschenalters sind, so wird man ahnend ermessen können, wohin die Gottheit das Menschengeschlecht zu führen gewillt ist. Und dieser Wille ist unbeugsam; dieser Wille, der dem Menschengeschlecht als jener Drang eingeflösset wurde, und der alles zermalmt, das sich ihm entgegenzustellen wagt.

So wie einerseits, rückwärts schauend, die Gelehrten das Alter des Menschengeschlechts zu bestimmen versuchen, so versuchen sie auf Grund des Naturgeschehens, vorwärts schauend, festzustellen, wie lange noch die Erde dem Menschengeschlecht die Lebensmöglichkeit gewähren kann; und sie sind dabei auf weitere Hunderttausende, auf Millionen von Jahren gelangt. Nehmen wir auch hier an, dass diese vorausschauende Berechnung richtig sein mag, dass also das Menschengeschlecht noch vielleicht eine Million Jahre zu leben haben wird. Vermag ein Menschenhirn auch nur ahnend zu erfassen, welchen Aufstieg das Menschengeschlecht in dieser ungeheueren Spanne Zeit noch nehmen wird?

Welche gewaltigen Fortschritte hat die Menschheit in den von uns übersehbaren 4000 Jahren auf allen Gebieten, in Wissenschaft und Technik, gemacht; welche Fortschritte hat sie allein in den letzten fünfzig Jahren gemacht! Wer kann kleingläubig genug sein, anzunehmen, dass das Maximum des Erreichbaren erreicht sei? Wer kann leugnen, dass das Tempo des Fortschreitens sich gesteigert hat? Wer vermag sich der Ueberzeugung zu verschliessen, dass der menschliche Geist nicht erschlaffen wird; dass er infolge des unverlöschbaren göttlichen Dranges höher und höher streben muss und innerhalb einer Million von Jahren eine Höhe erreicht haben kann, erreicht haben wird, die wir mit Gottähnlichkeit bezeichnen?

Wer aber vermag zu behaupten, dass das Menschengeschlecht nicht noch länger, als eine Million Jahre leben wird, nicht um das vielfache länger?

Nehmen wir an, dass die Gelehrten auf Grund genauester Berechnungen eine mögliche Lebensdauer von einer Million Jahren als Maximum festgestellt haben; dass diese Berechnungen keinen Fehler aufweisen: so erkläre ich sie doch für falsch. Die Gelehrten gehen bei ihren Berechnungen vom heutigen Lebensstand der Menschheit aus; als solche müssen sie davon ausgehen. Wenn nun aber dieser Ausgangspunkt irrig wäre: müsste dann nicht die ganze Berechnung irrig sein?

Und der Ausgangspunkt ist irrig!

Denken wir uns, dass ein kluger Mann unseres Urgeschlechts, das nur vom Funde lebte, noch keinerlei Lebenstechnik kannte, die Ausdehnung der Erdoberfläche und ihre Beschaffenheit so gekannt hätte, wie wir sie kennen. Er hätte auf Grund dieser Kenntnis genau berechnen können, dass die Erde nicht mehr als höchstens eine Million Menschen ernähren könne. Diese seine Berechnung hätte genau den gleichen Anspruch auf Richtigkeit gehabt, wie die Berechnung unserer Gelehrten, die das Lebensalter des Menschengeschlechts auf noch eine Million Jahre berechnen. Er konnte ebenso ausschliesslich nur den Lebensstand seiner Zeit seinen Berechnungen zugrunde legen, wie wir den unserer Zeit den unsrigen. Wenn also die Berechnungen unserer Gelehrten recht behalten sollen, so darf von heute ab die Lebenstechnik keine Fortschritte mehr machen.



Wer aber könnte solches für möglich halten?

Wenn jemand Karl dem Grossen erklärt haben würde, dass, wenn er nach wenig mehr als einem Jahrtausend wieder zur Erde kommen werde, er in seinem Königspalast sitzen und Worte sprechen könne mit nicht mehr erhobener Stimme als im gewöhnlichen Zwiegespräch; und dass diese Worte in demselben Augenblick, in dem sie gesprochen werden, an allen Stellen der gesamten Erdoberfläche in voller Klarheit gehört werden können: wahrhaftig, Karl würde den Dreisten in die Zwangsjacke haben stecken lassen. Ja, ich gehe noch weiter: Napoleon noch würde ebenso getan haben wie Karl.

Und doch ward das Unglaubliche Wirklichkeit, so wie viele andere Hunderttausende von Unglaublichkeiten, Wirklichkeiten geworden sind.

Würde Lionardo, dessen umfassender Geist kaum etwas für unmöglich hielt, nicht doch an der Möglichkeit gezweifelt haben, dass in weniger als einem halben Jahrtausend Wissenschaft und Technik den Menschen am Himmelszelt ganze Sternenswelten erkennen lassen würden, deren Ausmaße Grössen sind, die das menschliche Begriffsvermögen übersteigen?

Man hat jetzt, nachdem in der Zwischenzeit viele Sternenswelten entdeckt wurden, eine als Nebelflecken erscheinende neue Sternenswelt gefunden, deren Entfernung von der Erde 56 Millionen Lichtjahre beträgt! Da wir kleinen Menschen uns von solchen Grössen eine Vorstellung nicht machen können, ist es, wenigstens für den Nichtgelehrten, nötig, an kleineren Verhältnissen, die unserem Begriffsvermögen noch erreichbar sind, durch Vergleichen uns solche Unendlichkeiten näher zu bringen.

Wir können einen Gegenstand nur sehen vermöge der von diesem ausgesandten, unser Auge treffenden Lichtstrahlen. Der Lichtstrahl aber — ich halte es nicht für ganz unnötig, diese Schulweisheit ins Gedächtnis zurückzurufen — braucht für die Zurücklegung des Weges von dem ihn aus sendenden Gegenstand bis zu unserem Auge eine gewisse Zeit, die bei der ungeheuer grossen Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts bei irdischen Entfernungen zwar nicht wahrnehmbar, aber nichtsdestoweniger doch Wirklichkeit ist, und selbst für kleine Entfernungen zahlenmässig berechnet werden kann auf Grund messbarer örtlicher Entfernungen.

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts beträgt 300 000 Kilometer in einer Sekunde, sodass also das Licht den Erdumfang von 40 000 Kilometern in einer einzigen Sekunde fast acht mal umlaufen könnte. Die Entfernung der Erde von der Sonne beträgt rund 150 Millionen Kilometer, und der Sonnenstrahl, der uns trifft, braucht demnach zur Zurücklegung seines Weges wenig mehr als acht Minuten. Wenn also am Abend der letzte Sonnenstrahl uns trifft, so ist in Wirklichkeit die Sonne schon acht Minuten vorher untergegangen. Wenn uns von einem weiter entfernten Himmelskörper das Licht erst eine Stunde nach seiner Absendung erreicht, so bedeutet das, dass dieser Himmelskörper  $7\frac{1}{2}$  mal weiter entfernt von uns ist, als die Sonne. Ein Lichtstrahl, der uns erst nach 24 Stunden erreicht, kommt von einer Lichtquelle, die 180 mal so weit entfernt von uns ist als die Sonne; und ein Strahl, der uns erst nach einem Jahr erreicht — man bezeichnet diese Entfernung als ein Lichtjahr — kommt von einer Lichtquelle, die 65 700 mal so weit entfernt von uns ist als die Sonne; das sind achtzehn Billionen Kilometer!

Und nun bedenke man, dass jene neuentdeckte Sternenswelt 56 Millionen Lichtjahre, also 56 Millionen mal 18 Billionen Kilometer von uns entfernt ist; und dass sie einen Durchmesser von 100 000 Lichtjahren hat! Welch ein winziges Korn ist unser ganzes Sonnensystem im Vergleich zu dieser einen Sternenswelt!

Wenn wir also heute diese Sternenswelt sehen, so ist dies infolge der Strahlen, die diese bereits vor 56 Millionen Jahren aussandte; und wenn wir von morgen ab diese Sternenswelt nicht mehr sehen werden, so würde das bedeuten, dass morgen vor 56 Millionen Jahren diese Sternenswelt bereits unterging.

Und wer vermag zu behaupten, dass diese Sternenswelt die am weitesten von uns entfernte ist; dass nicht in tausend Jahren, ja hundert Jahren, uns Welten erkennbar sein werden, die 100 Millionen und noch mehr Lichtjahre von uns entfernt sind? Wer vermag überhaupt noch an eine Endlichkeit der Weltalls zu glauben?

Wer, der bedenkt, dass solche ungeheueren Fortschritte in Wissenschaft und Technik innerhalb eines einzigen Jahrtausends, ja Jahrhunderts gemacht wurden, kann, so wahnwitzig es auch erscheinen mag, den Gedanken nur zu denken, den Mut noch aufbringen, zu behaupten, es sei unmöglich, dass nach zehntausend Jahren eine Menschheit ernährt werden könne, welche die gesamte Erdoberfläche so dicht bevölkert, wie heute nur die Städte; und dass trotzdem nicht ein einziger Mensch zu hungern braucht?

Wer vermag den Mut aufzubringen, für unmöglich zu erklären, dass in 100 000 Jahren dem Menschengeschlecht es gelungen sein wird, Temperatur und Zusammensetzung der Atmosphäre nach seinen Bedürfnissen zu beeinflussen, um mögliche Veränderungen der Sonnenwirkung auszugleichen? Und wer vermag nicht zu glauben, dass dadurch die Lebensdauer des Menschengeschlechts um weitere Millionen von Jahren verlängert werden kann? Und wer kann es noch für unmöglich erklären, dass in 100 000 Jahren wir andere Himmelskörper werden besuchen können; und dass nach wiederum 100 000 Jahren das Menschengeschlecht eine regelrechte Kolonisierung anderer, der Erde ähnlicher Himmelskörper beginnen können wird?

Und ich gehe noch weiter: Wer vermag zu behaupten, dass das Menschengeschlecht überhaupt jemals aussterben muss?

Kann angesichts solcher Unendlichkeiten, angesichts solcher Offenbarungen ein Mensch noch zweifeln, dass eine Gottheit das All regiert nach ewigen Gesetzen; dass diese Gottheit das Menschengeschlecht, dessen bisheriges Lebensalter höchstens ein Bruchteil einer Sekunde des Menschenalters ausmacht im Verhältnis zu seiner noch langen, wenn nicht unendlichen, Lebensdauer, zu unaussprechlich Grosse bestimmt und ihm eine Schöpfungstätigkeit zugewiesen hat, die erst in ihren Uranfängen sich befindet?

Und wenn wir nun zurückkehren von diesen Unendlichkeiten in unsere kleine Gegenwart: erkennen wir dann nicht, dass die Beseitigung der Kolonialmacht nur ein ganz winziges Korn des Kulturwerdens ist; dass wir, wenn wir uns ihr entgegenstellen, uns gebärden wie ein ungezogenes Kind, das der Mutter den Löffel mit der heilenden Arznei aus der Hand schlägt; erkennen wir dann nicht, dass sie nur eine einzige der vielen Millionen von



Stufen ist, welche unsere Kultur noch aufwärts steigen muss; und dass keine Stufe übersprungen werden kann; dass sie nach dem ganzen Stand unserer Kultur, der sich in dem brünstigen Verlangen der Menschheit offenbart, die nächste Stufe ist?

Diese Stufe *muss* genommen werden, muss unverweilt genommen werden, wenn nicht der Aufstieg der Menschheit in seinem natürlichen Lauf gehemmt werden soll.

Er kann gehemmt werden, aber nicht aufgehalten. Jenen ewigen Gesetzen sind wir alle, alle unterworfen; und wehe dem, der sich ihnen widersetzt!

Möchten alle Völker das erkennen; möchten in meinen Ruf alle diejenigen einstimmen, denen meine Ideen nichts Neues sind; die schon längst von ihnen durchdrungen sind; und der Ruf wird so laut tönen, dass er keinem Volk, keinem Menschen ungehört bleiben kann, dass er der ganzen Menschheit klingen muss bis das Ziel erreicht, bis die Stufe erklimmen sein wird!



# Inhalt.

	<b>Seite</b>
1. Vorwort	7
2. Entwicklung der neuzeitlichen Kolonialmacht	10
3. J'accuse	99
4. Wege zum Ziel	141
5. Schlusswort	219

H. d. m. D. ...

---